Charles

Bilder des Lebens
aus christlicher Geschichte.

Von Mrs. Rundle-Charles,

Verfasserin der „Chronik der Familie Schönberg-Cotta"
„Gegen den Strom" etc.

Übersetzt von
Elisabeth Klee.

Striegau,
Verlag von Theodor Urban.

Bilder des Lebens

aus christlicher Geschichte.

Von

Elizabeth

Mrs. Rundle-Charles,
Verfasserin der „Chronik der Familie Schönberg-Cotta“,
„Gegen den Strom“ :c.

Übersetzt von Elisabeth Klee.

Zweite Auflage.

A. Schmidt's Verlag in Anklam.
1889.

Inhalt.

Erste Erzählung.

Die lahme Maid von Antiochien.

Erstes Kapitel.

Es war ein niedriges, reiz- und schmuckloses Zimmer, aber nicht etwa, weil kein Licht darin war; es hatte zwei Fenster. An einem derselben saß ein Mädchen mit einer Stickerei. Doch die Sonnenstrahlen schienen zu verstehen, daß sie dort nicht um ihrer selbst willen gewünscht wurden, sondern es gab eben kein Werk, das ohne sie fertig werden konnte, und deshalb verweilten sie, so gewissenhaft sie auch das Zimmer erleuchteten, dennoch nicht mit irgend welchem Behagen auf den in ihm enthaltenen Gegenständen. In der Mitte desselben stand ein Kohlenbecken; darüber beugte sich ein altes Weib, ihr Brodeln begleitend mit ihrem Gemurmel, denn sie redete sowohl die Fische als die Kohlen ganz ernsthaft an und hiermit zugleich alle Fischersleute, Kohlenbrenner und die Zeit im allgemeinen.

„Ihr waret heut früh sicher noch in der See," sprach sie zu den Fischen, „oder Euer Herr dachte es wenigstens, daß Ihr's wäret, der arme Tropf, und Ihr betrogt ihn; Ihr schlüpftet just in ein Eckchen und saht zu, wie Eure jüngeren Brüder sich den Augen der häßlichen kleinen Hexe von Köchin darstellten da drüben in dem großen Hause, und Ihr wäret sicher nie zum Vorschein gekommen, wäre nicht die alte, brummige Graia erschienen; für sie war eben alles gut genug. Arme Leute können nicht schweres Geld bezahlen, um das Beste zu erlangen; so müssen sie's teuer bezahlen, das Schlechteste zu erhalten; und auf diese Weise hilft

ein jeder seinem armen, zu Grunde gehenden Mitmenschen auf. — Und welche Prachtkohle, — wahrhaftig," fuhr sie in spöttischem Tone fort, „vom besten Holz, das rings um Antiochien zu haben war; ganz dasselbe sagt unser Nachbar, der Priester Pothinus, „was bei den Opfern für die heiligen Götter benutzt wird“. Mildthätiger Mann Du! So hast Du, um den Göttern einen Gefallen zu thun, dieses wertlose Zeug, damit man kaum eine Fliege zu rösten vermag, Deiner gutmütigen Nachbarin, der alten Witwe Graia verkauft, für fast gar nichts. Die Götter mögen es ihm damit vergelten, daß sie ihn in den unteren Regionen mit nichts, das mehr Hitze giebt, rösten! Unterdes sind die glücklich, die betrügen, ohne dafür gestraft zu werden, und die Betrogenen, die es nicht gewahr werden, wie das arme einfältige Ding dort: Viktoria."

Das Mädchen wandte sich bei Nennung ihres Namens um und sagte träumerisch: „Wolltest Du etwas von mir, Großmutter?"

„Nein, nein, ich sprach nur mit mir selbst. Was hätte ich auch solchem Kinde wie Du zu sagen? Eine hübsche Gesellschaft für jemand von meinen Erfahrungen. Geh' Du nur so fort in Deiner Unschuld und plage Dich aufs beste für jene Barbaren in dem Palaste da drüben! Verwende nur all Deine griechische Kunst und Dein Verständnis für sie! Wenn Du eine Zeichnung entworfen hast, damit man einen Altar zieren könnte, so werden sie das selbstverständlich bewundern, denn ist es nicht von silbernen und goldenen Fäden gemacht, und giebt es noch etwas Kostbareres oder Schöneres als Gold und Silber?"

„Großmutter, Du bist unbillig," sagte die Maid, und über ihre bleichen, krankhaften Züge glitt ein helles Rot. „Frau Jone ist so schön wie der Tag selbst, und darum ist es unmöglich, daß sie nicht wertschätzen sollte, was schön ist, gleich ihr selbst. Sie muß eben bei den Göttern sehr in Gunst stehen, daß sie ihr alles gegeben haben."

„Die alte Sage lautete sonst: „Wen die Götter lieben, der stirbt jung“", lautete Graias Erwiderung. „So wird sie es vielleicht nicht lange genießen, und Du und ich, wir können hier noch sitzen, essen und trinken, indes sie bereits Speise für andre ist; so gleicht sich schließlich alles aus."

„O still, still, Großmutter, das ist kein Trost; laß ihr doch ihr Glück! Ich bemühe mich bereits so lange ich lebe, sie nicht zu beneiden; mache mir das nicht schwerer noch durch solche bitteren Worte! Es thut uns doch nichts, daß Frau Jone drüben so schön und fröhlich ist, obgleich mich's bisweilen dünken will, als thät's uns was, wenn ich so recht müde bin und sehe sie dann gleich einer Göttin im Sonnenschein vorüberschweben in ihren mir so viel Kopfpein bereitenden Gewändern. Doch viel mehr noch, wenn ihre Kinder sich ihr an dem Portal, sehnsüchtig auf sie wartend, entgegendrängen, wenn sie heimkehrt, und ein jedes von ihr den ersten Kuß haben möchte. O so viel Liebe zu empfangen! Und doch kann ich nicht anders als ihr meine Liebe auch zuwenden."

„Nun, wie Du Lust hast!" lautete die Antwort. „Laß sie sich ihres Glanzes freuen! Ich für mein Teil sehe nicht, was den Bedrängten und Armen als Ersatz bleibt, wenn sie nicht mal ein bißchen herzhaften Haß hegen sollen. Doch lassen wir das! Ich dachte eben über Deinen Namen nach; prophetisch ist er just nicht gewesen. Es wurde damals irgend ein Sieg gefeiert, als Du geboren wurdest, über wen, weiß ich nicht; mir gelten Sieger und Besiegte auch völlig gleich, und Deine Eltern, jung und voll Thorheit, wie sie waren, setzten sich's in den Kopf, Dich mit diesen Freudenfesten in Verbindung zu bringen. Habe schon oft lachen müssen, wenn ich den stolzen Namen hier in unsrer düsteren Gasse widerhallen hörte. Viktoria, die für ein paar Groschen stichelt und flickt; Viktoria, die alte Fische bäckt; Viktoria, die krank und lahm ist! Du und Dein Name, Ihr seid wie ein paar Komödianten auf der Bühne, die als Nebenfiguren ihr Possenspiel miteinander treiben."

Das Mädchen warf ihre Stickerei von sich, verbarg ihr Gesicht in ihre Hände und weinte in leidenschaftlicher Heftigkeit.

„O laß mir doch das wenigstens!" schluchzte sie. „Es ist ja das einzige Helle und Lichte an mir; ich habe das Gefühl dabei, daß ich einmal doch willkommen geheißen wurde, jemandem Freude bereitet habe. Wenn ich sehr traurig bin, so kann ich doch hierüber die einzigen nicht bitteren Thränen vergießen; und geht es mir besser, scheint die Sonne, und ich fühle mich etwas kräftiger als

sonst, so kann ich mich herauswagen, mich niedersetzen im Sonnenschein und denken: Wer weiß, schließlich kann es doch noch eine Prophezeiung sein!

Die Bitterkeit der Alten hatte sich, wie gewöhnlich in den Thränen ihrer Enkelin gelöscht. Der Stachel blieb zurück in der Wunde, und nun fing sie an, sich in kläglichem Tone selbst zu bedauern.

„Schon gut, schon gut! Die Alte thäte besser, zu schweigen; es dauert lange, ehe das Grab sich aufthut, aber es wird ja nicht mehr zu lange dauern, bis ihre alten Lippen sich nicht mehr regen können, und sie wird dann nimmer zur Plage für die Jugend, die um eines Wortes willen gleich außer sich gerät."

Viktorias Thränen waren wieder zurückgedrängt, die Stickerei zur Hand genommen, und auf dem Antlitz lag wieder der alte Blick voll stiller, doch hoffnungsloser Ergebenheit. Hatte sie doch keine andre Zuflucht, keinen Gott und darum auch keine Hoffnung; für sie gab es keinen Horizont jenseits dieser Erde und keinen Vater, weder auf Erden noch im Himmel. Das Fenster, an welchem sie für gewöhnlich saß, blickte hinüber zum Palast der Frau Jone. Ein wundersamer Zauber fesselte sie an dieses Fenster mit seinem fortwährenden Kontrast. Sie war kein Engelwesen, hatte keine übermenschliche Philosophie, und wenn es ihr auch mitunter ein Gefühl von Glück gab, Mutter und Kinder bei einander zu sehen, so war doch das gewöhnliche Empfinden das des Wehs und des Kontrastes mit einem unbestimmten Bewußtsein davon, daß es selbstlose Mitfreude sein müsse, was sie fühlen sollte, und so gesellte sich zum steten Weh noch das bittere Schuldgefühl. Das war nun wohl etwas krankhaft, aber Viktoria war auch durchweg krank. Sie war behaftet mit dem der ganzen gefallenen Menschheit anhaftenden Übel, und bei ihr wurde das nagende Weh desselben durch keinerlei berauschenden Trank abgeschwächt, durch kein fieberhaftes Auflodern vergänglicher Lust verhüllt und verborgen. Sie konnte ihr unrichtiges Empfinden nicht beim rechten Namen nennen, — wie wir das doch alle können — und solche sehr weise Nomenklatur mitunter irrigerweise für Religion ansehen. In ihr lebte ein brennendes, unstillbares Verlangen nach

Glück, und nach Liebe sehnte sie sich, weil der Instinkt ihres Herzens ihr sagte, Liebe und Glück sei eins; doch ihr Ziel war ihr eignes Ich; und unter welcher Form sie ihr Dichten und Trachten auch verhüllte, so lag doch allem der Drang nach Glück zu Grunde. Heldenhaft war dies sicher nicht! Größer und edler wäre es gewesen und sehr viel mehr freudebringend, wenn aus dem Glück der andern das eigne ihr erblüht wäre, wenn sie all das Licht, das ihr in dem sonnigen Hause da drüben entgegenstrahlte, mit der Zauberhand der Sympathie in das düstere, öde eigne Heim gebracht, wenn sie, die arme, lahme Maid, sich die Liebe und Gesundheit atmenden Menschen drüben vor Augen geführt hätte in beseligender Vision. Aber das vermochte sie eben nicht. Arm, einsam, mit tiefinnerstem, unbefriedigtem Empfinden, leidend, verachtet, so saß sie und webte festliche Gewänder für Feste, die sie nimmer sehen konnte; ihre Phantasie schuf sich Bilder von elysischen Freuden, von Liebe und Leben und Frohsinn. So im Dunkel lebend und doch das Dunkel hassend, traurig und doch nach Freuden dürstend, war der bitterste Tropfen in ihrem Kelche der, daß ihr das sie also grüßende Glück und Licht das Herz nicht zu erfreuen vermochte, sondern sein Dunkel nur noch düsterer machte. Das Auge wandte sich auf sich selbst; das von der Sonne abgekehrte Angesicht verwandelte all seine Sonnenstrahlen in Schatten. Die Sonne selbst sah, indem sie ihre Lichtbilder auf ihr Herz warf, diese Lichter durch die darin enthaltenen bittern Elemente in Schatten verkehrt. Viktoria war niemals in das Haus drüben gekommen. Ihre Großmutter pflegte ihre Stickereien zurückzubesorgen, und daher blieben jene Thore ihr die Pforten eines verschlossenen Elysiums. — Da ihre Wohnung in einem hochgelegenen Teile von Antiochien sich befand, so konnte sie von dem nach hinten liegenden Fenster aus durch eine sich zwischen den unregelmäßig gebauten Häusern erschließende Öffnung direkt auf den Fluß hinuntersehen. Da spielten die blauen Wellen im Sonnenglanz; da sah sie ein Stücklein des tiefblauen südlichen Himmels, das doch groß genug war, um die an ihm dahinsegelnden silbernen Wolken zu erkennen, die Strahlenpracht der Farben beim Untergang, dazu die hin und her flammenden Blitze

und zahlreiche aus dem tiefen Azur aufleuchtende Sterne; es war eben ein Ausblick in die Unendlichkeit. Aber Viktoria setzte sich nie hierher; diese Himmelsblicke waren ihr nichts. Sie sah eben nur Sonne, Mond und Sterne, wie sie vielleicht von der Hand irgend einer zur Göttin gewordenen Jone gelenkt wurden; aber sie hingen keineswegs mehr mit ihr zusammen als ihre Arbeit und das Kohlenbecken. Ihr Heim war für sie eine Stätte des Weinens und des Schaffens und der Himmel eine Maschine ohne Räder, die das ganze menschliche Dasein um sich herum drehte. Blickte sie in sich, so fühlte sie keine Liebe, um sich, so ward ihr solche nicht entgegengebracht, über sich, so erblickte sie keinen Gott. — Darum saß sie an dem Fenster, das auf die enge Gasse zeigte, und plagte sich weiter, um ein Leben zu fristen, das doch kein andres Ziel kannte als das, fortzudauern. Zweierlei unterschied sie von ihrer Großmutter. Diese hatte einst Familienglück und Reichtum gekannt, und darum gesellte sich zu ihrem Leid das verbitternde Bewußtsein der Unbill und Schädigung, die ihr widerfahren war; Viktoria aber besaß noch, so unklar und trübe es auch war, das Bild der Hoffnung. Zweierlei hielt die Vorstellung von Glück und Liebe in ihrem Herzen lebendig: ihr Name, womit sich das Gefühl des Willkommenseins und der Freude verband, und die Erinnerung an eine Krankheit ihrer Großmutter, während welcher sie ihr Tag und Nacht pflegend beigestanden, und wo die Alte einst mitten in ihrem Grollen und Schmollen gesagt hatte: „Du armes Kind, ich glaube jetzt aber wirklich, daß Du mich liebst.“

Zweites Kapitel.

Am nächsten Tage ward ein Fest in Antiochien gefeiert. Das Volk drängte sich zu den Gärten am Orontes, um in den Tempeln daselbst zu opfern. Die Stadt prangte im Schmuck von Guirlanden, Gewinden und prächtigen Prozessionen. Graia war fortgegangen, um das Haus einer Familie zu hüten, die heute Feiertag machte. Durch die Gasse aber, wo Viktoria wohnte, kam keine Prozession.

Mitunter schlich sie sich mühsam bis an die Straßenecke oder sah hinaus, wenn sie in geringerer Entfernung vorüberzogen; aber heute war einer ihrer schlimmsten Leidenstage, und darum saß sie am Fenster und stickte, da ihr das Müßiggehen, wodurch sie nur auf sich selbst verwiesen wurde, keine eigentliche Erholung gewährte. Ihr war ein Feiertag eben nur eine Leere und Lücke. Wie sie so dasaß, regte sich es in der Straße; aufblickend, sah sie, wie ein prachtvoller Wagen vor Frau Jones Thüre fuhr: die Rosse in stolzem Geschirr, der Wagen von klassischer Form, dazu das schöne, glückliche Antlitz der Herrin des Hauses, als sie ihren Kindern ein Lebewohl zuwinkte. Wie eine Vision der Götter erschien das alles in Viktorias Augen. Und als die Rosse dahingaloppierten, blieb sie in einem Dunkel zurück, als ob sie den Sonnenwagen von hinnen getragen hätten. Ehe sie ihre Arbeit wieder zur Hand nahm, gab es auf dem Gäßchen abermals Bewegung. Aus der bescheidenen Thür des Eckhauses kam Xystus, der Zimmermann, heraus, samt seinen drei Töchtern und seinem Sohn, einem schönen, sonnengebräunten Manne, der unlängst zurückgekehrt war von einer weiten, mit Erfolg gekrönten Seefahrt, weshalb auch seine Schwestern in gar prächtigen Gewändern erschienen. Xystus und Graia waren sich allzu nahe benachbart, um nicht auf gespanntem Fuße zu stehen, zumal da der Zimmermann von einer Gemütsart war, die durch spöttisches Necken zum Ausbruch zu bringen Graia sich nimmer zu versagen vermochte; und es gab zwischen ihnen verschiedene Beschwerden ob des Wassers sowohl als des Weges, dahinein die jungen Leute in keiner Weise miteinreden durften. Doch als sie heut die Gasse so daherkamen, lachend und Pläne machend für des Tages Unterhaltung, verweilte das Auge des Xystus voller Mitgefühl auf der armen Viktoria.

„Hält Dich die Alte denn ohne Unterlaß in der Klause, Festtags wie Werkeltags?" fragte er.

„Niemand hält mich," lautete ihre lakonische Antwort.

Und die Gesellschaft zog weiter; indessen nicht so rasch, als daß nicht Viktoria noch die lachend hingeworfene Bemerkung vernommen hätte:

„Das ist so ein Pröbchen der angeerbten lieblichen Sinnesart.“

Viktorias stolzes Herz bäumte sich bei diesem Hohn; aber als die andern schon um die Ecke waren, kehrte Rhoda, das jüngste Töchterlein des Xystus, um und legte in des Mädchens Hand eine kleine Silbermünze mit den Worten:

„Kauf' Dir Früchte hierfür, Viktoria! Ich will Dir auch schöne Rosen aus den Gärten mitbringen.“

Thränen stiegen ihr ins Auge und erstickten den Dank, den sie gern ausgesprochen hätte; aber als das Kind wieder aus ihrem Gesichtskreise war, kam das alte Gefühl des Schmerzes, des Unrechtleidens wieder über sie. „Wie das Glück doch alle gut macht! Warum soll ich nur für jeden bloß ein Gegenstand des Mitleids sein und für niemand eine Quelle der Freude?“ So versiegten die Thränen in dem alten, inwendig lodernden Feuer. Sie nahm ihre Arbeit nicht wieder vor, sondern blieb still mit über den Knieen gefalteten Händen sitzen, in bitteres Grübeln versunken.

Gerade da kam der alte Priester Pothinus an ihrem Fenster vorüber, und es lag etwas in ihrer Haltung, das ihn stillstehen ließ. Er blickte sie einige Minuten lang schweigend an und rief dann ihren Namen. Sie fuhr zusammen.

„Du siehst sehr elend aus, Kind,“ sagte er. „Was ist geschehen? Fehlt es Dir an irgend etwas?“

„Nicht an Brot,“ erwiderte sie.

„Es fehlt Dir, daß Du nicht mit beim Fest in den Gärten sein kannst, Du armes Mädchen! Nun, ich habe so manchem beigewohnt. Schließlich würdest Du aber finden, daß da die Einbildung mehr im Spiele ist als die Wirklichkeit. Die Leute kehren oft mehr verdrießlich und abgespannt als erquickt nach Hause zurück.“

„Aber sie haben doch immer Genuß gehabt. Sie haben sich wie die Vögel am Sonnenschein erlabt. Ich würde alles drum geben,“ rief sie voller Leidenschaft, „könnte ich glücklich sein, und sei es auch nur für einen Tag!“

„Deine Großmutter könnte es wohl einrichten, Dich einmal mitzunehmen.“

„Was für Nutzen hätte das? Sie könnte mir ja doch nicht Gesundheit und Leben schaffen, mich auch nicht den andern gleich machen. Da würde ich nur mehr Freude erblicken und fühlen: das ist alles doch nicht für mich!"

„Aber Du solltest Dich mehr an dem Glücke der andern erfreuen!"

„Das weiß ich wohl, aber ich kann nicht."

„Möchtest Du etwa lieber, ein jeder trüge das gleiche Elend?"

„Nein," erwiderte sie düster, „aber die Elenden sollten in eine Welt für sich verbannt sein! Ach, warum", fuhr sie fort, „machen die Götter nicht jeden glücklich? Sie haben solche reiche, überflüssige Fülle von Glück, weshalb soll nicht ein jeder davon sein Teil haben? Es ist ja ganz unmöglich, gut zu sein, wenn man unglücklich ist."

„Es erscheinen uns eben alle Dinge hier dunkel und sehr ungleich," stimmte ihr der Priester bei, „aber sie sagen, es giebt noch eine andre Welt, wo die Tugendhaften glücklich und die Gottlosen voll Pein und Leiden sein werden."

„Aber wer weiß das?" fragte sie. „Ist denn jemals irgend jemand von dorther zurückgekommen und hat es uns gesagt? Und selbst wenn wir wüßten, daß es solch einen Ort giebt, wie sollen wir den Weg dorthin finden? Oder wie sollen wir, wenn wir ihn auch wissen, auf demselben wandeln? Es dünkt mich so hart, durch dieses Elend sich hindurch zu kämpfen und nur solch ungewisse Aussicht darauf zu haben, daß die Seele eines Tages glücklicher wird, falls sie wirklich unsterblich ist. Wenn doch die Götter damit gleich anfingen, uns alle glücklich zu machen! Ach, Pothinus, wenn sie mich an Leib und Seele gesund machen möchten, die Fülle frischen Lebens in jedes Glied, in jede meiner Anlagen ausströmen ließen, wenn sie mir Reichtümer bescheren möchten, wie glücklich würde ich dann einen jeden um mich her zu machen suchen, wieviel Liebe einem jeden erweisen!"

Pothinus dachte ein wenig nach; dann erhob er sich von der Fensterbrüstung, gegen die er sich gelehnt, trat in das Zimmer hinein und setzte sich.

„Bisweilen habe ich gemeint, Viktoria, Du befändest Dich in bewundernswerter Lage," fing er wieder an, „da Du die tieferen Wahrheiten der Philosophie erkanntest, deren Wesensinbegriff sich unter den Formen der allgemeinen Verehrung verbirgt. Es giebt ein höchstes, unendliches Dasein, das alles andre Erdendasein durchdringt und das einzige, wirklich vorhandene Dasein ist, der Grund und Inhalt aller Dinge. Von diesem höchsten Wesen gehen wir aus, hinein in die Welt des Scheins, die nicht wirklich existiert, sondern nur erscheint und wieder verschwindet oder vielmehr im höchsten Wesen nur existiert und also erst völlig existiert, wenn es zu erscheinen aufhört. Das Leben ist bloß ein Schatten oder ein Traum, der über die unendliche Klarheit des Unwandelbaren dahinschwebt und sie uns verhüllt. Der Tod löst uns den Traum auf, zerstreut die Wolke und läßt uns die Ruhe des Ewigen wieder erlangen."

Viktoria heftete ihre Blicke fest auf den Priester und sog gleichsam ein jedes seiner Worte in sich ein.

„Sind wir also in solchem Traum, oder ist unser Leben nur Traum?" fragte sie sinnend und voll tiefen Ernstes. „Wenn wir sterben, beginnen wir dann in eitel Freude zu existieren?"

„Ich glaube kaum, daß wir den Gedanken an Freude mit der erhabenen Ruhe jener unbeweglichen Existenz in Verbindung bringen dürfen," erwiderte er.

„Aber Ruhe ist doch etwas, daran schon zu denken so wohlthuend ist, falls sie überhaupt vorhanden und für uns bestimmt ist, Pothinus!"

Er bebte vor ihrem durchdringend forschenden Blick schier zurück, womit ihre dunklen Augen sich in sein Innerstes versenken und nach etwas Greifbarem zu suchen schienen.

„Warum fragst Du das?" sagte er.

„Weil, wenn es wahr ist," antwortete sie mit gedämpfter Stimme, „nur ein wenig Gift uns bald in diesen Zustand versetzen würde — heraus aus allem Unrecht und Leid, aus all der Plage und Mühsal und getäuschten Hoffnung! Warum sagt Ihr dies nicht all den Elenden, damit sie erfahren, was Tod ist, und

ihn zu suchen sich ein Herz fassen? Seid Ihr denn auch völlig sicher hierüber?"

„Viele der Weisesten fassen es ebenso auf," erwiderte er, „doch wir dürfen den Strom des Daseins nicht also durchbrechen. Du solltest Dich von den Gedanken über alles Leid und Elend der Gegenwart in eine Atmosphäre selig entzückten Anschauens hinauftragen lassen. Ich habe Dir dies nur gesagt, damit Du erkennen möchtest, wie unser Lieben und unser Hassen, unser Freuen und unser Trauern nur bloßer Schein und Schatten ist, und damit Du das alles verachten solltest."

„Ach," rief sie, „das glaubt Ihr doch selber nicht! Eure Philosophie ist nichts als Spielerei und Luxusgegenstand; ich aber brauche etwas, wovon ich leben kann."

„Du brauchst freilich viel, um diesen erhabenen Zustand je zu erreichen, bist eben zu ungeduldig, zu leidenschaftlich und vor allem zu subjektiv, zu persönlich. Du willst alles in Dir selbst aufgehen lassen. Der Inbegriff aller wahren Philosophie aber ist für uns, daß wir in dem höchsten Ursprung allen Daseins uns aufgehen lassen."

„Was versteht Ihr denn darunter?" fragte sie.

„Nun so, wie der Tropfen im Meer, der Sonnenstrahl im Lichte aufgeht."

„Aber ich bin kein Tropfen und kein Sonnenstrahl," hielt sie ihm entgegen. „Erklärt mir das doch!"

„Alles individuelle Dasein ist nur ein Schein, nur eine Beschränkung," erwiderte er. „Alles Geborenwerden ist ein Sterben, da es den freien Geist hineinschließt in eine thönerne Form. Wenn wir sterben, so geht das Individuum im Unendlichen auf. Dieses blinde, kämpfende und beschränkte Selbst wird nicht länger existieren, sondern wieder in der ewigen Ursubstanz dahinströmen."

Viktoria preßte die Hände auf ihre Augenlider. „Das ist schwierig," sagte sie. „Ich selbst, also mein eignes Ich? — Wäre das wahr, so will es mir scheinen, daß dadurch das Leben mehr Wichtigkeit denn je erlangt, Pothinus, da es doch ausschließlich alles ist, was wir haben. Mag immerhin mein Tod eine Vermehrung des höchsten Daseins sein, für mich ist's doch Vernichtung. Es

wäre schließlich ebensogut, nichts zu sein, als in etwas aufzugehen, das nicht ich selbst ist. — Ach, Pothinus, diese Philosophie ist zu schwer für mich! Da ist der alte Kinderglaube doch beglückender: ich könnte dem Schatten meiner Mutter im Elysium begegnen, Aber als Tropfen im unendlichen Ozean, was ist sie dann für mich? Bist Du des auch gewiß, daß es sich also verhält, Pothinus?"

Der alte Priester blickte einen Moment ziemlich verlegen drein, daß sein Trost sich als so unzulänglich erwies; dann sagte er, seine Zuflucht zu der Vornehmheit einer für sie unerklärbaren Theorie nehmend: „Armes Kind, das unverhüllte Licht ist Deinen Augen zu blendend; also halte Du nur fest an Deinen Traumbildern! Wie konnte ich auch nur darauf kommen, Dich Philosophie zu lehren! Da nimm dies!"

Damit wollte er ihr Geld in die Hand drücken, aber sie gab es ihm mit freundlicher Miene zurück und sagte: „Gebt es einem glücklichen Kinde! Es kann eben nur Glückliche erfreuen, aber mir keine Arznei verschaffen, die mich gesund macht."

Der Priester ging von dannen, indem er gleich dem Zimmermann vor sich hinmurmelte: „Der Großmutter allzu ähnlich. — Wozu habe ich auch meine Worte verschwendet!"

So ging der Festtag dahin. Graia kam von ihrer Aufgabe des Achthabens zurück; und als es schon Nacht war, hörte Viktoria die fröhlichen Stimmen der Familie durch die Gasse hallen, und ihr fiel ein, sie habe Rhodas Geldmünze noch nicht ausgegeben.

Drittes Kapitel.

„Viktoria," so rief am andern Morgen die kleine Rhoda, des Zimmermanns Tochter, als sie ihr die versprochenen Rosen überbrachte, „denke, es ist nach Antiochien ein Mann gekommen, der alle Krankheiten und Leiden heilt! Möchtest Du nicht hingehen und ihn sehen?"

„Wo ist er denn zu finden?" fragte Viktoria. Doch der niedergeschlagene Ton, in dem sie das sagte, entsprach dem freudig hoffenden des Kindes gar wenig.

„Er ist ein Jude, glaube ich, und oft in ihrer Synagoge. Mein Vater will mich nicht hingehen lassen, aber Dir kann es keinen Schaden bringen, den Versuch zu machen."

„Die Juden sind immer voll Rühmens, daß ihnen ganz besondre Kräfte und Gaben zu teil geworden seien, mehr als allen andern," sagte Graia. „Ein unwissend, abergläubisch Volk ist's, das sich nur um sich selbst kümmert, ausgenommen, wenn sie andern Leuten Geld auspressen. Die Leute sprechen, es wären entlaufene Sklaven, die durch Berauben ihrer Herren zu Reichtum gelangt sind und nun sich dessen rühmen. Uns nennen sie Heiden und bilden sich ein, die Welt sei um ihretwillen geschaffen. Von einem Juden, mein Kind, wirst Du niemals etwas erlangen, ohne es doppelt zu bezahlen."

„Aber," wandte Rhoda hier ein, „sie sprechen, dies sei eine neue Art von Juden, und meinem Bruder hat es sehr gefallen, was er von ihnen gehört hat. Er sagt, sie machten am liebsten die ganz Armen gesund."

„Wird nicht alles Gold sein, was glänzt," murmelte Graia.

Rhoda ging ziemlich enttäuscht wieder ihres Wegs, nur noch hinzufügend: „Heut ist der Tag, wo die Juden in der Synagoge sich zu versammeln pflegen."

Am Abend aber hüllte Viktoria sich in ihren Schleier und sagte: „Ich gehe, Großmutter!"

„Versuche, wie Du hinkommst!" lautete ihr Bescheid. „Ich will nichts damit zu thun haben. Die Sache ist entweder ein Betrug oder eine Zauberei oder beides."

Langsam und mühevoll schlich die arme Maid sich die Straßen entlang, bis ein stärkerer Zudrang von Menschen, die alle ziemlich gleichartig gekleidet waren und dieselben unauslöschlichen charakteristischen Gesichtszüge ihres Stammes trugen, ihr die Gewißheit gab, daß sie die Synagoge der Juden gefunden habe. Geräuschlos schlüpfte sie hinein, unter die Frauen sich mischend. Sie sah jedoch nichts, was auf ein Heilungswerk deutete. Ein jedes Auge ruhte wie gebannt auf einer von viel Mühsal abgezehrten Gestalt, auf einem von viel Kämpfen gezeichneten Angesicht, das doch einen unaussprechlichen Glanz trug. Und als sich der

Mann erhob und zu sprechen anfing, hingen sie alle an seinen Lippen, und Viktoria vermochte nichts als gleich den andern zu schauen und zu lauschen.

So gingen Stunden dahin und schienen Augenblicke zu sein. Als sie zurückkehrte, fand sie ihre Großmutter voll Unruhe bereits an der Ecke der Gasse nach ihr ausschauend.

Als sie einander sahen, sagte die Alte aber nichts weiter als: „Narrenteidinge — wußte das ja so fest voraus. Du kommst genau so wieder, wie Du hingingst!"

Viktoria gab ihr keine Antwort und setzte sich still an ihren gewohnten Platz, indes Graia unter Brummen und Schelten das Nachtessen bereitete und dann ihr vorsetzte. Viktoria saß noch immer mit gefalteten Händen da und regte sich nicht und schwieg.

„Bist Du denn behext, Kind?"

„Ich kann heute nicht essen, Großmutter!" sagte sie, das Essen sanft beiseite schiebend.

„Das hättest Du doch wenigstens mir sagen können, während ich es herrichtete! Aber was fehlt Dir denn, Kind?" denn die Thränen liefen jetzt unaufhaltsam über des Mädchens bleiche Wangen herab.

„Nichts fehlt mir, Großmutter!" lautete der Bescheid. Und dann fuhr sie fort, ihre Augen auf Graia heftend, mit einem Ernst, der diese zu lauschen zwang: „Ich habe nun alles, was mein Herz nur begehren kann, und nichts von Neid oder Bitterkeit wird mich je wieder anfechten. Ich kannte Ihn nicht, ich suchte Ihn nicht, aber ich habe das Glück nun gefunden, denn ich habe Gott gefunden." Es lag in dem Antlitz des Mädchens ein Ausdruck, in dem Tone des Namens über alle Namen, der zum erstenmal in diesem trübseligen Gemach erklang, etwas, das die Alte mit scheuer Ehrfurcht erfüllte und verstummen ließ, und Viktoria fuhr fort: „Es ist dennoch wahr, daß Freude die Atmosphäre ist, darin das Gute gedeiht. Ich wußte es, und nun fühle ich es. Es ist ein Gott, und Er ist der Vater; Er ist allenthalben, und Er ist Liebe; Er ist mir nahe, und Er liebt mich. In uns aber ist Haß und Sünde, und die haßt Er. Wir alle sind weit von Ihm abgeirrt und verloren gewesen. Aber Gott hat uns so geliebt, selbst als

wir noch umherirrten und Ihm Kummer machten, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, der mit Ihm eins ist, auf daß Er Mensch würde und stürbe für unsre Sünde. Er lebte in Galiläa und zog umher in den Städten und Dörfern und machte die Kranken gesund und that ihnen allen Gutes. Endlich aber — erst vor einigen Jahren geschah es — haben sie Ihn gleich einem Sklaven ans Kreuz genagelt. Dort hat Er unsre Sünden getragen und ist gestorben. Er hat all, all unsre Sünde hinweggenommen auf immerdar! Am dritten Tage ist Er aus dem Grabe wieder auferstanden, und nun lebt Er im Himmel und liebt uns und führt uns einen Tag wie den andern und liebt uns so, wie der Vater Ihn liebt."

„Wer hat Dir solches gesagt?" fragte Graia.

„Der jüdische Lehrer in der Synagoge."

„Nun, ich kann darin gar nichts finden," meinte die Alte nach einer geraumen Pause. „Was für Zeichen hast Du denn von dieser Liebe, davon Du eben sprachst? Wärst Du von Deiner Lahmheit geheilt, ja, dann wäre es was andres."

„O Großmutter," erwiderte die Maid, „Gott hat uns Sich selbst gegeben; danach ist alles übrige so gering, daß mich nicht mehr nach einem Zeichen Seiner Liebe verlangt."

„Wie aber weißt Du, daß dies wahr ist?" fragte Graia.

„Es hat viele Zeugen gegeben von Seinem Tode und von Seiner Auferstehung," erwiderte Viktoria. „Aber Er hat noch einen andern Zeugen mir ins Herz hinein gesandt und mir alles offenbar gemacht, und mein Herz kann nicht mehr daran zweifeln, daß Gott ist und daß Er Liebe ist, ebensowenig wie meine Augen daran zweifeln, daß die Sonne Licht ist. Jegliches Wort, das der heilige Gottesmann sprach, strömte mir mit der Gewißheit in das Herz, als sähe ich es leibhaftig. Es ist wahr, Großmutter," fuhr sie fort, „es ist wahr für Dich und für mich, für alle Zeiten."

Die Alte murmelte etwas von Blendwerk und Bethörung und dergl., aber sie versuchte keinerlei Einspruch; und die Glückseligkeit, die anfangs Viktoria zu groß dünkte, um dabei essen und schlafen zu können, wirkte allmählich auf sie so beruhigend, daß sie in friedevollen Schlummer sank, wie sie solchen kaum gekannt hatte,

seit die Stimme ihrer Mutter sie als Kindlein eingelullt, um von den treuen Wächteraugen ihrer Liebe behütet zu schlafen.

Sie erwachte und war nimmer verwaist. Die Liebe, die ihr Schlaf gegeben, umgab sie auch beim Erwachen, war um sie, über ihr, in ihrem innersten Herzen. Das kleine Zimmer sah ganz wie sonst aus, aber in ihren Augen hatte alles ein andres Aussehen erlangt. Ihre Nähterei, die sonst nur mit Gedanken an die Plage dabei und den Preis dafür sich verband, gab ihr die Aussicht auf Stunden stiller Gemeinschaft mit Ihm, der unendlichen Quelle der Freude, welche sie nimmermehr verlassen und versäumen würde. Das in die Gasse blickende Fenster war für ihr Herz nun ein Ausblick in die Welt der Menschen, und sie, ja sie hatte nun einen Schatz über alle Schätze, andern davon zu spenden, einen Balsam, der heilkräftig war wider jegliches Leiden. Die arme, alte, abgesorgte Gestalt ihr zur Seite, das Antlitz, dessen Furchen voll Gram und Unzufriedenheit der Schlaf nicht zu glätten vermochte — was würde es doch für eine Freude sein, wenn sie es aufleuchten sehen würde unter dem neuen Licht und Leben, dem ihre Augen sich erschlossen hatten! Und wie sie sich nun geräuschlos erhob und ankleidete, um ihrer Großmutter Ruhe nicht zu stören, schien ihr das andre Fenster plötzlich so, als ob sie es heut zum erstenmal aufmachte. Schweigend lag die kleine Gasse unten im Morgenlicht; das Stück Himmel, das darüber zu leuchten begann, glich einer aufblühenden Rose im Widerschein des Sonnenaufgangs im Osten, indes unten die Wellen des Stromes blitzten. Für Viktoria war das alles wie eine neue Offenbarung, obgleich an Tausenden von Morgen die gleichen Sonnenstrahlen in das gleiche Stübchen herniederblickten. Ihr Herz war allem Licht sympathisch zugethan, und so kniete sie nun nieder vor dem kleinen Fenster und brachte Gott Anbetung dar. Auch ihre Seele war durchglüht vom Widerschein einer ihr eben erst aufgegangenen Sonne, die aber nimmer wieder untergehen sollte. All ihr Beten heut faßte sich in die Worte zusammen: „Gott, mein Vater, — Jesus Christus, mein Herr!“ Und als sie sich erhob, kam ihr der beglückende Gedanke: „Nun weiß ich, warum ich Viktoria heiße! Verheißung ist es doch gewesen, Prophezeiung — ich werde siegen.“

Als Graia aufwachte, war das Feuer angezündet und das schlichte Frühmahl beinahe fertig; das Mädchen saß auf ihrem Arbeitsplätzchen, mit der Nadel beschäftigt. Graia schaute ihre Enkelin einige Minuten lang stumm an. Ihr war deren Gesicht das, was für Viktoria jenes Stück westlicher Himmel draußen war, der Wiederschein einer glorreichen, doch ihr verborgenen Sonne. Aber zugleich lag über der Maid etwas, das die Alte mit einem eigenartigen, sie in stummem Bann haltenden Gefühl überkam; all ihr Spotten über jüdische Betrüger und einfältige, leichtgläubige Mädchen erstarb ihr auf den Lippen, und sie verzehrte ihr Frühmahl, ohne auch nur über etwas zu brummen. Auf dem Fenstersims standen die von Rhoda gebrachten Rosen. Viktoria betrachtete und bewunderte ihre Schönheit und stellte sie dann, behutsam die welken Blätter ablösend, in frisches Wasser; sie erschienen ihr wie ein Lächeln Gottes, ein Auftrag zugleich, die gute Botschaft nun auch dem Kinde zu bringen, das diese Rosen ihr gespendet.

Im Laufe des Morgens kam Rhoda vorüber. Sie blickte durchs offene Fenster und rief, als sie Viktorias bleiches Angesicht sah, ganz enttäuscht:

„Ach, Du bist also doch nicht hingegangen und hast die Kur probiert?"

„Doch, ich bin hingegangen."

„Aber es ist doch Täuschung gewesen und alles Betrug?"

„Es war nicht Täuschung, meine Rhoda!" lautete die Antwort. „Es ist das Wahrste, was es in der ganzen Welt giebt, und ich habe alles erhalten, was ich begehre."

„Wie meinst Du das, Viktoria?"

„Ich bin nun keine Waise mehr, Rhoda; ich habe nun einen Vater und einen Freund, der mich mehr geliebt hat als Sein Leben. Komme nur und sieh' selbst," fuhr sie fort, als das Kind ganz verdutzt sie anblickte, „die gute Botschaft ist für Dich wie für alle bestimmt."

Rhoda erlangte ihres Vaters Erlaubnis und noch an dem gleichen Tage — dem Sabbat der Juden — unterstützte das Kind die schwankenden Schritte der lahmen Jungfrau zur Syna-

goge der Juden. Doch jedes Licht muß notwendig leuchten, und so verbreitete sich die frohe Botschaft mehr und mehr. Es war die gleiche Stimme, welche wieder die Ansprache hielt, — die gleiche Botschaft — die Stimme des getreuen Apostels, der da entschlossen war, nichts zu wissen denn Jesum, den Gekreuzigten, und solchem Entschluß treu blieb. In dem Herzen des Kindes regte sich kein Widerspruch, wie solcher in dem der Jungfrau sich um der beschwerenden Lasten ihres Lebens willen gezeigt, und es währte nicht lange, so ging das Gerücht: In der schmalen Gasse giebt es zwei Christen, denn „es war in Antiochien, wo die Jünger zuerst Christen genannt wurden“.

Glückliche Jünger! — So charakteristisch war ihr Sprechen, daß die Welt im Blick auf sie nicht anders konnte, als sehen, wem sie angehörten, wer ihre Freude war, und daher ihnen keinen andern Namen als den ihres Herrn geben. Glückliche Zeiten, möchten wir sagen, wo noch keinerlei geringere Unterschiede die Kirche spalteten, noch keine kleinlichen Streitfragen die Wahrheit verschleierten; doch war der Kampf, wie er das stets ist, offenbar zwischen Christo und dem Teufel. Glückliche Zeiten, wenn für den Christen das Glück an sich je nicht in den äußeren Verhältnissen von Zeit und Umständen lag, als vielmehr in der unbeweglichen Liebe dessen, der mit Seiner Fülle alle Zeiten und alle Orte erfüllt!

Noch war keinerlei Streitfrage erhoben, sondern die Quelle allen Fragens lag tief in den Herzen der beiden Mädchen. Viktoria hatte keinerlei Verhandlungen über die Natur der Gottheit gehört, über den Unterschied zwischen Rechtfertigung und Heiligung, über Beharrlichkeit im Glauben oder Gewißheit des Heils. Rein und voll hatten sie von den Lippen eines Apostels das Evangelium von Jesum empfangen. Sie hatten Christum aufgenommen als den Heiland, ihren Herrn und ihren Gott. Indem sie Ihn empfingen, empfingen sie das Leben, und sie wußten wohl, daß das Leben nicht von ihnen abhing, sondern nur „in Ihm verborgen“ war, ein Leben, dessen eigenster charakteristischer Instinkt schon Unsterblichkeit ist, und das doch auch nicht einen Augenblick, wenn abgeschnitten von seiner Quelle, zu existieren vermag, unfähig, auch nur für

einen Moment seine innere Gesundheit zu bewahren außerhalb der Gemeinschaft mit Ihm.

Ihre Religion war auf Thatsachen, nicht auf Gefühle gegründet; der Tod am Kreuz, der sie erlöst, die Auferstehung, darin sie mit Christo auferstanden waren, die innere Offenbarung des Herrn an der Seele, der Geist, der in ihre Herzen das vom Vater und dem Sohn ihnen Verkündete hineinschrieb, das war ihres Glaubens Grund. Dennoch sind wir in unsern von jener Zeit so weit abliegenden Tagen nicht ärmer als sie, nicht etwa dem Quell des Lichtes ferner gerückt. Sie hatten die Worte der lebendigen Apostel und den Anblick der sichtbaren Wunder. Wir haben das lebendige Wort des lebendigen Gottes durch Apostel und Propheten, das fortwährende Wunder der Bekehrung und die Gegensätze von tausend Formen des Irrtums, der durch das wahre Licht nur noch völliger hervortritt. Laßt uns dem Gedanken voll Unglauben nimmer Raum geben, daß die Kirche seit den Tagen Christi in andre Bahnen gelenkt sei, als ob ihre Gemeinschaft mit Ihm eine historische Anerkennung statt eines lebendigen Verkehrs sei! Bei der Kirche bleibt auch allezeit ihres Herrn lebendige Gegenwart, und ihre Pilgrimsfahrt geht nicht vom Sonnenaufgang niederwärts, sondern dem Sonnenaufgang zu.

Viertes Kapitel.

Mit diesem großen Umschwung in Viktorias innerem Leben verschwand alles ruhelose Sehnen nach Wechsel der Verhältnisse in ihrem äußeren Leben. Ihr Stübchen dünkte ihr nun eine so glückliche, friedevolle Stätte zu sein, die mühevolle Arbeit, mit der ihre Finger beschäftigt waren, ließ ihr Herz ganz ungehemmt und frei. Aber das Stübchen selbst gewann ein heitereres Aussehen, denn der Glaube, welcher Viktoria mit der Quelle aller Freude verband, ließ sie nicht etwa gleichgültig werden für die äußeren Dinge; er machte sie vielmehr zufrieden mit ihnen und darum nicht nur geneigt, ihre beste Seite herauszufinden, sondern auch das

Beste aus ihnen zu machen. Gottes Fürsorge und Gnade waren für sie nur Ströme aus dem gleichen Quell der Liebe. Was ihr an Gaben von ersterer zu teil wurde, war ihr so heilig wie die Gaben, damit die Gnade sie segnete. Beides mußte voll Ehrfurcht gebraucht und mit Freuden genossen werden. Zufriedenheit, die sich durch das neue göttliche Leben in Dank verwandelt hatte, konnte sie nicht in Trägheit wiegen; sie stählte sie zu frischer Thatkraft, und ob auch die Armut bei ihnen weiter hauste, so entfaltete sich doch eine Ordnung und Regsamkeit des Lebens, die selbst dem verbitterten Herzen Graias ein Gefühl von Behagen und Ruhe gewährte, obwohl letztere sich stetig dagegen sträubte, mit dieser neuen Lehre irgend etwas zu thun zu haben.

Viktoria war nach wie vor die arme, lahme Maid. Kein Wunder hatte sich an ihrem elenden Körper vollzogen. Die wunderthätigen Zeichen des Heilens waren für die Welt, durften aber nimmer sich eindrängen in jene Segnungen und Lehren, die dem Gläubigen aus leiblichen Leiden entsprießen, noch sollten dadurch die „gar mancherlei leiblichen Trübsale" verbannt werden, daraus der Seele heilsame, „friedsame Frucht der Gerechtigkeit erwächst". Der Friede aber, welcher in ihrem Herzen regierte, strömte auch über ihre physischen Kräfte eine solche Freiheit des Bewegens aus, daß sich schon selbst hierdurch eine neue Kraft erschloß. Die Hände, die mit dem Steuermann nun nimmer um des Schiffes Leitung rangen, fanden Muße, anderwärts fruchtbare Thätigkeit zu entfalten.

Zunächst richtete sie sich ihr Stickplätzchen an dem Fenster ein, daraus sie den Himmel und das Meer übersah. Diese Werke Gottes, die sich durch kein selbständiges Leben von ihrem wahren Mittelpunkt abbringen ließen, wurden ihr gar teuer; sie wurden ihr zu lebendigen Worten Gottes. Dort verlebte sie und Rhoda so manche glückliche Stunde. Letztere beschäftigte sich damit, Fäden für die Stickerei herauszusuchen, und dabei unterhielten sie sich von dem, was ihnen des Apostel Paulus' letzte Predigt offenbart hatte. Diese seine Predigten waren ihre Bibel. Sorglichst hoben sie in ihres Herzens Schrein alle die einzelnen Bruchstücke auf, die wir in einem unvergänglichen Buche gesammelt besitzen. Oft war Viktoria unfähig, den Gottesdiensten beizuwohnen, dann erquickten

sie Rhodas Berichte für die ganze Woche. Mitunter sangen sie auch liebliche, schlichte Lieder, „sangen und spielten in ihren Herzen“. Graia lauschte ihnen auch wohl, während sie scheinbar sich mit ihrer Haushaltungsarbeit beschäftigte, wenn sie auch jeder Unterredung über solche Dinge auswich und oft die Mädchen allein ließ, sobald sie für einen Tag außer dem Hause zu thun hatte. Aber sie brummte doch ganz entschieden weniger.

Das Christentum war nun aber nicht bloß eine wiederhergestellte Gemeinschaft mit Gott, es war ein Bekennen zu Christo, und in jenen Tagen war dies Bekennen verhältnismäßig wenig der Gefahr ausgesetzt, mit dem Bekennen vor den Menschen verwechselt zu werden, denn jenes Bekennen erschloß in der That eine Bahn, auf der keine göttliche Verheißung und keine menschliche Bürgschaft sich zwischen Bekenntnis und Martyrium stellte, zwischen Taufe und Kreuz — das „Zeugen für den Herrn“ und das „Martyrium“ waren in Wirklichkeit, bald in dieser, bald in jener Gestalt, synonyme Begriffe.

Damals mußte die Liebe oft große Opfer bringen und immer großen Opfern entgegenschauen, und das erhielt sie brünstig und echt, denn Opfer ist der Liebe bester Brennstoff.

Es kam der Tag, wo es nicht mehr ein bloßes dunkles Gerücht blieb, daß Rhoda und Viktoria Christinnen seien. Fröhlich bekannten sie in der heiligen Taufe, daß sie mit Christo begraben seien für die Welt und mit Ihm auferstanden von dem Tode, daß hinfort das, was sie noch lebten im Fleisch, ein Leben war im Glauben des Sohnes Gottes, der sie geliebet und sich selbst für sie dahingegeben.

Die Zeremonie war so einfach, daß ihr Name die einzige uns gebliebene Mitteilung derselben ist. Was sie an Herrlichkeit besaß, war, wie alle wahre Herrlichkeit des Herrn Jesu und Seiner Kirche es zur Zeit noch ist, unsichtbar. Ihre Freude erfuhren nur diejenigen, deren Herz voll Liebe diesen Akt des Gehorsams zum heiligen Segen werden ließ. Aber dieser Weiheakt oder dies Sakrament, das sie also von der Welt absonderte, indem es ihren Bund mit dem kundthat, welcher nicht von dieser Welt ist, hatte auch noch eine Kehrseite. Sie wurden dadurch in die Gemeinschaft

der Kirche eingeführt, nicht thatsächlich, das konnte nur das Kreuz thun, auch nicht für ihr Bewußtsein, das hatte ihr Glaube an den Gekreuzigten gethan, sondern offenkundig vor aller Augen. Es gesellte sich zu diesem Weiheakt auch die Feier jenes Liebesmahles, das von dem Tode, dadurch uns Erlösung erkauft ward, auf das Wiederkommen hinweist, das uns das erkaufte Erbe frei giebt.

Das war für Rhoda und Viktoria ein heiliges und segensvolles Vorrecht. Sie standen nun nicht mehr allein da, sondern wurden aufgenommen als Glieder einer überaus gesegneten Familiengemeinschaft, darin Apostel und Propheten wirkten und sie ermahnten, daß sie doch mit allem Fleiß, mit ganzem Herzen dem Herrn anhangen möchten, als Kinder einer Familie, darin sich auch manche Dulder befanden, mit denen Viktoria wohl zu weinen vermochte, weil unter dem Strom ihrer eignen Thränen wie unter dem jener andern ein unerschöpfliches Meer von Freude flutete.

So lernte diese lahme Maid allmählich, daß all die bitterscharfe Zucht ihres bisherigen Lebens ihr gesegnetes Endziel hatte, und sah, wie in den Furchen ihres Leides manches schlichte, aber heilsame Kraut emporgesproßt war. Und gar viele kamen zu jenem bescheidenen Stübchen, Rat und Sympathie sich zu holen von jemand, der bei mancher Schwachheit noch mehr Gnade bedurft und erlangt hatte. Das neue Leben in ihr fand in der lebendigen Kirche die Sphäre für jede ihr innewohnende Thatkraft, Erstlinge der neuen Gottesschöpfung in ihr, und so setzte sich, wie das stets der Fall sein muß, wo das Auge einfältig und Gott der Herr ist, der Kampf mit der Sünde fort, wie der Kampf zwischen Tod und Leben im Baume, durch den der Saft mit dem Frühjahr emporquillt. Gott und Seine Kirche waren allezeit in ihrem Sinnen und Denken, und Er nahm Sich ihrer treulich an. Ihr Werk war das Dienen, Sein Werk die Heiligung. Aber um den Quell dieser Strömung in noch höherem Gebiet zu suchen: während sie sich mühte, das eine Gebot zu erfüllen, das alle umfaßt, in Christo zu bleiben, ward ihr die Heiligung des Lebens kein Werk mehr, sondern eine Frucht, nicht das Resultat eines steten ernstlichen Bemühens, sondern die Erfüllung einer Verheißung und die natürliche Entwicklung des Lebens. Ihr Auge war auf Jesum gerichtet und das

Seine auf sie. Sein Auge leitete sie auf Seinem Pfad, und indem sie Ihn anschaute, ward sie in Sein Bild verwandelt und verklärt.

In dem Maße, als ihre Einsicht in Gottes Wege mit uns in Zweck und Ziel dieser irdischen Pilgerfahrt ihr klarer wurde, begann sie zu gewahren, daß das, was uns auf Erden hier obliegt, hauptsächlich ein Arbeiten ist und nicht ein beschauliches, sondern ein dienendes, und daß das geringste unsrer Mitgeschöpfe, das nach Seinem Bilde geschaffen, aber von Ihm abgewichen ist, ein Medium tieferer Gemeinschaft mit Gott und höheren Ihm Dienens sein kann als alle Herrlichkeit von Himmel und Erde. Darum ließ sie sich auch wieder – obwohl jenes Fenster, durch welches der Glanz des Sonnenuntergangs ihr entgegenleuchtete und die Sterne darüber sie grüßten, ihr Lieblingsplätzchen blieb in stillen Stunden des Gebets — an jenem mit ihrer Stickerei nieder, durch welches sie auf die schmale Gasse und den Palast hinaussah. Wohl wurde das Haus der Frau Jone wieder der häufigste Gegenstand ihres Beobachtens, aber mit welch andern Empfindungen! Das sehnliche Verlangen innigen Mitgefühls war an die Stätte des verzehrenden Neides getreten. Sie kannte jetzt eine Gabe und eine Freude, die so unaussprechlich über alles, was die Welt zu bieten vermochte, hinausging, daß der große Hauptwunsch ihres Lebens der wurde, diese Gabe andern mitzuteilen. In ihrem engen Horizont, wo das alltägliche Leben sich so einförmig dahinbewegte, blieb eben jener Palast der Gegenstand ihres innersten Interesses. Doch während sie mehr und mehr Zugang gewann zu Ihm, dessen Berührung die Springfedern des Herzens ebenso in Bewegung zu setzen vermag als die des Universums, wurde all ihr geheimes Sinnen aus Grübeln und Träumen in Gebet verwandelt, neu gestaltet, und Tag und Nacht brachte sie die Namen Frau Jones und ihrer Kinder in inniger Fürbitte vor Gottes Angesicht. Gebete aber, die in Christo dargebracht werden, steigen zum Himmel auf. War es nun nicht wunderbar, dieses Vorrecht liebender Fürbitte? Wurde doch der Name jenes Weltkindes, das inmitten aller seiner irdischen Glückseligkeit dahinging und nie hinaufblickte zum Himmel, auch nicht wußte, wer dort wohnte, dort bereits gehört, und Segnungen wurden auf sie herabgefleht, von denen sie auch nicht eine Ahnung hatte. Und nie

ward ihres Namens noch dieser Bitte vor Gott vergessen. Oft bat Viktoria noch mehr, daß, wenn es sein könnte, die Botschaft des Friedens durch ihre Vermittlung in jenen Palast hinübergelangen möchte, und wenn sie am Tage sich in Träumereien verlor, so konnte sie sich wünschen, daß irgend ein Opfer oder Leiden ihrerseits die Aufmerksamkeit der Familie auf sich ziehen möchte und so die Wahrheit des Lebens zum Herzen der Schloßherrin von ihren sterbenden Lippen dränge. Wenn jedoch eine praktischere Richtung in ihrer Stimmung vorwaltete, so ersann sie sich Gründe, warum sie ihre Arbeit der Dame selbst abliefern müsse, und so endlich ein Zusammensein mit ihr erlangend, wollte sie ihr mutig das Evangelium von Christo verkünden. Sie erdachte sich bereits ganze Unterhaltungen für solchen Fall, lange, ergreifende Reden und dann wieder kurzgefaßte, aber inhaltsreiche. Doch gewöhnlich kam es noch vor dem Ende dieses erdachten Gesprächs zu einem Lächeln darüber, und es schloß damit, daß sie ihrem Heiland den Wunsch vortrug, den sie vor Menschen nicht aussprechen durfte.

Eines Morgens, als sie gerade wieder bei solch stillem Liebesgeschäft sich befand, kehrte Graia, die ihrer Enkelin Arbeit drüben abgeliefert, hastig zurück ins Stübchen und sagte ohne weitere Umschweife: „Ich weiß nicht, welche Not uns bevorstehen mag. Frau Jone will durchaus selbst mit Dir über die Stickerei sprechen; sie wollte mir das Geld nicht mal anvertrauen. Sicher werden sie etwas über Deine neumodische Religion gehört haben und deshalb nichts mehr mit uns zu thun haben wollen."

Zum größten Erstaunen der Alten erhob sich Viktoria alsbald mit strahlendem Angesicht und schickte sich an, ihren Schleier überzuwerfen.

„Bist Du toll, Mädchen? Hab' ich denn gesagt, daß Du gleich diesen Augenblick hinüberkommen sollst? Du brauchst Dich nicht in solch fieberhafter Eile hinzustürzen. Mir schwant, hieraus kommt nichts Gutes für uns; Du kannst dessen gewiß sein."

Vom Trieb des Gehorsams geschult, setzte sich Viktoria wieder nieder. Errötend über ihren eben gezeigten Eifer, als ob sie dadurch ihres Herzens Träume verraten hätte, saß sie einige Augen-

blicke da und bemühte sich, ihre Gedanken zu sammeln und ihre Großmutter nicht durch ungelegen kommende Fragen zu ärgern. Nach einer Zwischenpause jedoch, die ihr selbst eine gar lange Geduldsprobe dünkte, wagte sie sich mit der Frage hervor, wann denn ihr Hinübergehen gewünscht würde.

„Morgen früh," lautete die lakonische Antwort, „und das ist nicht zu viel Zeit, um Deinen Schleier zu waschen und zu trocknen und Deine besten Gewänder herzurichten."

Graias vorahnungsvolle Worte hatten einen viel tieferen Eindruck auf Viktorias Seele gemacht, als sie das vermutete, und nun wurden die Bilder, die sich der letzteren aufgedrängt, vom Märtyrertum, das ihr bevorstand, durch den jähen Übergang zu häuslichen Zurüstungen verscheucht, obwohl damit nur die still im Herzen lebende Hoffnung, welche solche Bilder erstehen ließ, ans Tageslicht trat.

Unterdessen war Graia beschäftigt, aus einem geheimen Verschlage gewisse, langeverschlossene Schätze herauszusuchen, und es währte nicht lange, so erschien sie wieder mit verschiedenen aus ihrer eignen Jugend wie aus der von Viktorias Mutter stammenden Schmuckgegenständen, welche, obwohl sie uns jetzt klassisch dünken würden, in Viktorias Augen bloß veraltete Reliquien waren. Sowohl Geschmack als Grundsatz bestimmte sie, sich ganz entschieden gegen das Anlegen derselben zu erklären. Nach einem ziemlich langen Hin- und Herdebattieren war Graia besiegt und bewahrte nun für immer, gleich allen echten Kämpfern, eine nur noch höhere Meinung vom Charakter ihrer Enkelin. Die Gewänder und Schmucksachen wurden beiseite gelegt und mit Ausnahme von einer an ihrem Mantel als Agraffe befestigten Gemme, und einem mehr denn sonst dem Schnee gleichenden, weißen Schleier fand keine weitere Änderung ihres gewöhnlichen Aufzugs statt.

Spät war's, ehe sie sich an diesem Abend zur Ruhe niederlegten. In der Stille der Nacht aber kehrten die Träume aus früherer dunkler Zeit und das Flehen und Sehnen ihres Herzens in den letzten lichten Monaten des Friedens zu der einsam wachenden Maid zurück, und sie verbrachte die halbe Nacht mit Sinnen über das, was sie sagen und thun wollte. Sie dachte sich der

Dame zu Füßen zu werfen, sie zu beschwören, die himmlische Gabe Gottes anzunehmen. Dann wieder stellte sie sich gleich einer Prophetin im Geist vor sie hin in aller Schwachheit und Armut und verkündete ihr die göttliche Botschaft, die ja alle, welche sie kennen, den andern verkünden sollen. Und als dann Körper und Geist von allem Planen und Zurückdenken erschöpft waren, erhob sie ihr Herz zu ihrem Vater im Himmel und bat Ihn, sie zu leiten, und so schlief sie still ein.

Sie erwachte am andern Morgen zu ihrer gewohnten Stunde erquickt und voll Friedens, und nachdem sie ihr Morgengebet gesprochen und ihre Sonderbitte hinzugefügt, nahm sie ihr frugales Frühmahl ein, um dann unter Graias Geleit in den Palast zu gehen.

Ihr Herz schlug mächtig, als sie das Thor erreichte, und noch rascher, als der Thürhüter ihr Anliegen gehört und, Graia entlassend, sie angewiesen hatte, auf ihn innerhalb der Vorhalle zu warten. Es war so seltsam, nun innerhalb des Bereichs sich zu befinden, das ihre ganze Traumwelt in sich schloß, und doch selbst ganz so wie im alltäglichen Leben zu sein. Doch ein Wunsch umfaßte alle andern. Könnte sie nicht den Augenblick, dahin all ihr Sehnen und Beten so lange gezielt, näher rücken? Könnten nicht unberechenbare Segnungen aus einem treu bekennenden Worte hervorströmen? Deshalb war nichts von Hoffart, von prophetischem Gelüst in ihr, als sie so der langeherbeigewünschten Unterredung entgegenharrte, sondern die Empfindung ihrer großen Schwachheit, der doch das Evangelium von der großen Freude anvertraut worden. Ihr Herz schlug heftig und voll Bangen und doch voll der Zuversicht, wie ein Kind sie hegt, das einen erfreulichen Auftrag empfangen hat.

Sie hatte nicht lange zu warten; eine reich gekleidete Sklavin kam, um sie der Herrin zuzuführen. Viktoria hätte leicht, durch die hochfahrenden Mienen und kostbaren Kleider der Zofe irregeleitet, sich zu einem Akt der Huldigung gegen diese vergessen können, hätte sie nicht das Antlitz der Frau Jone allzu gut gekannt. Der Glanz der Zimmer, durch die sie nun geführt wurde, blendete sie nicht im geringsten; sie hatte sie sich ja ihr ganzes Leben lang vor Augen gestellt, und dünkten sie ihr nur die solchem

Juwel entsprechende Fassung zu sein. Jetzt stand sie der Herrin gegenüber, völlig ruhig, viel mehr, als sie es in ihren Träumen gethan hatte. Als aber die sanfte, melodische Stimme an ihr Ohr drang und das Bewußtsein in ihr erweckte, daß dies alles kein Traum war, wurde die Wirklichkeit ihr doch zunächst fast überwältigend. Die Farbe wich aus ihrem Gesicht; Thränen traten ihr ins Auge; kaum vermochte sie zu atmen. Die Dame sah sie beobachtend an und winkte der Sklavin, sie möchte ihr etwas zur Stärkung anbieten. Doch Viktoria faßte sich durch einen Blick des Herzens aufwärts, und alle Hilfe ablehnend fragte sie, was die Dame von ihr beliebe. Sie sollte für eine Hochzeitsfeier ihre Hände zur Verfügung stellen, und jetzt bemerkte Viktoria zum erstenmal, daß eine junge Dame zugegen war, die älteste Tochter des Hauses, eines jener schönen Kinder, die sie so oft beobachtet hatte. So jung diese auch noch schien, so war sie doch bereits Braut. Des Hauses Sonnenstrahl, Jungfrau Mariamne, sollte dasselbe verlassen.

Stunden vergingen in Beratungen über Längen und Breiten, Muster und Stoff, und es war bereits spät am Tage, Viktoria schon ganz müde und wirr im Kopf, als endlich die Konferenz geschlossen wurde und die Sklavin sie hinausführen sollte. Aber noch war auch nicht ein Wort von dem gesprochen, was der armen Maid aufs tiefste und nächste ans Herz gewachsen war. Es dünkte ihr nun, daß es so viel leichter gewesen wäre, hätte sie gleich zu Anfang davon geredet, ehe ihr Gemüt durch all diese Kleinlichkeiten abgespannt und zerstreut ward. Ihre Religion gründete sich jedoch nicht auf hin und her flutende Gefühle, sondern auf den Glauben an unvergängliche Wahrheiten; daher war es ihr nicht möglich, das Zimmer zu verlassen, ohne ein Wort gesagt zu haben. So blieb sie auf der Schwelle stehen, während die Sklavin ihr ungeduldig winkte, sie solle weitergehen. Endlich bemerkte es die Dame und fragte, ob sie ihr noch etwas zu sagen habe. Wohl hätte sie sich am liebsten ihr nun zu Füßen geworfen und ihre Hände mit ihren Thränen gebadet. Da sie aber fürchtete, daß solche Kundgebung des Gefühls, die wohl für sie natürlich war, doch solchen, die dessen Quelle nicht kannten, übertrieben und unverständlich

erscheinen mußte, so blieb sie nur still stehen, faltete ihre Hände und sagte in tiefempfundenem, ruhigem und doch bebendem Tone: „Ach, hätte doch Frau Jone, die so viel besitzt, das eine noch!“

„Was meinst Du damit? Sprich’s ruhig aus, was Du wünschest!“

„Ich meine, wüßte Frau Jone doch, was es ist, Christin zu sein, die Liebe Gottes zu kennen, Ihn zu lieben, Vergebung zu haben, Frieden mit Ihm, weil Sein lieber Sohn, unser Herr Jesus Christus, für uns starb!“

Es lag etwas in dem stillen Ernst ihres Tones, das die Dame rührte, obwohl sie nichts von dem durch solche Stille verhüllten mächtigen Empfinden verstand. Und nach einer momentanen Pause fragte sie: „Bist Du eine Christin?“

„Ja, ich bin’s.“

„Und Du bist glücklich, dies zu sein?“

„Ich habe nie gewußt, was Glück ist, bis ich dies erfahren habe, und nun habe ich Frieden und solch eine selige Hoffnung noch dazu.“

„Das muß für Dich ein großer Trost sein,“ sagte ihre Herrin voll Mitgefühl. „Es freut mich, zu hören, daß es eine Religion giebt, die arme Leute glücklich zu machen vermag.“

„Aber, Herrin,“ sagte da die Maid, ihre Augen bedeutungsvoll auf jener ruhen lassend, „diese Botschaft ist auch für Dich bestimmt; die Freude soll auch Dir widerfahren.“

Da stieg ein leichtes Rot des Stolzes auf die Wangen der Dame. Es war ihr völlig unbegreiflich, daß es eine Botschaft geben sollte, die für sie ebenso wertvoll sein sollte als für ihre arme, verwachsene Nähterin, und kühl, ob auch freundlich, sagte sie daher: „Ich danke, mein gutes Kind! Du meinst es gewiß recht gut, aber ich bedarf dergleichen nicht. Lebe wohl!“

Mit huldvollem Lächeln trat sie nun ein paar Schritte auf Viktoria zu und drückte ihr etwas Geld in die Hand. Dann schwebte sie gravitätisch, von Mariamne begleitet, aus dem Zimmer. Wie gern hätte die arme, lahme Maid die Geldgabe abgelehnt, doch sie dachte an ihre Großmutter, an den kommenden Winter

und fühlte, sie müsse sich den Luxus, also selbstlos zu erscheinen, versagen.

Langsam schlich sie hinüber in ihr bescheidenes, kleines Daheim, und als sie wieder auf dem alten Sitz am Fenster saß, an Leib und Seele erschöpft, und nun hinüberblickte zu dem Palast, dessen Inneres jetzt für sie kein Geheimnis mehr war, da überwältigte die Enttäuschung für einen Augenblick ihren Glauben — Enttäuschung über die ihr voll bewußte Schwachheit ihrer Worte und über deren Wirkung, und ihr Antlitz auf ihre Hände neigend, weinte sie still vor sich hin und dachte: „Ist dies das Ende so vielen Hoffens und Betens?"

Es war nicht das Ende, nur die zweite Schranke auf ihrem Wege, da die erste bereits überschritten war.

Als die Sklavin, die Viktoria geführt hatte, an diesem Abend ihrer Herrin beim Auskleiden half, fragte letztere: „Was hat dieses wunderliche Mädchen heut nur gemeint? Wer sind diese Christen, von denen sie gesprochen?"

„Ach, ich glaube, sie ist ein bißchen übergeschnappt," lautete die Antwort. „Und was diese Christen angeht, hohe Herrin, so weiß ich glücklicherweise wenig von ihnen; ich habe einige von den unteren Dienstleuten über Zusammenkünfte reden hören, die sie halten, aber ich glaube, sie sind eine niedere Sorte Menschen, und lohnt's nicht, daß ich mich weiter danach erkundige."

Am nächsten Morgen stellte die Dame dieselbe Frage an ihren Gatten, einen ernsten, verständigen Mann, welcher in Antiochien ein hohes bürgerliches Amt bekleidete.

„Sehr gefährliche Leute sind's in der That, liebe Frau," gab er Bescheid, „eine jüdische Sekte, denn sie bewegen die Welt mit denselben beunruhigenden Lehren, wodurch ihre Landsleute so unerträglichen Aufruhr in Judäa anrichten, indem sie behaupten, es gäbe einen Gott, dem man mehr gehorchen müsse denn der Obrigkeit. Ich denke sehr ernst über die Sache. Bis jetzt haben sie sich hier noch ruhig genug verhalten, aber von Kleinasien und sogar von Griechenland höre ich sehr besorgliche Dinge. In Iconium und Derbe haben sie einen Tumult erregt. In Lystra sind die Leute so gegen sie aufgebracht gewesen, daß sie beinahe

einen von ihnen durch Steinigen getötet hätten, und in Philippi, hat man mir erzählt, hat der Rat sogar einschreiten müssen, wegen der höchst aufregenden Reden des gleichen Führers, eines Mannes, der, wie man sagt, sehr gebildet und gewandt sein soll."

„Aber was ist's denn, was sie lehren? Bis heute habe ich nie etwas davon gehört, doch unsre kleine Nähterin ist nach einer Beratung über Mariamnes Hochzeitskleid ganz in Entzücken geraten über Freude und Frieden und wunderbare Götter, an die ich durchaus glauben sollte. Was für gefährliche Lehren sind denn das?"

„Ich glaube, das Wort „gefährlich" hat einen eigenartigen Zauber für alle Frauen," antwortete er. „Es mag ja eine sehr gute und hohe Lehre sein, wie solches die jüdische auch ist, aber sie sollten sie nur hübsch für sich behalten. Alles, was ich von dieser Sache weiß, ist, daß sie Aufruhr hervorbringt, den man unterdrücken muß."

Viktoria würde nicht gerade ermutigt worden sein, hätte sie dieses Resultat ihres Zeugnisses gehört. Doch wenn sie in das Herz einer Insassin dieses Palastes zu blicken vermocht hätte, so würde es anders gewesen sein.

Mariamne stellte keinerlei Fragen, aber sie begnügte sich auch mit keiner Antwort, die sie vernahm, und beschloß in aller Stille, mehr über die Sache in Erfahrung zu bringen, nicht, weil ihre Neugier wach geworden, sondern weil in ihrem Herzen ein Mangel entstanden war, ein Hunger, der nicht gestillt werden konnte durch das, was „kein Brot" ist.

Fünftes Kapitel.

Nach der Ruhe der Nacht und dem Gebet des Morgens kamen wieder mehr glückliche Gedanken in Viktorias Seele. So setzte sie sich denn getrost wieder an ihr gewohntes Plätzchen und begann sich die Muster für das Brautkleid zurechtzulegen. Es war ein sonderbares Gefühl, auf den Palast hinüberzublicken und solchen nicht mehr für einen verschlossenen Schrein zu halten. Damit war

nun auch das letzte Stück Traumland zu Leben und Wirklichkeit geworden; es verlor dabei jedoch nichts, denn das kleinste Teil Zeit, das die Tiefen der Ewigkeit erleuchtet, ist so viel herrlicher als die prächtigsten Visionen. Ihre Gebete nahmen nun bestimmteren Charakter an, klärten sich mehr und mehr von jener geistlichen Selbstsucht, die das große Erntefeld in eng abgegrenzte Gebiete einschränken will, wo ein Arbeiter das ganze Werk verrichten und die ganze Belohnung empfangen soll. Sie betete nun weniger: „Herr, laß mich dieses Werk vollbringen!“ dafür mehr: „Herr, bringe Du diese verlorenen Schafe zu Deiner Heerde zurück und weise mir dabei das Teil Arbeit zu, das Du für das beste hältst!“ in der Gewißheit, daß die Freude ihres Herrn dereinst auch die ihre sein werde.

Eines Morgens sprach der Priester Pothinus, als er an ihrem Fenster vorüberging, sie an.

„Du siehst glücklicher aus wie sonst,“ sagte er, „ist es denn wahr, daß Du Dich von dieser neuen Schwärmerei hast berücken lassen?“

„Ich habe gefunden,“ erwiderte sie, „daß mein Weg, wie man die Leute zum Glück bringen könnte, der richtige war.“

„Ich denke, Du hast alle Deine alten Wege gegen diesen neuen jüdischen Aberglauben darangegeben?“ fragte er.

„Wohl habe ich alle alten Wege darangegeben um des neuen, lebendigen Weges willen. Ich habe gefunden, daß der Weg Gottes, die Leute zur Heiligkeit zu führen, der ist, daß Er sie glücklich macht, und daß Seine erste Gabe die Ruhe des Herzens ist.“

„Neue Propheten machen stets freigebigerweise große Versprechungen,“ bemerkte der Priester.

„Wir haben für diese Welt keinerlei Versprechen erhalten, aber Frieden inmitten aller Angst.“

„Ich halte nichts von Triumphen, die man vor der Schlacht erlangt.“

„Wir triumphieren keineswegs vor der Schlacht,“ erwiderte sie, „ist doch die Schlacht für uns ausgefochten und gewonnen worden; wir sind nur die im Gefolge eines Siegers ziehenden losgekauften Gefangenen.“

„Aber ich mag keine Schlachten für mich ausgefochten haben," hielt der Alte ihr barsch entgegen. „Es ist für jeden viel edler, wenn er sie sich selbst auskämpft. Die alten Helden würden solche Bestimmung nur mit Verachtung angesehen haben."

„O, wir haben ein jeder noch unsre eignen Kämpfe auszufechten," sagte sie. „Doch wenn man sich schwach fühlt, so thut es wohl, unter dem Auge eines den Kampf auszufechten, der des Feindes Macht gebrochen und seine Veste zerstört hat."

„Nun, Du hast wenigstens einen ganzen Haufen von Rätseln gelernt," meinte der Alte.

„Ich habe die Auflösung jeden Rätsels gelernt," erwiderte sie sanft.

„Na, meinethalben! Es wäre grausam, Dich in solchem bequemen Glauben zu stören," sagte er. „Es wird weder Mühe noch Geld von Dir verlangt, nicht wahr, sondern es kann jeder ganz thun, was er Lust hat?"

„Gott hat uns alles gegeben," sagte sie feierlich. „Der Gerechte und Heilige, dessen Gesetz nicht gebrochen werden kann, hat Seinen lieben Sohn hingegeben, daß Er die Strafe für unsre Sünden trage. Und hierfür begehrt Er nichts von uns, als daß wir Ihn lieben. Um aber unsre Liebe zu beweisen, hat die Welt von einigen von uns verlangt, daß wir Tod und Folterqual erdulden, und sie haben solches mit Freuden gethan. Gott fordert von uns aber keine andern Opfer als Dankbarkeit des Herzens; die Welt jedoch begehrt gar viel von denen, die Ihm gehorchen. Durch unsre Sünde werden viel Leiden über uns gebracht, aber nicht durch unsre Religion; in ihr ist eitel Balsam für einen jeden. Und die, welche um Seines Namens willen gelitten haben, um Jesu willen, der für uns gekreuzigt ward, rechnen es als eitel Freude, und das muß sicher auch also sein. Es ist doch etwas so Herrliches, wenn man jemand lieb hat und ihm so viel verdankt, dies ihm beweisen zu können."

Nach dieser Unterredung kam Pothinus öfter und sprach mit Viktoria. Obwohl er fast jedesmal mit einer geringschätzigen Bemerkung schloß, kam er immer wieder.

So vergrößerte sich der Kreis des Wirkens für die arme, lahme Maid. Ihr Leben war nun längst nicht mehr einförmig. Alle Interessen der Kirche Christi waren auch die ihrigen, und der Horizont ihrer Liebe und ihrer Hoffnung war so weit wie die Welt und weiter als die Zeit. Des Christen Familienkreis ist der seines Herrn: die ganze Familie im Himmel und auf Erden und alle verlornen Söhne und Töchter, die irgend hinein gebracht werden können. Wenn sich je das frühere Gefühl der Vereinsamung bei Viktoria wieder einschleichen wollte, daß ihr Leben gar so dürftig und eng umschränkt sei, so erkannte sie, daß dies Gefühl aus der Sünde kam, aus der einen großen Haupt- und Wurzelsünde, sich selbst anstatt Gott zum Mittelpunkt zu machen. Dann genügte ein einziger Blick auf Jesum, um die trübe Scheidewand niederzureißen und sie wieder in Liebe und Demut der gesegneten ungezählten Schar der Erlösten als Glied einzufügen.

Es gab aber auch Bedrängnisse von außen ebensogut wie von innen für sie. Wohl war der Glaube, rein und lauter als aus Gottes Hand, ihr Eigentum geworden, und die Kirche, in deren Mitte sie lebte, ward gepflanzt durch die verfolgten Brüder der ersten Märtyrer und gelehrt von den Lippen des Apostels der Heiden, aber die Sünde wohnte in ihrem Herzen wie in denen der andern, und Satan ging auch hier umher und ließ allenthalben seine Aussaat von falschen Lehren zurück, um die Wahrheit zu ersticken oder den Sauerteig seiner verkehrten, anachronisierten Wahrheiten einzuführen, um das Ganze zu vernichten. Es gab keinen noch so tollen Fanatismus, keinen noch so engherzigen Aberglauben, welcher nicht damals seine Anhänger gefunden hätte. Bisweilen suchte einer der schriftgelehrten Juden sie mit Belehrung über alle möglichen traditionellen Vorschriften zu verwirren, die, da sie ihrer vorbildlichen Bedeutung verlustig gegangen, schlimmer als hohle Begriffe geworden waren. Man sagte ihr auch mitunter, daß das ganze Gebäude christlicher Wahrheit, ja die Person Jesu Christi selbst bloß ein Schleier für eine noch höhere universale Wahrheit und die Auferstehung der Gläubigen nur eine Allegorie sei. So hatte sie, wie das stets der Fall ist, zwischen Veräußerlichung und dem in Geist Verflüchtigen behutsam hindurchzusteuern,

zwischen einer Religion, die den Zweck des Lebens in äußerliche Beobachtungen setzte, und einer, die innere Erfahrungen zum Zielpunkt des Glaubens machte, zwischen der Theorie, der Mensch sei gemacht um des Sabbats willen, und der, daß der Sabbat nötig sei für den inwendigen Menschen. Wacker kämpfte Viktoria sich hindurch, nicht etwa, weil sie jederzeit die lebendige Leitung der Apostel zu Hilfe ziehen konnte, denn die Apostel wurden ja alle „täglich angelaufen von allen Gemeinden", auch nicht, weil sie Weisheit genug besessen hätte, sich jeden Irrtum zu analysieren, sondern weil sie ihr Auge fest und unentwegt auf den Heiland richtete, und Er sie vorwärts führte auf dem rechten Pfade, und weil Er sie zog durch Liebe, durch die Macht eines „lichten, einfältigen" Auges.

Es war jedesmal große Freude, sobald die Kunde von einem neuen Bericht der Evangelisten oder die Epistel eines Apostels zu den Christen in Antiochien drang. Voller Eifer versammelten sie sich dann und lauschten den ihnen vorgelesenen Worten mit immer neuer Begier, und Viktoria und Rhoda versenkten sie gleich Kleinodien in ihr Herz, hatten sie doch keine Bibel außerdem.

Die verbindende Macht gemeinsamer Sorgen und Freuden wirkte auch dahin, daß sich keinerlei Spaltungen erheben konnten. Die ganze Kirche war durch die Natur ihrer Institution und die Kraft ihres Lebens eine missionierende Gesellschaft, und oft, wenn sie bei einander waren, das Brot zu brechen, und kein Apostel gegenwärtig war, daß er zu ihnen hätte sprechen können, so berichteten sie einander die Thaten der Apostel, und Danksagung ward Gott dargebracht, wenn man erfuhr, daß neue Kirchen in Italien und in Griechenland erstanden, und ihre eignen Herzen wurden tiefer vom Lichte durchdrungen, während sie also aufmerksam dem wachsenden und von Ort zu Ort vorschreitenden hellen Scheine zuschauten.

So gingen die Tage für Viktoria gar schnell dahin. Die Hochzeitsgewänder waren fertig; der Brautzug ging heraus aus dem Thor des Palastes, und Viktorias Gebete erstreckten sich fortan noch auf ein neues Heim, dahin sie Mariamne im Geist begleitete. Doch äußerlich kam keine Antwort auf solche Bitten. Man holte

sie auch nicht wieder hinüber in den Palast. Pothinus schien eher noch mehr sich zu verhärten als weich zu werden, und schon seit vielen Wochen hatte er aufgehört, mit ihr irgend welchen Verkehr zu pflegen. So ward, ob auch das eine tiefinnere Sehnen blieb, den erbetenen Segen noch mit Augen zu schauen, bevor sie starb, der Glaube mehr und mehr die Kraft ihrer Gebete; sie lernte mehr sich auf die Verheißung der Ernte zu verlassen, auf die Liebe und Wahrhaftigkeit dessen, der sie verheißen, als ihre Gebete darauf zu richten, daß sie das Gewölk beobachtete und nach dem ersten Zeichen des aufsprießenden Halmes ausschaute. Ihr Hoffen ward mehr konzentriert in der einen seligen Hoffnung, die alles andern Erfüllung ist, die Hoffnung auf Sein Erscheinen, die auch dic unsrige ist.

Mittlerweile wuchs, während die Kirche sich also vergrößerte und treu erfunden ward, auch die Bitterkeit der Gegner. Schon mehrfach war die Ernte schlecht ausgefallen, und wenn die Leute den Zorn der Götter durch Opfer in den Tempeln zu stillen suchten, so hörte man finsteres Murmeln der Priester über die neue Sekte, deren Gottlosigkeit den Fluch herniederziehe.

Eines Morgens ging Pothinus — direkt nach einer Unterredung mit Viktoria — mehr denn sonst erregt in einen seiner Tempel zum Gottesdienst. Er war sehr verstimmt und aus der Fassung gebracht, und wie nun dieser und jener seiner Anhänger zu ihm trat und über die Unwirksamkeit seines Opfers sich beklagte, über die Armut ihrer Weinernten, über die Ungunst der Witterung, da deutete er darauf hin, daß es ja kein großes Wunder sei, daß Antiochien seine Wohlfahrt verliere, da die Stadt jene finsteren Lästerer ihrer sonnenreichen Götter dulde. Diese Äußerung machte tieferen Eindruck, als er es beabsichtigte.

Am nächsten Tage war der Christen Ruhe- und Sabbatstag. Wie nun Viktoria und Rhoda auf das Haus zuwanderten, wo die Christen ihre Zusammenkünfte hielten, bemerkten sie, daß ihnen mancher böswillige, lauernde Blick zugeworfen wurde. Die lahme Maid bestand nun darauf, Rhoda sollte rasch vorangehen, ihrem Bestimmungsorte zu, da eine weniger die Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde als zwei, und zitternd, doch furchtlos hinkte sie

hinterher. Als sie aber dem Hause sich näherte, wurden die Gruppen beisammenstehender Leute häufiger, und den bösen Blicken folgten böse, halblaute Worte. Dennoch erreichte sie die Pforte des Hauses unbeschadet und wollte eben voller Dank in dasselbe eintreten, als ein Stein ihren Knöchel traf und sie aufs heftigste gegen den Pfosten des Thorwegs schleuderte. Andre solche Wurfgeschosse folgten, bis sie blutend und besinnungslos in das Haus hineingezogen wurde.

Da ließ man ihr nun die liebevollste Pflege angedeihen; man legte sie in ein Stübchen, das nach dem Versammlungssaal hin offen war. Doch sie blieb bewußtlos, während sie weinend sich um sie scharten; denn gar viele hatten liebreiche Worte der Teilnahme und des Rats von ihr empfangen. Anfangs trug man Bedenken, sie zu verbinden, weil man fürchtete, sie könne das nicht überleben, und man ihr nicht solch schmerzvolles Erwachen bereiten mochte. Doch wie sie so noch immer sie umstanden und eines an ihrem Lager knieend betete, da öffnete sie langsam die Augen und bat, man möchte doch mit dem Gottesdienst fortfahren. Nun begann sie aber auch, den Schmerz ihrer Wunden zu fühlen und sich zu erinnern, was mit ihr geschehen war, und flehentlich bat sie dann, man möchte sie doch nach Hause bringen.

Doch dagegen erhoben ihre Freunde Einwände, und nicht eher, als bis sie ihr die Gefahr vorgestellt, die bei solchem Transport ihr drohte, ließ Viktoria von diesem Wunsche ab. Dann flüsterte sie halb unbewußt: „Dein Wille, nicht mein Wille geschehe!" und ergab sich darein, daß man ihre Wunden wusch und verband.

Die Anstrengung schien sie zu erschöpfen. Sie bat wieder, man solle doch ja die heilige Feier, um deretwillen man doch zusammengekommen sei, nicht länger unterbrechen. Der Vorhang, der das Stübchen von dem Saal abschloß, wurde deshalb in die Höhe gezogen, damit sie teilnehmen könne. Nun ward auch ihr „das gesegnete Brot und der gesegnete Kelch" gereicht. Danach verschwand die Röte von ihren Wangen; sie ward gefaßt, und nach einem Weilchen sank sie in Schlaf.

Als sie aufwachte, hatten die Jünger sich bereits getrennt, und nur die alte Graia stand als Wärterin neben ihr. Zwei

große Thränen tropften über des alten Weibes welke Wangen, und schweigend begegnete sie Viktorias ernstem, fragendem Blick. Die Maid streckte ihr beide Hände entgegen und bat flehentlich: „Heim, heim, schaff' mich heim!" Doch nach diesem ersten, unbezwingbaren Impuls kehrte ihre Rücksicht auf andre zurück; schweigend unterwarf sie sich der Vorschrift zu bleiben, wo sie war. Niemand konnte es verstehen, warum sie sich nach dem alten, trübseligen Zimmer in der engen Gasse gar so sehne? Sie hielten es lediglich für ein krankhaftes Fiebersymptom und versuchten ihre Gedanken davon abzulenken, etwa wie man ein Kind von etwas abbringt, indem man von andern Dingen spricht; und als ihre ernsten, sinnenden Augen sich nun gen Himmel wendeten und sie still dalag und zuhörte, meinten sie, jetzt sei sie zufriedengestellt.

In ihren Fieberphantasieen des Nachts jedoch kam das ungestillte Sehnen zum Durchbruch. Sie flüsterte vor sich hin, daß sie das Amt im Stiche lasse, das Gott ihr aufgetragen; auch redete sie von Frau Jone und Pothinus. Dann sprach sie bisweilen auch laut und heftig, sie sähe, wie der Palast belagert werde von Feinden rings umher, und daß sie fröhliche, glückliche Gesichter erblicke, die man hinaustrüge in rabenschwarze Finsternis, und dann schrie sie vor Angst auf, sie sei schuld, daß jene also der Vernichtung preisgegeben würden. In solchen Zeiten konnte niemand außer Graia sie beruhigen. Wie zu einem Kinde redete die Alte mit ihr, nannte sie bei lange vergessenen Liebkosungsnamen und stillte und beschwichtigte sie mit solcher Zärtlichkeit, daß andre die sonst so herbe, bittre Sprechweise Graias kaum wiedererkennen konnten. Viktoria aber erkannte sie, und ein beglücktes, völliges Bewußtsein zeigendes Lächeln strahlte der Alten als Lohn dafür zurück; wie ein Sonnenschein drang es durch das von Nebelschleier umfangene arme Hirn der Leidenden. Bisweilen sagte sie auch wohl: „O lieber Herr Jesu, sieh' doch nur, ich habe sie nicht im Stiche gelassen! Sie wird doch noch zu Dir kommen." Und Graia widersprach ihr nie. Endlich erklärte der Arzt, er könne hier nichts thun. Auf ihrem Herzen laste ein Druck, den er nicht zu entfernen vermöge, und wenn dieser nicht beseitigt würde, so müsse sie draufgehen.

Jeden Abend seit jenem Angriff hatte sich ein alter grau=bärtiger Mann heimlich an die Thür des Christenhauses geschlichen und sich nach der Kranken erkundigt, dabei aber sorgfältig sowohl sein Gesicht als seinen Namen verborgen. Als der Bericht trüber ward, nahm seine Besorgnis sichtlich zu, und schließlich vergaß er all seine Vorsichtsmaßregeln und vertrat dem Doktor den Weg, um von ihm die volle Wahrheit zu erfragen.

„Sie ist am Sterben," lautete der Bescheid, „wenn man ihrem Gemüt keine Ruhe zu verschaffen vermag, und das scheint doch unmöglich. Sie sehnt sich gar so sehr nach ihrem alten Heim, aber sie dahin zu schaffen, könnte ihr und ihrer Gefährten Tod sein."

„Aber wenn es nicht geschieht, stirbt sie?"

„Ich sehe keinen Ausweg."

So gingen sie auseinander. Aber noch am gleichen Abend nach kaum einer Stunde wurde eine luxuriöse Sänfte von vielen Trägern an des Hauses Thür gebracht mit einer befehlenden Bot=schaft, als käme sie aus des Arztes Munde. Die sieche Maid wurde behutsam hineingelegt und wohlbehalten zu ihrem Stübchen zurückgebracht, gegenüber von Frau Jones Palast.

Zum erstenmal seit vielen Nächten schlief sie wieder, und ein Ausdruck der Ruhe breitete sich über ihre Züge.

Vom vielen Wachen abgemattet und vom neuen Hoffen be=ruhigt, versank die alte Graia auf ihrem Lehnstuhl am Bette in Schlummer. Als Viktoria erwachte, atmete die Alte schwer; ihr Kopf war auf die Brust gesunken. Durch das eine Fenster schauend, ruhten Viktorias Augen auf den Wolken, die den Himmel gleich Rosenblättern bestreuten; unten erglänzte und funkelte der Strom. Aber nicht lange, so wendete sich ihr Blick zu den Pforten des Palastes. Da blieb er lange Zeit, und der Glaube nahm all ihr Denken und Beten hinauf auf den neuen lebendigen Weg, in das Haus des Vaters in der Höhe.

So lag sie da, als Graia erwachte und sich selbst auszuschelten anhub über ihr schlechtes Pflegen und über ihre alten, schweren Augen.

Da nahm Viktoria eine ihrer Hände zwischen die eignen, die gar schmal und durchsichtig waren, und sagte mit der liebreichen Autorität eines kranken Kindes, dessen geduldiges Leiden ihm ein Recht auf eine Belohnung giebt: „Großmutter, kniee jetzt hier nieder! Wir müssen zusammen beten. Ich werde wieder gesund werden. Mein und Dein Heiland, Jesus Christus, hat unser Gebet erhört, und wir wollen Ihn preisen unser lebenlang."

Der Alten Stoizismus schmolz in nichts dahin. Sie kniete nieder, und indem sie ihr thränenüberflutetes Gesicht auf ihrer Enkelin Hände preßte, schluchzte sie von Zeit zu Zeit laut auf, während Viktoria also betete:

„Wir danken Dir, o Jesu, Du Sohn Gottes! Du hast mich wieder hergestellt, weil Du uns beide lieb hast. Du wirst uns allen Segen zu teil werden lassen, der uns heilsam ist. Du hast uns allezeit gesegnet. Wir aber haben Dich nicht erkannt; wir haben Dir nicht vertraut, haben gegen Dich gemurrt, und Du bist für uns ans Kreuz geheftet und hast all unsre Sünden hinweggetragen. O lieber Vater, wir kennen Dich jetzt. Dein Sohn hat uns zu Dir geführt. Er hat uns Dir erlöst mit Seinem Blute, und wir werden Dir Dank sagen immer und ewiglich."

Sie schwieg; doch Graia stand nicht auf.

„Noch etwas für mich insonderheit, mein Kind! Ich habe mehr gesündigt als dies. Ich habe mich verhärtet gegen Seine Liebe; ich habe mit Ihm gehadert, weil ich meinte, Er wolle Dich von mir nehmen, und nun schau', wie wenig habe ich Ihn doch gekannt!"

„Herr, Du hörst," fuhr Viktoria leise in tiefbewegtem Tone fort, „Du hörst und vergiebst. Auch um dieser Sünden willen hast Du gelitten."

Mehr vermochte sie nicht zu reden. Es währte noch eine Zeit, bevor sich die Alte beruhigen konnte. Dann aber ward ihr heftiges Schluchzen zu friedlichen, stillen Thränen, bis sie sich erhob, einen Kuß auf Viktorias Stirn drückte und ihren täglichen Geschäften nachging.

Bald kam auch Rhoda, um sich zu erkundigen, wie es mit der Kranken stehe.

„Nun, ich habe schon mein bestes dazu gethan, um sie wieder in ein nettes Fieber zu bringen," meinte die Alte, aber Rhoda las aus ihrem glücklichen Ton und Angesicht, wie sie das zu nehmen hätte, und fortan verstand sich's zwischen den dreien von selbst, daß Graia zu ihnen gehörte. Wenn sie auch schweigend dabei saß oder sich allerlei zu thun machte, während die beiden Mädchen miteinander sprachen, so wußten sie doch, daß sie mit ihrem Herzen ganz bei ihnen war.

Das Fieber kam nicht wieder. Ein alter Graubart ward aber jetzt öfters an der Thür des Häuschens wartend gesehen oder auch, wie er ganz geheimnisvoll Blumen und Früchte auf den Fenstersims legte. Aber erst nach einer Reihe von Tagen erkannte ihn Graia.

„Wie, Pothinus?" rief sie aus. „Ich glaubte, Du wolltest nichts mehr von uns wissen."

„So war es auch," sagte er. „Geht's gut mit Viktoria?"

„Jawohl, gut genug, Dich zu begrüßen," rief eine liebliche Stimme von innen.

Er trat ein und stand da wie ein Verbrecher, aber unverwandt auf die Maid schauend.

„Sie wird noch weiter leben," sagte er dann, „aber ich that alles, um sie zu töten."

„Du bist doch nicht hergekommen, um uns solche kränkenden Dinge zu sagen?" rief Graia aus, und der alte kampflustige Ton machte sich dabei wieder sehr fühlbar.

„Es ist aber wahr," fuhr Pothinus fort mit einer Stimme, die Graia unerträglich kühl und unverschämt schien, die aber in Viktorias Augen Thränen lockte. „Ich sagte den Leuten, die Christen seien schuld, daß so viel Regen falle und die Ernte verderbe. Hab' es selbst nicht geglaubt, was ich sagte, aber — sie glaubten's; darum ist es auch *meine* Schuld und nicht ihre. Wußte all die Zeit über, was die Wahrheit war, konnte es aber Euch erst heut gestehen. Ich hätte es nicht gethan, wenn die, welche mich alles gelehrt hat, gestorben wäre."

Viktoria weinte still. Aber ihre Großmutter sah mehr gekränkt als zum Vergeben geneigt aus und murmelte darum:

„Glaub's wohl, daß Du's nicht hättest gestehen können." Dann aber, als ob sie sich auf etwas besonnen, ging sie auf ihn zu und sagte: „Du und ich, wir gehören eigentlich zu einander, Pothinus, denn ich bin eine Heuchlerin gewesen und habe ihr oft wegen ihres Gehens zu den Gottesdiensten Vorwürfe gemacht, während mein Herz mir doch sagte, ich sollte mitgehen. Und dann warst Du es schließlich nicht, der die Steine warf."

„Ich habe Schlimmeres noch gethan," beteuerte er feierlich. „O Viktoria, ich kann's ertragen, meinem Verbrechen voll ins Auge zu sehen, denn ich glaube, auch das kann zugedeckt und vergeben werden. Aber laß mich nur jetzt Dich wieder sprechen hören, armes liebes Kind!"

Da blickte sie auf mit ihrem glücklichsten Lächeln und sagte: „Du hast mich nach Hause gebracht. Du bist es gewesen, der mir die schöne Sänfte geschickt hat. Also, Großmutter, hat er mir das Leben gerettet."

Er leugnete es nicht, und Graia war ganz von Rührung überkommen.

„Und diese Früchte und Blumen ebenfalls?" fuhr Viktoria fort.

„Mein Eigentum sind sie nicht. Gieb acht diesen Abend auf die Thür des Palastes!" Und damit nahm er Abschied.

Viktoria that, wie er ihr gesagt, und gerade als es dunkel ward, sah sie eine schlanke weibliche Gestalt, in Trauerkleider gehüllt, aus dem Thor heraustreten und sich dem Fenster nähern. Und dann sah sie, wie jene aus ihrem Mantel einen Korb herausholte und die darin enthaltenen Früchte auf den Fenstersims legte. Da trat Viktoria heran und legte ihre Hand auf die Rechte der Unbekannten und sagte: „Bitte, liebe Dame, laßt mich wissen, wem ich zu danken habe!"

„Du würdest mich doch nicht beim Namen erkennen. Ich bin Mariamne, die Tochter der Frau Jone."

Den Namen nicht kennen, der doch seit jenem Tage ihr stets auf die Lippen trat, wenn sie betete! — Viktoria erbebte, als sie also den erbetenen Segen sich nähern sah. Es war, als schaute sie Gott, und ihre Kraft versagte schier.

Mariamne fuhr fort: „Vielleicht würdest Du mich auch nicht erkennen, wenn Du mich sähest. Ich habe mich sehr verändert, seit Du mich gesehen hast. Freilich, ich würde Dich nimmer vergessen. Gedenkst Du wohl des Tages noch, als Du über meine Hochzeitskleider zu beraten kamst? All die Freude, der ich damals entgegensah, ist verschwunden, aber die, von welcher Du sprachst, ist uns allen eben erst aufgegangen. In meinem Leid gedachte ich an Dein Wort, und in dieser seligen Hoffnung ist mein Gatte dahingeschieden, und in ihr leben wir andern."

Dann trat sie ins Stübchen; in Gebet und Thränen endete das Gespräch, verbunden mit unaussprechlichem Dank.

Die erste christliche Versammlung, der Viktoria wieder beizuwohnen vermochte, ward in Frau Jones Palast gehalten. Leib und Blut des Herrn ward gespendet; es war wie ein Vorschmack jenes Tages, der nimmer in Thränen zu Ende gehen wird, als Graia, Viktoria, Rhoda, des Zimmermanns Tochter, und die reiche Frau Jone samt ihrer Tochter Mariamne am gleichen Tische bei einander saßen, Gäste des gleichen Herrn, Kinder der gleichen Familie.

Als Graia zu ihrer Ruhe eingegangen war, wurde eins der Zimmer im Palast Viktorias Heim, und das alte schlichte Stübchen in der Gasse blieb auch nicht mieterlos noch freudenlos. Durch das eine Fenster leuchtete des Himmels Glanz, durch das andre der des Christenhauses drüben auf den alten Pothinus hernieder, der nun ein treuer Diener seines Herrn Christi und der Kirche zu Antiochien ward.

Zweite Erzählung.

Ein „falscher Christus".

Erzählung aus der Zeit des zweiten Niederganges von Jerusalem.

Erstes Kapitel.

Noch war die Flut der Zivilisation vom Gefilde des Ostens nicht hinweggeebbt, noch hatte der Mohammedanismus die todesgleichen Fittiche seines sinnlichen Fatalismus über die reichsten und am frühsten bevölkerten Regionen der Erde nicht ausgebreitet — jene Regionen, die zuerst die Himmelsmusik aus menschlichem Munde widertönten, zuerst durch die sichtbaren Erfolge menschlichen Gedankens bereichert worden waren, und die die ersten Klänge des Glaubens zuerst Widerhall finden ließen. Noch war dem Offenbarungsmorgen des neuen Lebens im Heiligen Lande kein Erstarren in ödem Schweigen gefolgt. Noch hatte die Reaktion des besiegten Heidentums jene Kirchen nicht lahm gelegt, wo die Jünger zuerst Christen genannt wurden. Noch war es licht im Lande des Morgens.

In Antiochien gedachte man noch gar wohl daran, wie Paulus und Barnabas sie vermahnt, daß sie bleiben sollten in der Gnade Gottes. Noch sprach man viel von den Wundern, die von Gott durch sie unter den Heiden gewirkt worden, auf den Küsten und Inseln rings umher. Keine Kommentare hatten die Worte abgeschwächt oder die Schriften der Apostel in den Hintergrund gedrängt. Noch waren die einzigen bisher geschriebenen Lebensbilder der Heiligen — die der zwölf Apostel — und die Streiflichter, die darin auf das Leben Marias, der Mutter Jesu,

auf Magdalena und alle ihre vom Heiland lieb und wert gehaltenen Genossen fielen, so zart und feiner Art, daß sie nichts weiter wirkten, als die himmlische Heimat, dahinein jene jüngst erst eingegangen, keine fremde Stätte mehr sein zu lassen.

In Joppe mochte es noch alte Leute geben, die staunend als Kinder auf jene Dorcas geblickt, als die toten Augenlider bei Petri Worten sich aufthaten und sie wieder an ihre irdischen Liebeswerke sich schickte. Die Lebensgeschichten dieser Leute, sodann die von Priscilla, Aquila, von Stephanus und Johannes, dem Jünger, den der Herr lieb hatte, waren die neusten, welche die Kirche jener Tage besaß, für sie nicht so fernabliegend als für uns die eines Wesley, Zinzendorf und andrer. Und in den Dörfern, Seehäfen und Bergstädten von Palästina waren es sicher ganz bekannte Dinge, wenn man von der Wirksamkeit von St. Pauli Zeugnissen sprach, von dem Schauen, darin St. Johannes von seinem Herrn und Heiland redete, als nun all jener stürmische Feuereifer des Donnersohnes in der tieferen Glut der Liebe, der er drei Jahre hindurch gefolgt war, untergegangen war, von dem weichen Klang, den Petri Stimme annahm, wenn er für den Herrn warb, den er einst verleugnet. Davon redeten die Alten, wenn ihre Kleinen sich um sie scharten, denn der Gesamtband des heiligen Buches war, obwohl von Ephesus und Kolossä, von Korinth und Rom gesammelt, doch noch kaum in jeder Dorfkirche vollständig, also noch viel weniger in jeglicher Hand. Es that der Kirche jener Tage not, daß sie einen Ersatz erhielt für die verlorene Gegenwart der apostolischen Männer und für die unvollständige Verteilung apostolischer Schriften, obgleich die kleine Schar von Gläubigen, denen ein Evangelium zu Händen kam oder eine Epistel, sich über alle Schätze von Familien- und Lokaltraditionen hinaus reich dünkte, vorausgesetzt, daß jemand da war, der das schwärzliche, in abgekürzter Form geschriebene Manuskript zu entziffern vermochte. Wohl ihnen, daß sie sich eingedenk der Verfolgungen ganz im verborgenen zu ihrem Heiland hielten, der selbst das Licht ist, und daß sie zu oft berufen waren, um des Herrn willen Gefangenschaft und Tod zu erleiden, als daß sie Zeit gehabt, über seine Lehre sich in Betrachtungen zu ergehen, zu sehr vom Kampf gegen den niedrigen Materialismus des Götzen-

dienstes in Anspruch genommen, um das Christentum zu materialisieren, fortwährend persönlichem Leid und Zwiespalt zu sehr ausgesetzt, um abstrakte Begriffe in Stelle des Persönlichen in ihrem Glauben treten zu lassen!

Hadrian scheint zu jenen Kaisern gehört zu haben, die sich mehr der Thätigkeit des Herrschens freuten als des Genusses, Macht zu besitzen. Ihm war das Reich ein Schauplatz energischer That, nicht ein bloßes Magazin des Prunks, und bei dem steten Herumreisen während seines Lebens befand er sich jetzt in Athen, dort Tempel zu errichten, die nie zu Ende geführt wurden, wobei er Apologieen von den Christen entgegennahm und Schonung und Rücksicht gegen ihre Religion befahl, die ihm ein harmloser Aberglaube dünkte, nicht viel gefährlicher als beim Ägypter die Anbetung von allegorischen oder wirklichen Tieren.

Hundert Jahre waren vergangen, seit der Sohn Gottes sich wieder gesetzt zur Rechten der Majestät in der Höhe. Die Geschichte seines Lebens, Todes und Auferstehens, der Erlösung, die er uns erworben, des Himmels, den er uns aufgethan und nun wieder bewohnte, wirkte ein allmähliges Umstürzen des ganzen Gebäudes heidnischer Gesellschaft und Religion, ohne daß es Heiden wie Christen gewahr wurden. Ein Märtyrer nach dem andern fand in der Himmelsheimat seine Stätte. Das Heidentum triumphierte, und die Christen schauten aus nach der Offenbarung des himmlischen Königreichs und fragten sich im stillen, wann denn endlich die himmlische Stadt „aus der Höhe herabfahren werde von Gott“. Siebzehn Jahrhunderte sind seitdem dahingerollt, und alles hat seine Gestalt verändert. Was damals ganz felsenfest begründet schien, ist dahingeschwunden, nur einige der jene Zeit bewegenden Gedanken haben sich uns erhalten und das Gedächtnis einiger ihrer Männer und Frauen. Aber heute noch lebt die Welt ebenso wie die Kirche, kämpft die Finsternis gegen das Licht und sucht das Licht die Finsternis zu durchdringen, und noch immer liegt die gleiche Hoffnung vor uns. Doch näher müssen wir ihr gerückt sein; wie viel des Weges bleibt uns noch zurückzulegen?

Das jüdische Volk hatte gleichfalls seine Hoffnung. Die Zerstörung Jerusalems durch Titus gehörte der vergangenen Gene-

ration an. Viele der Juden hatten durch all die ihr folgenden Greuel in ihrem gelobten Lande ihr Leben weiter fortgeschleppt, und jetzt kehrten ganze Scharen zurück, von unbezwinglicher Sehnsucht religiöser und patriotischer Art getrieben. Noch waren sie nicht daran gewöhnt, unter den Nationen wie ein Schimpf dazustehen, an all die Verachtung und Heimatlosigkeit ihres sich selbst auferlegten Geschicks. Noch war ihr ganzer Ehrgeiz nicht in jene niedrigste Form des Strebens heruntergesunken: in Geldgier. Sie waren noch in ansehnlicher Zahl in ihrem Lande und zwar in einem Zustande rastlosen Erwartens, der sie zu willigen Werkzeugen für jeden neuen, in seinem eignen Namen kommenden Führer machte. In Cyprus hatten sie sich in toller Rebellion gegen das Joch des Herrschers erhoben und die dortigen Bewohner massakriert. Der Kaiser und die Römer im allgemeinen hegten gegen sie jenen bittern Haß, der aus Verachtung und Furcht hervorgeht.

Unterdessen begannen manche der verödeten Heimstätten von Palästina aufs neue zu blühen. Auf den Hügeln ließen sich wieder die fröhlichen Stimmen der Weingärtner vernehmen, auf den Gefilden der Fuß des Landmanns, und in geborgenen Schutzstätten oder auf den Hochebenen der Berge begannen Städte und Dörfer sich still aus ihren Ruinen wieder aufzurichten.

Eine solche ländliche Heimstätte erstand auch auf der Sonnenseite eines tiefen Thalgrundes. Der schlichte, scharf markierte Bau desselben warf malerische Linien in Licht wie in Schatten. In dem niedrigen, umschatteten Thorweg des Hauses stand ein junges Mädchen; ihre schlanke Gestalt bildete eine Lichtfigur in dieser Umgebung, wie sie so stand und einem athletisch gewachsenen Knaben zusah, der im Weinberge unten beschäftigt war. Endlich warf er sein Arbeitsgerät beiseite, halb geringschätzig, halb in kindlicher Lebenslust und trat an seine Schwester heran.

„Da," rief er, „mein Tagewerk ist gethan, Achsah, der letzte Stein auf der höchsten Terrasse; der Kanal vom Brunnen her ist nun fertig; morgen werden die kühlenden Fluten die Wurzeln der Weinstöcke umspülen. Jetzt komm und setze Dich mit mir unter diese alte Olive, die aussieht, als ob ihre grauen Blätter über den Patriarchen einst gerauscht hätten."

„Unsre Mutter spricht: Frauenarbeit ist nie fertig“, meinte die Schwester, indem sie in das Häuschen hineinspähte, um zu sehen, ob sie etwa noch gebraucht werde, und das mit der Überlegenheit, die eine Zwölfjährige über einen fünfzehnjährigen Knaben zu fühlen pflegt.

„Mutters Arbeit ist es jedenfalls nicht,“ flüsterte der Knabe, indem er hinüberschaute zu einer zart aussehenden Frau, die im Schatten der Weinlaube saß und ein Kind in den Schlummer sang, während ihre Hände mit Weben beschäftigt waren.

„Du brauchst doch Achsah jetzt nicht, liebe Mutter?“ fragte er.

Eine verneinende Kopfbewegung, wobei weder die Augen sich erhoben, noch der leise, monotone Gesang aufhörte, gab die Antwort. Nun machten sich beide Kinder auf, hinauf zum Brunnen auf dem Hügel, ihrem Lieblingsplätzchen, umwachsen von Dattelpalmen und dichtem Gebüsch, die Krüge wohlweislich mit sich nehmend. Achsah setzte sich auf den Rand des Brunnens und flocht Grashalme; ihr Bruder lehnte neben ihr an der Mauer; der Schatten der hohen Wasserleitung bildete den Hintergrund; über ihnen wölbte sich der tiefblaue, aber vom hellen Licht völlig umflossene Himmel; unter ihnen lag das Thal des Kidron, sich hier zu einer reichlich mit Steinen und Felsblöcken besäten Schlucht erweiternd. Man sah noch gar wohl, welche Verwüstungen der Strom hier angerichtet; was er Gutes gethan, schien mit demselben verschwunden. Jenseits umrahmten die Hügel also das Thal, daß sie demselben den Charakter einer schroffen Schlucht verliehen; aber über den Häuptern der niedrigeren Höhen türmten sich die Bergesgipfel, die Jerusalem umkränzten, die durch all die hehren Erinnerungen und hohen Hoffnungen der Nation, — freilich ohne deren höchste, gottgesandte Bedeutung — den Kindern heilig und geweiht waren. Ihnen dünkte die Welt, was sie niemals gewesen ist, — ohne Tempel und ohne Priester.

„Wie anders sieht es hier doch aus als vom Palast unsers Vaters in Rom, Achsah!“ meinte der Knabe.

„Das ist wahr, Azor,“ stimmte sie bei, und ihre großen Augen wurden schier noch größer, als das Bild jenes Glanzes vor ihr aufstieg. „Die Sklaven, die Vorhänge von Purpur, die Marmor-

Fußböden, die goldenen Becher und Geräte, dazu der Garten im Innern mit seinen Blumen und Springbrunnen, wo wir auf weichem Divan zu ruhen und zu träumen pflegten über das, was wir werden möchten."

„Mir ist nichts an dem Träumen gelegen gewesen, aber an der Macht," versetzte er.

„Und dann", fuhr Achsah fort, „denke ich noch daran, wie die Heidenfrauen die reichen Gewänder und die Perlen unsrer Mutter angestaunt haben. Sie erzählten dann wohl von ihren Gatten und Brüdern, die im Heer bei dem Kaiser ständen, — von den schweren Gebühren, die sie dem Staat zu entrichten hätten, — von den hohen, verantwortungsvollen Ämtern, die sie bekleideten, und dann sagten sie, sie beneideten uns um unser bescheidenes, aber friedlicheres Los."

„Aber das thaten sie nicht," rief Azor aus. „Es ist besser, Achsah, daß wir hier sind; hier ist das Land doch unser Eigentum. Ich verstehe unsern Vater. Wäre ich ein großer Mann, oder bin ich erst ein großer Mann, so will ich meine Sklaven in Seide und Juwelen kleiden und selbst ganz einfach einhergehen. Dort sind wir die Sklaven gewesen; hier können wir bald Fürsten sein. Wer fragt noch nach Glanz, wenn er Macht erlangen kann? Ich mochte die jungen Römer, die wir in Rom kannten, so viel besser leiden als die Griechen oder auch als unsre Landsleute. Wohl sah ich's, daß sie uns verachteten. Ich würde in ihrer Stelle dasselbe gethan haben. Was nutzen Pferde, wenn man nicht darauf zur Schlacht reiten kann, was ein Palast, wenn man nicht von ihm aus die Menschen zu beherrschen vermag?"

„Aber," sagte seine Schwester ruhig, „hier haben wir weder Glanz noch Macht."

„Aber Hoffnung, Achsah, — ja, ich habe jetzt schon mehr das Gefühl, Mann zu sein. Wenn wir einmal das nicht sein können, was wir von Geburt sind, Fürsten unsers Stammes, so ist es doch besser, wir sind wenigstens Männer und Frauen und nicht bloße Raritätenjäger und Goldsammler. Jene Terrassen sowohl als unser Häuschen sind unser Werk; Du und unsre Mutter, Ihr verlaßt Euch auf uns; das behagt mir." Und beider Augen

ruhten mitten unter den Trümmern, sowie den durch üppig wuchernde Gewächse auseinander gedrängten Felsblöcken und den von wilden Ziegen zerstampften, zum Teil auch an den ausgedörrten Wasserwegen vertrockneten Weinstöcken um sie her, voll Wohlgefallen auf dem grünen Maisfelde, den gesäuberten Terrassen und den wohlgepflegten Weinstöcken ihres traulichen Daheims.

Achsah vergaß allen Glanz in solchem Bilde des Glücks und sagte: „Ja, es ist besser so."

„Es ist besser, hier zu sein, aber nicht so," widersprach da hastig Azor. „Wir warten auf bessere Tage; die unsern Vätern gegebene Verheißung muß noch Erfüllung finden."

Ein leises Rascheln der großen, um sie her wachsenden Blätter ließ ihn plötzlich verstummen.

„Hab's doch gewußt, daß das liebe Tierchen hier sein würde," rief Achsah voll Freuden. „Die letzte ganze Woche ist es jeden Abend hergekommen, hier zu trinken," und sie erhob sich und füllte einen ihrer Krüge, um ihn in das offene Bassin vor dem Brunnen auszugießen. Ein fein markiertes Gesicht guckte nun um die Ecke, und die hellen Augen eines jungen Rehs blickten sich furchtsam um. Zuerst schrak es zurück, da es Azor erblickte, aber auf einiges liebevolle Zureden von Achsah mit ihrer weichen Stimme ward es wieder getrost und senkte nun seinen graziösen Nacken über das Wasser. Nochmals rauschte es, aber jetzt in den Blättern; nahende Schritte ließen sich hören; wie ein Geist verschwand das junge Reh.

„Es gehört mir, es gehört mir!" rief eine fröhliche Mädchenstimme herauf, und eine Jungfrau, auf einem Maulesel sitzend, von einer ägyptischen Sklavin und einer kleinen Schar bewaffneter Leute begleitet, erschien im stillen Hain. Es mochte erst eine Beratung stattfinden, indes die Maid setzte ihren Willen durch, und indem sie die steilen Hänge des Hügels eilig hinaufritt, befand sie sich bald vor den hebräischen Kindern, während die Ägypterin mühsam hinterher keuchte. „Wirklich, es gehört mir," rief sie, „weil's so schneeweiß ist, hatte man es der Göttin Diana geweiht; aber ich habe ihm das Leben gerettet, und nun schmücke ich es täglich mit frischen Blumen und füttere es mit wohlduftendem Kuchen, als ob es Diana selbst wäre, und ich meine, daß ihr das besser

gefallen muß als Opfer. Lily, Lily!" rief sie, und bei dieser wohlbekannten Stimme kam das Geschöpfchen alsbald herangesprungen, ließ sich von seiner Herrin umschlingen und von dannen führen. Dann sich umwendend, sagte die Maid: „Ihr habt ihm Liebes erwiesen, darf ich Euch etwas dafür anbieten?" Und die Sklavin rufend, hielt sie Achsah ein Geldstück hin; diese nahm es, da sie nicht wußte, wie sie es ablehnen sollte. Azor aber ergriff es und schleuderte es voll Heftigkeit in das trockene Bett des Kidron.

Die Jungfrau verfärbte sich; ihre Augen blitzten auf; doch dann wandte sie sich, nahm Achsah bei der Hand und sagte lächelnd: „Vergieb mir, daß ich mir solches erlaubt! Ich vergaß, das ihr ein Geschlecht von Fürsten seid," und ihr goldenes Halsband vom Nacken lösend, hing sie es um den Achsahs und sagte, sie dabei küssend: „Mein Name ist Lucia; mein Vater heißt Nicias; ein jeder kennt ihn. Wir leben in Jerusalem, willst Du mich manchmal besuchen? Bitte! Ich möchte so gern eine Schwester haben!" Dann stieg sie, halb wie eine Kaiserin, halb wie ein mutwilliges Kind dreinschauend, den Hügel hinab, ihren Arm dabei um den Nacken ihres Lieblings legend.

Die hebräischen Kinder saßen noch immer an dem Brunnen; aber für Azor hatte nun alles ein andres Aussehen erhalten. „Diese Heiden!" rief er, hierzu noch einige minder maßvolle orientalische Beiwörter fügend. „Sie bilden sich ein, sie gewähren uns noch eine Wohlthat, daß sie uns erlauben, da uns zu plagen, wo unsre Väter einst herrschten."

Dicht und dunkel lagen die Schatten über dem Thal, als sie heimkehrten. Das Lämpchen schimmerte trübe durch die schmalen Fenster des Häuschens. Dort saß ihre Mutter im stillen Frieden und besserte geduldig ihre alten Gewänder aus. Achsah setzte sich alsbald hin und half ihr, während ihr Bruder düster blickend abseits stand.

Da blickte die Mutter auf: „Jene Holzscheite, die Du neulich gefällt hast, werden uns im Winter gut zu statten kommen, aber noch liegen sie ungesammelt umher."

„Mutter, ich bin doch nicht dazu geboren, Holzscheite zusammen zu lesen."

Die Mutter schwieg, und Azor fühlte, was ihr stiller Fleiß und seine Antwort darauf bedeutete. So lenkte er schließlich wieder ein und sprach: „Sag', Mutter, als die Schiffe untergingen, die all unsers Vaters Besitztum in sich schlossen, und wir dadurch alle Schiffbruch erlitten, ist da gar nichts gerettet worden? Warum könnt Ihr nicht ein Haus in Jerusalem bewohnen?"

„Weil Euer Vater alles, was übrig geblieben ist von unserm Reichtum, für die große Sache der Nation verwendet."

„Welche große Sache meinst Du?" fragte der Knabe, lebhaft sich ihr nähernd. „Wir sind ja hierher nach Palästina zu zweien und dreien zurückgekommen, bis mehr denn eine Million sich hier beisammenfand, den Prophezeiungen der Römer und Christen zum Trotz, die da sagten, wir würden für immer verbannt sein. Aber ein Volk sind wir nicht mehr; Macht haben wir nicht."

„Alle Macht wächst in der Stille, im geheimen, mein Sohn! Dein Vater spricht von Revolutionen, die unterwärts vorbereitet werden."

„Aber Mutter, hast Du Hoffnung?"

Da richtete sie ihr bleiches Antlitz von ihrer Arbeit auf, faltete ihre Hände zusammen und sagte: „Wir haben gesündigt, wir und unsre Väter; gnädig und barmherzig ist unser Gott, aber nimmer spricht er den rein, der schuldig ist, noch erhebt er die Hoffärtigen. Wohl sind wir zurückgekehrt in unser Land, aber kehrten wir auch zu unserm Gott zurück?"

„Aber haben nicht die Rabbiner gesagt, daß wir zweifaches erduldet haben um unsrer Sünden willen?" fragte der Knabe erregt. „Und wird nicht Gottes Messias, der Gesalbte und König, kommen, wenn wir in tiefster Schmach daniederliegen?"

„Also steht geschrieben," erwiderte sie. „Ich habe ein kleingläubiges, hoffnungsleeres Herz. Doch als ich Kind war, da lebte die Belagerung von Jerusalem in aller Gedächtnis. Mein Vater lebte in dieser Hoffnung an den Messias, und er kam um in den Flammen des Tempels und schaute bis zuletzt aus nach dem Erlöser, gleich den drei Männern im feurigen Ofen. Meine Brüder fochten für ihre Hoffnung, und zwei von ihnen sind gekreuzigt, drei sind Sklaven geworden, in der Welt umher zerstreut; ich weiß

nicht wo; und jetzt hat das Licht dieser Hoffnung sich versenkt in die Herzen meines Mannes und meiner Kinder, dieses schreckliche Licht, das doch alle, die ich geliebt, nur zum Ruin gebracht hat."

„Aber der Tag muß kommen, Mutter, und kann es wohl sein, daß wir die Generation sind, die ihn erlebt."

„Ihr vielleicht, liebe Kinder," sagte sie trübe.

„Mutter, hast Du niemals eine Schwester gehabt?" fragte Achsah nach langer Pause.

„Ja, meine Tochter, ich hatte eine Schwester."

„Lebt sie noch?" fragte Achsah schüchtern.

„Sie starb schon vor dreißig Jahren."

„In der gleichen Hoffnung, Mutter?"

„Nein, nicht in der gleichen; sie ist gar fröhlich gestorben, denn sie glaubte, der Verheißene sei bereits hier erschienen."

„O Mutter, wenn nun der Messias erschienen wäre?" sagte Achsah da voller Verwunderung.

„Still, Schwester!" flüsterte Azor. „Unsre Mutter meint den Nazarener."

Ein schwerer Tritt ließ sich auf der Schwelle hören. Die Kinder liefen ihrem Vater entgegen. Zaghaft erhob sich die Mutter, als ob sie einen verbotenen Schrein geöffnet habe.

Eleazar warf sich auf die Bank nahe der Thür und wischte sich die Stirn ab.

„Du bist müde," sagte die Frau.

„Nein, Schelomith, ich nicht, nur meine Glieder. Im Osten hat sich unser Volk erhoben, und die Römer sind gewichen. Noch sind die Nachrichten dunkel, aber sicher haben nun die Tage unsers Weinens ein Ende, und meine holde Taube soll wieder nisten unter den Schlössern Davids. Ich hatte gemeint, Dich, meine Schelomith, in den Tagen Deiner Jugendblüte dorthin zu bringen; doch nun geht eine neue Zeit der Jugend für uns an. Unsre Kinder werden noch das volle Recht ihrer Geburt erlangen." Hierauf verschloß er die Thür, umschlang sein Weib und seine Kinder und sagte in tiefbewegtem, gedämpftem Ton: „Der Stern aus Jakob ist aufgegangen. Der Messias ist endlich erschienen!" und dabei rollten Thränen über sein strenges, sonnenverbranntes Gesicht, und

Mutter und Kinder weinten miteinander vor Aufregung und Freude.

Doch eine andre Bewegung war es, die im Herzen Schelomiths die Flut emporsteigen ließ. „Der Messias ist erschienen!" waren ihrer Schwester letzte Worte gewesen, als sie starb.

Da drang ein leiser Aufschrei an ihr Ohr. Rasch eilte sie hinein ins innere Zimmer zu ihrem jüngsten Kinde; sein hochrotes Gesicht und seine zitternden Lippen sprachen von einem angstvollen Traum, und draußen hörte man das Heulen eines wilden Tieres. Sanft nahm sie ihr Knäblein in ihre Arme und trug es hin und her, bis das erregte Gesichtchen ruhig wurde und auf den bebenden Lippen ein Lächeln schwebte. Dann setzte sie sich nieder, es auf dem Schoße wiegend. Alles Hoffen und Fürchten eines nicht viel mehr als politischer Art gewordenen Glaubens und alle Drangsale eines Volks, dessen Alltagsleben mit Tragödie mehr und mehr verwoben ward, alles das war für eine Weile untergegangen in dem tiefen, voll befriedigenden Bewußtsein der Mutterliebe. Denn unter all dem Ebben und Fluten des sturmbewegten Wellenschlags politischen Wechsels und Wandels fließt allezeit die tiefe Strömung des uns allen gemeinsamen menschlichen Lebens.

Zweites Kapitel.

Langsam wand sich das der jungen griechischen Maid gesellte Gefolge den schmalen Pfad durch das Thal des Kidron dahin. Das Maultier suchte sich das felsige Bett des ausgedörrten Stromes als Weg aus. Wie sie so dahinzogen, sahen sie Gruppen bei einander stehen in versteckt liegenden Schluchten oder aber entlang wandernd an den Hängen des Ölbergs; über ihnen türmten sich mit drohender Miene die düsteren Felsen des Morija, auf denen kein Tempel thronte, und so erreichte die kleine Schar unter jenen Steinen, davon „keiner auf dem andern gelassen werden sollte", durch eine jener vielen Breschen der zerrissenen Mauern die heilige Stadt Jerusalem. Durch Straßen, darin Ruinen und Häuser sich

aneinander fügten, Ruinen von Palästen, die jetzt zumeist von den Armen bewohnt wurden, kamen sie schließlich zu den Pforten eines Palastes, der von Athen oder Pompeji hierher verpflanzt schien. Er war nicht überladen mit orientalischer Pracht; im keuschen Farbenschmuck der Wände, wie in den kühlenden Marmorbrunnen, in den Bildsäulen, den Vistas voll harmonischer Malerei, die in einem von Blumen umrankten Hofe endeten, wirkte alles wohlthuend auf das Auge ohne jedes Blenden. Es war, als sei alles hier darauf angelegt, den Geist mit Wohlgefallen auf dem Werke ruhen zu lassen, aber nicht daß diese Besitzesfülle beklemmend und bedrängend wirken sollte, nicht um nur das Anstaunen des Beschauenden zu wecken, sondern ihm ein Gefühl von Behagen und Freude zu verursachen. Einen Unterschied aber gab es zwischen diesem Hause des Nicias und einer gewöhnlichen römischen Villa. Innerhalb des im Innern liegenden Hofes befand sich eine Stätte der Kühlung und Erholung, umrahmt von Wänden und Säulen von grünem poliertem Marmor, gleich einer Halle im Palaste des Neptun, abgeschlossen vom Hofe durch Vorhänge von langflatterndem, dichtem Weingeranke, und auf dem durch steinerne Treppen erreichbaren Dache lagen dichte reiche persische Teppiche.

Diese Treppen hinauf wollte Lucia durchaus das kleine Rehkalb trotz all seines Widerstrebens tragen oder richtiger schleppen, um es Martia, ihrer Mutter, zu zeigen, einer stattlichen römischen Matrone, die dem Gefangenen ihrer Tochter nur ein sehr geringes Maß von deren Enthusiasmus als Willkommen bot. Auf dem Divan zur Seite Martias ruhte eine Fremde, die Gattin eines kaiserlichen Offiziers. Lucia setzte sich nun ihnen beiden zu Füßen und flocht Guirlanden für ihren Liebling, der ihr dabei die Hände mit so flehentlichen Blicken leckte, als wenn solche Guirlanden ihm noch immer gleichbedeutend seien mit Opferungen.

Auf den Wogen des Duftes von Lilien, Narzissen und frischen Veilchen ward das Herz der Jungfrau zur Heimatsstätte ihres Vaters und ihrer selbst zurückgetragen, wo die Tempel noch aufgerichtet standen und den Göttern Griechenlands noch geopfert wurde, und der ernste Ton der Unterhaltung jener beiden über ihre Familien, ihre Sklaven und die Aussichten des Aufstandes,

der bei den Juden allenthalben wogte, verwob sich mit den Träumen der Maid gleich dem steten dumpfen Rauschen des Meeres mit der helltönenden Musik seines tausendfachen Aufwallens und Wirbelns und Strudelns.

„O Du sonniges Land, wann werde ich Dich wiedersehen! Ich gedenke deiner blauen Meeresfluten, deiner lebensvollen Ströme und Bäche. Die Sonne liebte Dich und säumte Deine kahlen Felsen mit Gold, und in den Klüften und Schluchten der Berge grüßten sie Tausende von Blumen. Auch wir boten Dir unser Willkommen, Apollo! Denn warst Du nicht unser Eigentum? Dein Fuß war über unser Gefilde gezogen; auf allen Hügeln sah man die Spuren Deiner Schönheit; in jedem Thale vernahm man die Musik Deiner Stimme.

Durch die Haine der Orangen und Oliven und unter den Cypressen erglänzten die Lichtgewänder der lebenquellenden Gewässer, und des Nachts, o Diana, sangen sie Dir Hymnen, Du liebreiche, holde, reine Schwester des starken Helden! Alles atmete Jugend und Leben: die sternenumleuchteten Helden des Himmels wie die Nymphen der rauschenden Wälder und die Götter unten auf dem Grunde des Meeres. Du Land meiner Väter, Du Heim der fröhlichen Götter, Elysium, das keine Schatten erfüllten — Ihr alle hattet uns lieb, denn wir liebten Euch, meine Brüder und ich. Manche Stunde weilten wir auf dem stillen Gestade zur Zeit, da die Sonne erblich, um nur einen Schimmer des schönen Gottes auf den Häuptern der dunklen Wogen funkelnd vergehen zu sehen. Wußten wir doch, daß sie ihr Heim hatten auf dem Grunde des Meeres, in den Schlössern der Tiefe, in den grünen Hallen unter den purpurnen Korallen, den Perlen und rosigen Muscheln.

Mit Freude gedachten wir ihres freudevollen Lebens dort unten, und der Mond freute sich mit uns und kam herauf und umfloß die Dächer der Meerpaläste mit Silber, und die glücklichen Unsterblichen sandten uns ihre Wellen hinauf zu unsern Füßen — holdgeschwätzige Boten mit Gaben von goldigen, grünen, rosigumsäumten, perlenbergenden Muscheln, die zuvor den Boden ihrer Paläste bedeckt.

Wie wohl thut's, daran zu denken! Doch meine Brüder sind nun dahin, in den schattigen Gefilden der Seligen, und hier sind die Hügel so dunkel und kahl, die Ströme verödet und trocken. Die Götter haben dies Land vergessen; ihre Füße wandeln nicht mehr über diese Hügel, und keinen Spielgenossen habe ich mehr als Dich, Du mein weißes, heiliges Reh!"

Und sie schlang ihre Arme um des lieblichen Geschöpfes Nacken; die Guirlande entglitt ihren Händen, und so lag sie und schaute hinauf zu den Sternen, ganz von der holden Idealwelt umfangen, in der sie sich all der düsteren Wirklichkeit und Wehklage um sie her entzog.

Da ertönte ein fester Mannestritt auf der steinernen Treppe, und eine Hand legte sich auf des Kindes Haupt.

„Wovon träumt meine goldhaarige Nymphe zu dieser Stunde?"

„O Vater, wo bist Du gewesen? Du siehst so müde aus."

„Barbarenwein habe ich getrunken mit Leuten, die Prunk für Schönheit halten; politische Ansprachen habe ich gehalten vor Rebellen, die höchstwahrscheinlicherweise ihr Fest mit der kläglichen Hoffnung gewürzt hatten, daß sie uns alle hinmorden wollten."

„Meinst Du damit, daß wieder Gerüchte von neuem Aufstand unter dem Judenvolk sich erheben?"

„Ich bin der Meinung, daß dies Volk unter chronischem Aufruhrgelüst fort und fort arbeitet, und es ist nur die Frage, ob das Gefäß oder der gährende Inhalt stärker ist."

„Vater, ich liebe das Land gar nicht."

„Ich ebensowenig, meine Tochter!"

„O warum gehen wir dann nicht heim, zurück nach Griechenland?"

„Der Kaiser hält die Schlüssel des Elysiums in seiner Hand, meine Lucia, und der Weg dorthin ist selten ein erfreulicher."

„Warum überlassen die Götter nicht dieses verwilderte Land den Hebräern?"

Du thätest besser, solche Fragen im Tempel vorzulegen bei Deinem nächsten Besuch."

„Vater, hier giebt's doch nichts, worüber man Freude haben kann, als Sonne und Sterne. Ich würde gern eine Priesterin

des Apollo. Giebt es nicht in Antiochien einen Tempel? Willst Du mich dort der Gottheit weihen?"

„Ganz entschieden nicht."

„Warum das?"

„Frage lieber Deine Mutter danach! Im allgemeinen deshalb, weil die Götter, wenn sie auch an sich die beste Gesellschaft sind, sich doch nicht immer die beste Gesellschaft halten."

Lucia sah ganz betreten drein.

„Kind, was denkst Du Dir denn von dem Leben einer Priesterin des Apoll?"

„Den Gott zu grüßen am Morgen wie am Abend mit herrlichen Gesängen, seine Bildnisse zu umkränzen, an ihren freundlichen, lächelnden Blicken mich zu weiden."

„Und den jungen Ziegen die Hälse abzuschneiden."

„O nein, mein Vater, das thun doch die Sklaven! Aber weshalb muß eigentlich Blut vergossen werden?"

„Du wirst mir zu philosophisch, Lucia! Ich kann es Dir wirklich nicht sagen; vielleicht halten die Leute die Gemütsart der Götter doch nicht für so liebenswürdig, als Du es meinst, vielleicht wollen sie damit eine Furcht vor ihrer Rache, die den Gottlosen verfolgt, beschwichtigen, vielleicht auch den Tisch der Priester gut versorgen."

„Aber wenn ich den Göttern diente, so sollte es ganz anders geschehen. Da sollte lauter Freude und Lobpreis, lauter Schönheit sein, kein Tod noch Schmerz noch Furcht."

Wie sie so sprachen, hatte ein junger Mann Martia begrüßt und sich mit der Miene eines dazu Berechtigten zwischen Vater und Tochter niedergelassen.

„Cyril, unterweise doch diese Maid und sage ihr, daß es noch bessere Lebenslose giebt als das einer Iphigenia!"

„Meine liebe Base scheint manches Mysterium auf dem Wege der Eingebung zu verstehen," lautete die Antwort; „denn was ist das Böse anders als das Nichtdasein des Guten, und warum sollte eine reine Seele irgend etwas außer Freude kennen?"

„Dann würden also Deiner Meinung nach die unglücklichen Tiere zu Ehren von einem Nichts hingeschlachtet?" schaltete Nicias ein.

„Je tiefer ein Wesen steht, je niedriger wird die nährende Kost geartet sein. Ideen kann die Menge nicht fassen; diese muß durch Erregungen, Schreck, Hoffen und Vorwurf in Schranken gehalten werden. In den Gebräuchen des Volks liegt eine tiefe Bedeutung."

„Das ist ganz sicher. Darum wohne ich auch all den Prozessionen bei, den Opferungen bei allen Festlichkeiten, und solches thue ich als Amtsperson. Die stille Ruhe göttlicher Beschaulichkeit, die Betrachtung eines hocherhabenen, unbezeichenbaren Wesens, das gewöhnliche Augen von dem Nichts nur durch die Thatsache zu unterscheiden vermögen, daß es etwas ist, das ist allerdings nicht die Religion, die den Heeren Streitkraft giebt und die Rotten des Aufstands verstummen macht; wir können freilich nicht ein und dieselbe Religion, dem Philosophen wie dem Pöbel in gleicher Weise angepaßt, schaffen."

„Doch," meinte Cyril gedankenvoll, „es giebt eine Religion, die einen viel Erhabenheit besitzenden Glauben mit einem politischen Einfluß von ganz gewaltiger Kraft verbindet."

„Du meinst die jüdische?"

„Hat sie nicht eine wunderbare Macht über die Völker? Sie verbindet Fürsten und Gewerbsleute, besiegt die Leidenschaft für Reichtum, die Anhänglichkeit an Familienbande von so tiefinnerer Stärke, wie sie nur je vorhanden sind; sie stählt sie in Folterqualen und überlebt auch die Marter der Sklaverei."

„Doch schließlich, was ist das anders als zur Gottheit gewordener Patriotismus?"

„Mehr als das ist's, Nicias, denn diese Religion überdauert auch die nationale Existenz."

„Sage lieber, letztere wird durch sie unaustilgbar! Nach der schrecklichen Rache des Titus kehren sie nun aus Wohlstand und sichern Verhältnissen zu den kahlen Hügeln und verödeten Gefilden zurück, wo ihre Väter in Bande und ans Kreuz geschlagen wurden."

„Das Land ist freilich ganz von ihnen angefüllt. Für die, welche die Autorität in Händen haben, und für die, welche unter derselben stehen, ist das eine nichts weniger als erfreuliche Wahrnehmung."

„Ich wünschte, der heilige Kaiser ließe seine Tempelbauten in Griechenland und käme uns zu Hilfe her, sonst könnten wir noch einen zweiten Tempel in Jerusalem erleben." Darauf wendete sich Nicias, als ob er einen lästigen Gedanken abwehren wolle, wieder zu dem vorher bewegten Gegenstande.

„Der Gründer jenes Systems verdient eine Nische in der Halle der Weisen."

„Ich habe aber auf den neuen Glauben vorhin angespielt," fing Cyril abermals an, „auf diese Sekte, die auf die ganze Welt sich zu erstrecken scheint, da sie allenthalben aufsproßt und das mit erhabeneren Ideen und stärkerer innerer Macht, als sie der frühere Judaismus besaß, da sie den Begriff eines höchsten Wesens mit der Anbetung eines gottgleichen Helden vereint."

„Es fehlt nicht viel, Du überredest mich, daß ich ein Christ würde," sprach lachend Nicias, damit unbewußt Worte wiederholend, für die er die Antwort nicht wußte. „Ich gestehe Dir, wenn ich ein Sklave wäre oder auch eine Frau, so würde ich diese Lehre mit einigen Beschränkungen und einem kaiserlichen Entlastungszeugnis annehmen; doch warne ich jeden in meinem Hause vor einem solchen Enthusiasmus."

Cyril wandte sich nun an Lucia und sagte: „Lucia hat ein freudevolleres Mysterium; sie bedarf keiner solchen düstern Zufluchtshöhlen für ihre Seele, und keine derartigen Schatten sollen ihr Lebenslos durchkreuzen." Verwundert sah sie auf und begegnete seinem auf ihr mit einem eigenartigen, tiefinnigen Ausdruck ruhenden Blicke.

Er stand auf und ging von ihnen, und Nicias nahm seiner Tochter schönes Haupt zwischen beide Hände, da sie neben ihm knieend sich an ihn schmiegte, und sagte zu seiner Gattin mit einem Gemisch von Zärtlichkeit und leichtem Scherz: „Martia, ich habe Dir dreierlei neues zu verkünden. Ich habe eine korinthische Sklavin für unser Töchterlein gekauft, habe dieses dem Cyril verlobt, und im Osten ist ein neuer König der Juden aufgestanden."

Martia empfing diese Kunde mit anscheinend großer Ruhe und Fassung.

Lucia barg ihr Antlitz an der Mutter Busen und weinte wie damals, als ihr Reh verloren war. „Dich soll ich verlassen, Mutter, und meinen Vater?"

„Noch nicht, noch nicht, mein Kind!" sagte die Mutter. Und ihre Stimme bebte, als ob in einer Vision ihre eigne ganze Mädchenzeit sich vor sie hinstellte: ihr Haus in Rom, die heiteren Kinderstimmen darin, ihre beiden verstorbenen Söhne, ihre Träume über die Kindheit ihrer einzigen Tochter. Und so stillte sie Lucias Besorgnisse. In den Träumen der letzteren in dieser Nacht verwebten sich wundersame, stets wieder auseinander fließende Bilder von Tempeln voll Leben und Freude und schöne, gottgleiche Gestalten, die in Schatten vergingen, indem sie hinschaute, und dazwischen fiel von irgend einem unbekannten Etwas her, das sie nicht zu erblicken vermochte, ein Schatten über das schimmernde Feld, bis sie, noch früh am Morgen, erwachte und sah, wie das Reh den Vorhang seines kleinen Schlafgemaches beiseite zu schieben suchte und das Sonnenlicht voll auf sie herniederstrahlte, und mit Freuden ward sie sich dessen bewußt, daß sie noch ein Kind sei in ihres Vaters Hause.

„Ich soll eine echte griechische Sklavin erhalten, meine holde Lily," sagte sie, als sie später beide wieder in ihr Bereich auf dem Dach sich begeben hatten, „nicht solche stumpfe, seelenlose Ägypterin oder eine, auf welche der Schatten dieses düstern Landes gefallen ist, sondern eine aus unserm Volk, die all die alten Gottheitssagen kennt und uns von Helden und Kämpfen und von den olympischen Spielen zu erzählen weiß."

Doch für Lucia sollte eine neue Ära beginnen, und die stattlichen Gestalten und schwankenden Phantasien ihrer Religion sollten vor der hellen Stimme des Alltagslebens mit seinen Pflichten in bleiche Traumgebilde sich auflösen; Leben und Religion sollten ihre für sich abgesonderten Gebiete festhalten und nimmer in andre Berührung miteinander treten, als Tag und Nacht sie haben.

Ein schönes Traumland voller Götter und Helden, Männer und edler Frauen, voll lustiger Geschöpfe für ihre Phantasie, und eine Welt, darin Vater und Mutter, ihr Reh und ihre Sklaven lebten, das waren Lucias beide Welten. Von einem Glauben,

welcher das alltägliche Leben beeinflussen könne, hatte sie keine andre Vorstellung als von der Wirkung, die Sonne und Mond auf Ebbe und Flut des Meeres üben. Ihre ideal gerichteten, sittlichen Anschauungen bestanden in verschiedenen stoischen Grundsätzen, durch die hehren Tugenden gewisser alter Heldinnen Roms illustriert, die diese Tugenden personifizierten, und in dem ehrwürdigen, gediegenen Beispiele ihrer Mutter. Ihre praktische Moralität floß aus einem warmen Herzen, einer überquellenden Gesundheit und einem sonnigen Temperament. So glitt ihr Leben dahin wie das eines Vogels in sommerlichen Wäldern, ebenso schön, so fröhlich, so instinktiv und moralisch, auch ebenso unbewußt. Die Schönheit der Welt, die Liebe ihrer Verwandten ergoß sich in ihr Herz, und sie liebte und freute sich; und gab sie ihrerseits Licht und Musik zurück, so geschah dies gleich dem dahineilenden Bach, der nur daran denkt, seinen Weg weiter zu tänzeln, der nicht weiß, daß sein Spielen Sonnenschein ist und sein Dahinziehen Gesang. Nur zweierlei Künste besaß sie, wenn irgend etwas Kunst heißen darf, das so ungezwungen und frei aus sich selbst herausfließt wie der Instinkt. Sie konnte singen und Guirlanden flechten. Blumen waren Gerät und Werkzeug ihrer Kunst, ihr Pinsel und ihr Meißel. Des Morgens früh suchte sie Blumen in Thal und Hügel, und den ganzen Tag saß sie und sang, Blumen in ihrem Schoß, flocht Kränze und Ranken für Feste und Tempel, hierbei nimmer ermüdend, liebliche Formen mit reichen Farben zu umkleiden und dabei holde, improvisierte Lieder zu singen, die Bachesrauschen und Blumenduft atmeten.

Drittes Kapitel.

Die Karawane hatte ihre letzte Tagereise vollendet; eine Karawane, nicht von Pilgern, sondern von gewöhnlichen Reisenden, denen Jerusalem ein Marktplatz oder eine Heimstätte war. Denn obgleich für beide Parteien Jerusalem eine heilige Gedenkstätte war, so wagte doch der Jude nicht, seine Ehrfurcht kundzuthun,

und für den Christen lag der Flecken des teuren Erlöserbluts auf Jerusalems Hügeln, und das sehnsuchtsvolle Herz wendete sich von dem Boden, da das Lamm erwürget war, zu dem unsichtbaren Heiligtum und zu dem Throne, auf dessen Mitte der Jünger, welchen der Herr lieb hatte, Ihn sah. Ringsum war alles still.

Noch gewahrte man nichts vom Morgendämmern; schwarz ragten die Umrisse der Hügel in den klaren Himmel hinein. All der Reichtum der Farbe in Wäldern und Weingärten und grünen Hügeln, wo die Schafe weideten, all die wellengleichen, purpurnen Linien am Horizont, sie schliefen unter der Flut von Mondeslicht.

Nur eine war bereits wach, und sie saß an der Pforte eines der Zelte und so still wie die Sterne, zu denen sie aufschaute.

Es war Irene, die griechische Sklavin. Unter all den vielen, die um sie her schlummerten, hatte sie niemand, der zu ihr gehörte, und wie ihre Gedanken so dahinzogen über die Welt, über alle, die jetzt im Schlummer lagen, wußte sie auch nicht einen, der wachen und ihrer gedenken würde. Aber es gab Scharen droben im Himmel, die des Schlummers nicht mehr bedurften, die da wachten im Anschauen und Lobe Gottes, des Eigentum auch sie war. Da oben war auch der Geist eines verklärten Kindleins, das nun allezeit des Vaters Antlitz sah, und Apostel und Märtyrer, deren Worte ihre tägliche Freude waren.

An diese dachte sie. Und einen gab es, der ihrer gedachte, herniederblickte auf sie und sie liebte, dem sie für immerdar gehörte, der sie erkauft durch hohen Preis, daß sie Sein Eigentum sein sollte ewiglich. Zwischen ihr und der einen Familie auf Erden und im Himmel griff keinerlei nahes irdisches Verwandtschaftsband ein. Doch war darum nicht etwa ihres Herzens Innerstes eine öde, liebeleere Stätte, denn in ihm wohnte, gar dicht mit seinem Zentrum verwachsen, die Kirche des Herrn, der Christ Gottes.

Schon waren sie nahe bei Bethlehem. Es war der erste Tag der Woche, und gleich jener Magdalena am Ostertage stand Irene sinnend und einsam am Grabe, da es noch dunkel war, aber sie weinte nicht, denn sie wußte, wo ihr Herr war. Als sie so dasaß, durchzuckte ein Ahnen des Morgens die ganze Natur; ein frischerer Windhauch erhob sich; das Gras zu ihren Füßen

schwankte hin und her; von den nahen Bäumen herab regte es sich hier und da in leisen Tönen wie Flügelschlag, und zartes Rot umsäumte die Gipfel der höchsten Berge. Gott berührte die Erde mit der Spitze seines goldenen Zepters, daß sie Ihm nahen möge und vor Ihm sich neigen und kundthun ihr Bitten und Begehren.

Von unten aber stieg ein andres leises Tönen herauf zu Irene. Es waren Klänge des Gesanges, die in der Morgenluft emporschwollen und verhauchten. Sie lauschte und folgte ihnen langsam. Als sie deutlicher wurden, hellte sich ihr Antlitz auf. Etwas so holdes und reines ward sicher nimmer für Apollo gesungen. Jetzt wand sich der Pfad; heller und deutlicher vernahm sie die Worte.

Es war das bekannte Loblied auf Christum, den Sohn Gottes, das durch das Herz der ganzen Christenheit hindurchgezittert und von Anbeginn in melodischen Klängen von ihren Lippen ertönt ist, dieselbe Hymne, welche sich, wie etliche der Ansicht sind, im Tedeum kristallisiert hat. Männer und Frauen sangen in Responsorien ungefähr folgende Worte: „Herr Gott, Dich loben wir."

Als die Klänge verhallten, kniete die junge Griechin auf den felsigen Höhen mit gefalteten Händen und von Thränen überflutetem Angesicht. Dann erhob sie sich und trat in die Höhle ein, aus der die Klänge hervorkamen, und tief sich verneigend und das Zeichen des Kreuzes machend, setzte sie sich unter die Schar der Christen. Es trat eine augenblickliche Pause ein. Wenige in der kleinen Schar standen im Range über Bauern und Winzern, und der Strahl der einen Leuchte erhellte manches von Mühsal abgehärtete Angesicht, dessen Licht keine menschliche Kultur ihm gebracht hatte. Aber der Gedanke, der das Angesicht der ganzen Welt umgewandelt, lag darin und die Liebe, welche Märtyrer schuf, und der Glaube, der den Himmel erschließt. Der Vorsitzende, ein ruhiger, alter Mann, gekleidet nach Art der jüdischen Rabbis, schritt an die Griechin heran, nahm ihre Hand und sagte: „Sei uns willkommen, Schwester!" Dann, nachdem er ihr einen Platz neben sich angewiesen, gab er das Zeichen, fortzufahren. Ein jüngerer Mann zog nun ein kostbares Manuskript aus seinem Busen und las in griechischer Sprache das 24. Kapitel des Lukas, von Zeit

zu Zeit innehaltend, währenddessen der Vorsitzende das Gelesene ins Syrische übersetzte. Dann erhob sich nach einer kurzen Pause ein Bauer und sagte in tief herzbeweglicher Weise den 46. Psalm her: „Herr Gott, Du bist unsre Zuflucht und Stärke", und mit den Worten: „Der Herr Zebaoth ist mit uns; der Gott Jakobs ist unsre Zuflucht" setzte er sich wieder nieder. Eine andre stille Pause folgte; dann erhob sich der Vorstand und mit ihm alle Anwesenden und opferte Gott Danksagung und Gebet. Jede Stimme klang von Zeit zu Zeit in einem gemeinsamen, halblauten Responsorium aus oder in einem Amen herzlicher Zustimmung: „Ja, ja, Herr Jesu, also lasse es geschehen!", und mit einem Segen und dem Darbringen eines Opfers schloß der schlichte, kleine, aber frohe Gottesdienst. Dann versammelten die Leute sich um Irene und fragten sie aus, und Worte des Mitleids gingen leis von Mund zu Munde. „Eine Griechin und eine Sklavin!" „Das war sie nicht immer, die arme, junge Fremde, das sieht ihr ja jeder an." Und einige, bei denen das Mitgefühl kein bloßer passiver Luxus war, hörte man fragen: „Habt Ihr die Opfergaben alle schon verwendet? Ist da nicht noch etwas übrig für sie? Vielleicht kann man drin in Jerusalem das Lösegeld zusammenbringen."

Aber Irene lächelte und wehrte all diesen wohlgemeinten Vorschlägen. Sie war zufrieden, eine Sklavin zu sein, auch damit, wie Gott ihre Wege lenken würde. Das Lösegeld sollte lieber solchen ausgezahlt werden, die dadurch wieder ihre Heimat zurückerhielten; sie hatte keine Heimat mehr. War sie nicht frei in Christo? — Konnte sie nicht sich damit begnügen zu dienen, wo Er doch Seinen Jüngern die Füße gewaschen hatte, und arm zu sein, wo Er in einer Krippe gelegen? Und freundlich diesen Sympathieen sich entziehend, kehrte sie in das Lager zurück, ehe die Zurüstungen zum Aufbruch beendet waren.

Ein liebevolles Antlitz blickte ihr nach, das eines Weibes, das einen hübschen Buben an der Hand hielt.

„Mutterlos, vaterlos, ohne Kind und eine Sklavin," murmelte sie. „Und ich hielt mich von Gott verlassen, weil Er nur mein Jüngstes wieder zu Sich holte." Und ihres Knaben Hand in die ihres Gatten legend, des jungen, vorhin als Vorleser erwähnten

Mannes, kehrten diese drei heim und sagten Gott Dank für einander. War es nicht der Mühe wert, eine Zeitlang hier im Schatten zu weilen, wenn dadurch andre zum Vollbewußtsein ihres Lichts gebracht wurden, die Bande häuslichen Glücks enger zu ziehen und stumpfes bloßes Ertragen zu beschämter Danksagung zu führen? Zumal, da die Schatten nur in Irenes Lebensverhältnissen lagen, während ihr Herz sich gleich einer Lerche in den Sonnenschein emporschwang, denn unter allen, welche jene letzte Tagereise nach Jerusalem zurücklegten, hatte niemand solch fröhlich Hoffen oder solch ein volles, freies Herz wie sie.

Spät saß Lucia noch an diesem Abend auf dem Dach, um dort die Ankunft ihrer neuen griechischen Sklavin abzuwarten. Das Haus stand auf einem Vorsprung der Stadt; seine Erbauer hatten sich dabei der früheren Grundlage und Umgebung bedient. Um sie her türmte sich ein Chaos der verschiedensten in Gärten zerstreuten oder in der alten Richtung der Straße entlang ziehenden Häuser, zerbrochene Säulen, ungeheure Felsblöcke, Ruinen, die all ihre Würde eingebüßt, da teils dürftige Hütten und teils luftige griechische Bauten sich hineingedrängt hatten; nach unten fiel ein schroffer Abhang in das tief umschattete Hinnom, dessen Dunkel durch die Grabesfeuer nicht mehr wie einst noch schreckensvoller gemacht wurde. Jenseits erhoben sich die ernsten, hehren Gestalten von Bergeshöhen, die von Lucias Beobachtungsstätte aus nicht jene weiten, die Phantasie ins Land der Feen führenden, lichtvollen Fernsichten erschlossen, sondern gleich einer ernsten, unnahbaren, stillen Wacht auf der Höhe sich über einander aufbauten. Was Wunder, wenn sie in Lucias Augen mehr wie Wachtposten eines Gefängnisses denn wie Hüter einer Heimstätte aussahen! Ihr Auge begegnete keinerlei Zeichen von irgend einem andern als heidnischen Gottesdienst. Die Stätte des Tempels lag öde da, abgesehen von einigen geweihten Fragmenten und dem aus den Spalten und Rissen sprossenden Buschwerk. Das Gebäude, worin die Christen sich versammelten, zeichnete sich durch nichts von den andern aus. Für Lucia hatte Jerusalem keine weihevolle Vergangenheit; was Wunder, daß es ihr wie das düstere Grab eines düsteren Glaubens erschien? Hier und da drangen Verse eines Liedes, von voll-

tönender, dem Süden entquollener Stimme gesungen, durch das nächtliche Schweigen oder das dumpfe Gebell eines vom Mondesglanz beunruhigten Hundes, bis diese Stille schließlich wie schwere Last auf ihr lag und sie sich zurückzog in ihr Schlafkabinett. Die Blumen, womit sie es am Morgen geschmückt, hingen welk von den Wänden herunter; matt brannte die Lampe in ihrer Nische, und sie begann bereits zu verzweifeln, daß noch jemand kommen könnte, als der Schall vieler Fußtritte durch die schmale Straße hallte. Lucia stand an der Thür ihres Schlafgemachs, um den Empfang Irenes zu beobachten. Ihr erstes Gefühl war das der Enttäuschung. Die schlanke Gestalt in dem von der Reise gezeichneten Anzug, das ebenfalls und zwar von heißer Pilgerfahrt des Lebens gezeichnete, abgemattete Gesicht bot wenig sie Anziehendes. Es ist dem geistlichen Israel eben keinerlei Verheißung gegeben, daß die Wüste samt ihren Stürmen und Schrecken das Gewand der Seele nicht abnutzen sollte. Und auf Irenes Angesicht war deutlich zu sehen, daß sie eine weite Strecke hinter sich hatte. Doch allmählich wandelte sich bei Lucia unter solchem Beobachten das Enttäuschtsein zu ehrerbietigem Mitleid. Es lag eine Geschichte in den eingefallenen, einst rund geformten Wangen, ein Pathos in diesen dunklen, stillen Augen; die Gestalt bewahrte noch etwas von der Grazie der Jugend, und in den elastischen Bewegungen lag für Lucia ebensoviel Würde als in der stattlichen, gravitätischen Ruhe ihrer Mutter, deren Befehle Irene gewärtig war. Als daher Lucia ihren Beobachterposten verließ, lag eine Freundlichkeit in dem Tone ihres Willkommens, die sofort zu dem Herzen der Sklavin sprach und in deren Augen einen Ausdruck hervorrief, der Lucias Hoffen auf zusagende Gesellschaft wieder belebte.

Ehe noch Irenes Nachtessen beendet war, hatte sich bereits zwischen ihr und ihrer jungen Herrin eine stillschweigende Vertrautheit gebildet, und als Lucia sie zu dem von ihnen beiden fortan zu bewohnenden Zimmer führte, sagte sie: „Du bist meine Landsmännin, und ich denke, daß ich Dich lieb haben werde wie eine Schwester. Sieh her, diese Guirlanden habe ich für Dich ins Wasser gelegt; morgen wollen wir früh aufstehen und sie auf dem Altar Apollos opfern zu Ehren Deiner wohlbehaltenen Ankunft oder

auch auf Dianas, was Dir vielleicht lieber ist," fügte sie hinzu, da sie auf Irenes Antlitz einen Wechsel im Ausdruck gewahrte. „Du gleichst Diana mehr; Nacht und Mondenlicht scheint in Deinem Gesicht zu liegen. Wir werden einander ganz gewiß lieb haben; gleich der Nacht und dem Morgen wollen wir sein."

Voller Rücksichten auf Irene und auf die vor ihnen liegenden frohen Aussichten legte die Maid zum Schlummer sich nieder. Sie glaubte bereits lange geschlafen zu haben, als sie erwachte und im Lichte der Lampe die Sklavin vor ihrem Lager knieen sah. Ein eigner Reiz lag über diesem emporgewendeten Angesicht, und Lucia lag und beobachtete sie still. Jetzt war nichts von Nacht in Irenes Gesicht. Lucia hätte meinen können, daß sich das Dach über ihr geöffnet; ihre Stirn schien förmlich zu strahlen. Es war, als ob das Morgenlicht aufginge und die Knieende umleuchte. Innige Frömmigkeit, Ergebung, Liebe, Freude, Hoffnung, die höchste Weihe eines liebeerfüllten Herzens verklärte das von vielen Leidesspuren gezeichnete Angesicht; von den geöffneten Lippen kamen weiche halblaut ausgesprochene Worte. Zum erstenmal ward Lucia also Zeugin eines Gebets, und als sie am Morgen erwachte, war es ihr, als habe sie den Himmel über sich offen gesehen, und staunend blickte sie auf das stille, friedevolle Antlitz ihr zur Seite. Aber sie störte ihren Schlummer nicht, und Apollos Blumenopfer wurden vergessen. War ihrer in Irenes Gebeten gedacht worden?

Viertes Kapitel.

Am andern Morgen, als Martia und Nicias Familienangelegenheiten mit einander besprachen, trat Irene ein und bat, indem sie die Arme über ihre Brust kreuzte, etwas sagen zu dürfen. Ihr Antlitz war sehr bleich, und die zusammengepreßten Lippen und die schlanke Gestalt machten den Eindruck, als sei sie gewappnet, ein strenges Gericht zu erdulden.

Nicias blickte finster drein, als ob er eine Szene voraussehe und solche um jeden Preis vermeiden wolle.

„Sage, was Du Lust hast!“

„Ich wollte nur sagen, o mein Gebieter, daß ich eine Christin bin.“

Da klärte sich Nicias Antlitz auf, und lächelnd erwiderte er ihr:

„Meinetwegen, schöne Korintherin! Ich bin der Meinung, daß Du gar keine zusagendere Lehre finden könntest. Wäre ich in Deiner Lage, so wüßte ich nicht, ob ich etwas Besseres mir hätte erwählen können.“

Irene verfärbte sich und sah rasch zu ihm auf, doch in Ton und Wesen lag keinerlei Ironie bei ihm.

„Aber“, so fuhr sie fort, „ich meine damit, daß ich nicht opfern kann in Euren Tempeln noch an irgend einer Eurer religiösen Zeremonieen teilnehmen.“

„Beunruhige Dich nicht! Es wird sich schon immer jemand finden, Lucia dabei zu begleiten, und für ein Privathaus thun wir schon genug für die Götter.“

Dennoch beharrte Irene noch auf gleicher Stelle.

„Aber“, sagte sie, „unser Glaube besteht darin, daß er eine Segensbotschaft für alle ist. Wir möchten deshalb, daß alle unsern Herrn anerkennen und in den Himmel eingehen, den Er uns erkauft hat.“

„Du bist ja sehr großherzig,“ meinte Nicias, „doch Euer Himmel dürfte nicht nach aller Geschmack sein; der Weg dahin ist es jedenfalls nicht.“

„O Herr, wenn Du den kenntest, der uns dahin bringt!“

„Nun, ich habe Seine Geschichte gehört,“ erwiderte er nicht ohne Ehrfurcht. „Er selbst hat keinen leichten Weg in den Himmel gefunden.“

Da flossen reichliche Thränen aus Irenes gesenkten Augen, und sie flüsterte: „Freilich nicht. Er hat andre verschont, aber Sich selbst hat Er nicht geschont.“

Eine Pause trat ein.

Martia sah von ihrer Stickerei auf und sagte in beunruhigtem, leisem Ton zu Nicias: „Wie, wenn sie nun zu Lucia auch also sprechen wird?“

Nicias gab ihr nicht gleich Antwort; dann fragte er die Sklavin: „Ist es das, was Du mir sagen wolltest?"

„Ja, denn ich kann meinen Schatz nicht vor ihr geheim halten."

„Nun gut, thue, wie Du Lust hast!" beschied er sie in schroff klingendem, doch höflichem Tone. „Aber unterdes will ich Lucia sagen, daß sie kein Wort davon glauben soll. Im übrigen laß das Kreuz sowohl wie Apollos Blumengewinde und Lichtgestalten ihre Sache allein sein!"

„Mutter," fragte einige Tage später Lucia, „was ist eigentlich Christentum?"

„Ich weiß wirklich sehr wenig Dir darüber zu sagen," erwiderte Martia mit geflissentlicher Gleichgiltigkeit. „Es sind ja schier endlose Schwärmereien und Hirngespinste, die in diesen Tagen einem die eignen Sklaven ganz wirr im Kopfe machen. Es ist eine gewöhnliche Art von Fanatismus, denke ich, der allen Unterschied der Stände verwischt und bei Handwerkern und Sklaven wirklich gewaltigen Anhang findet."

„Nehmen denn nur solche ihn an?"

„Nun, ich habe wohl von einigen aus unserm Stande gehört, daß sie sich auch haben bethören lassen und wirklich an dem gleichen Tische mit ihren untergeordnetsten Dienstleuten gespeist. Doch Du weißt, manche Leute haben eben für Absonderlichkeiten eine große Vorliebe. Es giebt übrigens noch viel Schlimmeres, was man von der Sache spricht, doch im ganzen, mein Liebling, ist's wirklich kein Gegenstand, der es wert wäre, daß Du Dir darüber Gedanken machst."

Eine Zeitlang verhielt sich Lucia daraufhin schweigend. Dann stellte sie jedoch eine zweite Frage an ihren Vater.

„Was es mit den Christen auf sich hat? Nun, meine Tochter, es sind, glaube ich, durchaus ganz wohlmeinende Leute, aber zumeist unwissend und beschränkt, von jüdischen trüben Vorurteilen erfüllt, immerhin noch harmlos genug, wenn sie nur nicht gar so bigott und streng gegen alle wären, die andrer Meinung sind. Sehr freundlicher Weise bescheiden sie das ganze Menschengeschlecht, ausgenommen die wenigen, die zu ihnen gehören, ins ewige Feuer

— ein sehr beruhigender Glaube, dem sie meinetwegen getrost anhängen mögen, so lange sie keine Macht haben, solch Feuer in Brand zu setzen."

Von Zeit zu Zeit fragte Nicias, wenn er Irene traf, sie mit Lachen: „Nun, wie geht's mit dem Kampf zwischen der Sonne und dem Schatten?"

Martia aber kannte das Frauenherz besser und wußte, daß die tiefste Liebe stets durch Leid und Entsagung Nahrung erhält, und darum betrachtete sie Irene von jenem Tage an mit kaltem, mißtrauischem Blick.

Nicias schien in seinem Vertrauen gerechtfertigt zu werden. Lucia lauschte der Geschichte Jesu und erzählte Irene sodann von ihrem eignen Glauben und ihren Träumereien, und beides schien ihr in gleicher Weise Unterhaltung zu gewähren. Bisweilen sagte sie wohl auch: „Das ist eine schöne Geschichte. Erzähle mir noch einmal von dem Bruder, der starb und dann seinen beiden Schwestern zurückgeschenkt ward!" oder: „Ich hätte die Engel mit den Lichtgewändern wohl sehen mögen! Sollten sie jemals wiederkommen, so wäre es wohl der Mühe wert zu versuchen, ob man sie nicht auch zu sehen bekommen könnte. Ich bin ordentlich froh, daß in diesem dunklen Lande etwas so Lichtvolles geschehen ist." Mitunter legte sie wohl auch ihre Guirlanden nieder und lauschte schweigend, indes die Thränen ihr übers Antlitz perlten, und wenn dann Irene zu hoffen begann, daß ihr Herz davon erfaßt sei, dann machte sie solch Hoffen gänzlich dadurch zu schanden, daß sie ganz fröhlich plötzlich sagte: „Es thut einem förmlich wohl, über solch Leid zu weinen, jetzt, wo man weiß, daß alles sich gut geendet hat. Aber Du liebe, holde Irene, Du glaubst doch ganz gewiß nicht all das düstere Zeug, davon ich durch meine Mutter gehört habe? Deine Religion scheint mir so voll von Liebe, und Du bist so willfährig, jedermann zu Diensten zu sein."

Einmal ging Lucia sogar so weit, daß sie sagte: „Ich meine, Dein Gott könnte einen Platz in unsern Himmelsgefilden erlangen." Aber Irenes ganzes Wesen schien bei der bloßen Vorstellung so von Schauder erfüllt, obwohl Lucia es doch so gut meinte, daß diese nie wieder derartiges äußerte. Denn für Irene war Lucias

Elysium nichts andres als die Hölle, ihre Götter keine holden Bilder und schöngestaltete Schatten, sondern wirkliche böse Dämone.

„Etwas", sagte Lucia eines Tages, „kann mir an Eurer Religion nicht gefallen. Sie ist so herrschsüchtig. Ihr wollt Euren Gott allein in Seinem Himmel haben; unsrer dagegen ist so viel voller."

Irene sah auf. „Erfüllt diese eine Sonne nicht die ganze Welt mit Licht? Doch von Anbeginn ist Gott niemals allein gewesen — die Liebe währet in Ewigkeit! Von Anbeginn hat der Sohn Seinen Platz in Seines Vaters Schoße gehabt. Freilich, noch ist unser Himmel nicht voll," fügte sie weich hinzu, „es ist noch Raum da, Lucia! Dereinst wird er voll sein: Tausende und aber Tausende von Engeln, eine große Menge, welche niemand zählen kann, und alle in weißen Kleidern, voll Freude und Lobpreis."

„Solch fortwährendes Weiß mag ich aber gar nicht leiden," lautete die Antwort.

Sie wanderten in einem blumenreichen Thalgrunde. Lucia that ihr Gewand auseinander und zeigte die darin gesammelten Schätze in goldigen, purpurnen und weißen Blüten mit sternengleichen, goldschimmernden Staubfäden, glocken- und becherförmige, Fächerpalmenblätter, zarte, kleine taubeglänzte Köpfchen, reichbefiederte, die ihren Glanz in dichten, grünen Blättern bargen oder von ihnen stolz überdacht wurden oder in dichtes Laub sich ganz einschmiegten. „Sieh', das sind die Bilder, die ich mir von meinem Gott mache! Dein Himmel ist mir zu farblos; Dein Garten ist voll von lauter Lilien."

„Meiner? Wohl, das mag sein, Lucia," gab Irene sanft zurück. „Dem Sünder ist der bloße Gedanke an fleckenlose Reinheit schon so beseligend! Aber Gottes Himmel ist weit über Dein und mein Denken hinaus strahlend und herrlich; Regenbogen, Rubinen, Saphire und Kristalle können ihn nicht in seiner Schönheit malen. Gott badet die Hügel des Morgens mit Sonnenlicht, bedeckt die Thäler mit Blumen, giebt den Muscheln ihre Farbe, die von den Wellen zu Tausenden emporgeflutet werden oder auch im Schoße des Meeresgrundes in buntem Glanze schillern, und Sein Himmel wird nicht monoton geartet sein."

„Du sprichst so oft von Sünde und Reinheit; hast Du denn so viel Böses gethan, Irene?"

„Mir ist viel vergeben worden," versetzte diese.

„Aber ich habe nichts Böses gethan," meinte Lucia naiv. „Ich bin immer sehr glücklich gewesen, also bedarf ich jenes Opfers gar nicht, davon Du redest. Meine Gaben für die Götter sind alle voller Schönheit, ohne Schmerz; ich bringe ihnen heiliges Wasser und Blumen und brauche drum keine andern Götter als die, welche im Olympus regieren und herrschen und Segen auf die Erde herniederschicken. Wenn einer von jenen Seligen herabkam und, wie Du sagst, in Armut lebte und in Herzeleid starb, um die zu trösten, die geirrt und gelitten haben, so muß das für solche eine sehr willkommene Botschaft sein; auch finde ich es sehr gottgleich, also zu lieben und zu leiden. Für mich aber sind diese Botschaften nicht; die alten Götter sind mir genug. Ich bin glücklich und brauche diesen neuen Glauben nimmer," und den eben von ihr gewundenen Kranz um den Hals ihres Rehes schlingend, das in der Nähe weidete, sprang sie mit dem also Gefangenen von dannen. „Welcher Glaube ist echt?" diese Frage schien ihr nie aufzusteigen.

Irenes Herz aber wurde gar schwer; wie sollte wohl die Stimme der Gnade dies so ganz von Liebe und Frohsinn und unantastbarer Glückseligkeit umwobene Herz erreichen?

„Jedenfalls", dachte sie, „muß die Botschaft diesem Kinde durch andre Lippen als die meinigen verkündigt werden, durch eine Stimme, deren Klang nicht durch des Lebens Last und Leid geschwächt ist." Und wenn sie abends betete, so flehte sie: „Vater, was kann ich von Dir wohl für dies glückliche Wesen erbitten, das nicht weiß, daß es Dein dennoch bedarf? Muß denn durchaus erst Weh und Kummer das Herz lahm legen, es stille machen, damit es Deine Stimme vernehmen kann? Herr, Du weißt es, und Du bist die Liebe; o sei gnädig mit ihr um Deines lieben Sohnes willen!"

Irene kannte nur den Weg, auf dem sie zu Gott geführt ward; doch Gott hat für jegliche Seele Seinen besonderen Weg und Seine besondern Erfahrungen, — einander so ähnlich, daß alle von jedem lernen können und jeder mit allen mitzufühlen

vermag, und doch so verschieden, daß keiner für den andern prophezeien kann.

Noch war der Becher von Lucias Erdenglück nicht voll; die Tage ihres Brautstandes nahten sich ihrem Abschluß. Irene kleidete sie in die üblichen weißen, prächtigen Gewänder, umschloß ihre schönen Arme mit juwelenbesetzten Spangen und sah sie vor sich in strahlender Schönheit, ohne auch nur einen Schatten auf ihrem Angesicht — alles von dieser Erde und für diese Erde, den Blumen gleich, die ihr goldiges Haar als Krone zierten. Aufmerksam beobachtete Irene dann das Antlitz Cyrils; es war so ganz verschieden: diese tiefen Denkerlinien, die selbst des heutigen Tages Freude nicht wegzuscheuchen vermochte, diese Augen, deren voll jetzt hervorstrahlendes Licht die Tiefe des Blickes nicht verbannen konnte, der über das Gegenwärtige und Sichtbare hinausgeschaut hatte.

„Er wird ihr Gott sein," dachte Irene, „doch, was wird sie ihm sein?"

Die Hochzeitsfeier ging vorüber. Festlicher Gesang, allerlei Feierlichkeiten und Blumengewinde, und ein glänzender Zug führte die junge Braut in das Haus ihres Gatten, dem doch kein Himmelsgruß Weihe gab, denn Jesus, der Heiland, war nicht auf diese Hochzeit geladen. Lucia fühlte kein Bedürfnis nach Heilung; sie war reich und gar satt, und in ihrer neuen Heimstätte sprudelte die überfließende Freude ihres Herzens in tausend Strahlengüssen des Dankens und Singens gen Himmel. Dennoch war sie nicht mehr dieselbe wie früher; ein neues, tiefes Lieben hatte Besitz ergriffen von ihrem Herzen; und wenn sie so dasaß, mit Flechten von Gewinden beschäftigt oder im Kreise ihrer Mägde thätig, da verfiel sie oft in lange anhaltendes Schweigen; alsdann glitten die Guirlanden von ihrer Hand, und ihre Augen füllten sich mit Thränen des Glücks. Eine tiefe Ruhe schien sich auf ihr Wesen niedergesenkt zu haben. Früher war ihr Leben ideal gewesen, ihr Gottesdienst ein Anbeten der Natur, eingetaucht in das Licht ihrer freudevollen Phantasie; nun war es menschlich geworden, die Götter, das Elysium, schienen zu schwinden, und sie fand ein neues Paradies in ihrer neuen Heimat. Wie sollte Irene hoffen,

daß Lucia jetzt zu ihrem gekreuzigten Heiland geführt werden konnte? Hatte die Phantasie schon ihr Leben so ausgefüllt, was würde die Liebe wohl noch an Raum übrig lassen?

Indes schien es, als wenn Cyril an Irenes Unterhaltung Interesse fände; er stellte ihr mancherlei Fragen und hörte ihr mit ernster Aufmerksamkeit zu. „Diese Geschichte“, pflegte er zu sagen, „ist ja schön, und ich denke, daß alle populären Religionen eine Geschichte haben müssen. Auch sind die darin enthaltenen Wahrheiten von tiefer Art, wenn sie auch begreiflicherweise noch mancherlei Orientalismen mit unterlaufen lassen. Der hebräische Geist ist, wie es scheint, nicht fähig, einen abstrakten Glauben zu hegen.“

Aber darauf wagte Irene einst die Frage: „Geben Dir denn diese abstrakten Begriffe Frieden, mein Herr?“

„Frieden“, entgegnete er, „ist bloß für das Kind und für das höchste Wesen. Wie kann der von den Stürmen der Leidenschaft und den Wogen der Verhältnisse hin und her geschleuderte Mann wohl Frieden begehren? Das Leben ist für die Weisen ein stetes Streben und Kämpfen. Kann Deine Religion etwa die innerhalb und außerhalb sich erhebenden Stürme zum Schweigen bringen?“

„Wohl kann das unser Gott,“ erwiderte sie, „und unser Glaube führt uns sofort und ohne Unterlaß zu Ihm hin.“

„Deine Religion ist mir zu menschlich,“ meinte er, „zu voll von Hoffnung und Furcht, von Neigungen und Erregungen. Das höchste Wesen bedarf unser nicht. Er will angebetet sein in der klaren Ruhe der Beschaulichkeit, nicht mit Thränen und Gebeten.“

„Aber sind wir nicht Menschen? Bedürfen wir Seiner nicht sehr?“

„Der Himmel achtet nimmer auf das Rauschen des Ozeans,“ erwiderte er.

„Aber Gott achtet auf das Schreien der vom Sturme Bedrängten,“ hielt sie ihm entgegen. „Ach, wenn mein Herr es doch nur versuchen wollte!“

Er antwortete ihr nicht, aber Irene meinte, sein Stillschweigen enthalte mehr von Mitleid als von Überzeugung. Für Cyril war die Sünde wohl eine Wirklichkeit, doch fühlte und erkannte er sie als eine Krankheit, als schreckliche Notwendigkeit, als Anhängsel, etwa wie Sturm und Seuche es sind für diese niedere Welt.

So war also der Gatte in seine philosophischen Ideen eingepanzert, das Weib von Liebe und Glück ganz umfangen. Das machte der armen Irene das Herz schwer, und fast gab sie Lucias Behauptung recht vor lauter Verzagtheit: „Die Religion taugt bloß für die, welche im Leide sind.“ Wenn sie auch nicht bat um die Taufe, damit sie getauft war, so betete sie doch um Lucias Bekehrung, und dabei bebte ihr das Herz.

Doch noch eine neue Freude wurde Lucia zu teil.

Wieder saß sie auf ihres Vaters Dache wie einst; doch kein Reh umspielte sie; es war davongeflohen und sprang mit seinen Genossen auf den Hügeln draußen umher. Auch lagen die Blüten auf dem Boden zerstreut. Lucia hatte gesungen, aber allmählich wurde ihre Stimme immer leiser und leiser, bis dieses holde Gemurmel in völligem Schweigen erstarb und sie still dasaß und auf ihr Kind in ihrem Schoße schaute.

„Komm und sieh sie Dir nur an, Irene!“ flüsterte sie dieser kaum hörbar zu. „Sieh nur, wie schön sie aussieht! Hat es je wohl etwas Lieblicheres gegeben wie dies Gesichtchen und dies Lächeln darauf? Ihr letzter Blick ruhte auf mir; der letzte Ton, den sie vernahm, war meine Stimme. Sieh nur, wie glücklich sie in ihrem Schlummer ist! Doch freilich, von solchen Freuden kennst Du nichts, Irene!“

„Einst kannte ich sie wohl,“ lautete die ruhige Antwort, und doch klang sie wie ein unterdrückter Thränenstrom. Liebkosend legte Lucia ihr die Hand auf die zitternde Rechte.

„So hast Du ein Kind verloren, Irene?“

„Gott hat Sich meiner erbarmt,“ erwiderte sie, dabei noch immer bemüht, ihre Thränen zurückzuhalten. „Meine Ehe ist nur eine sklavische gewesen, und solche verbietet unsre Religion; aber ich war nicht stark genug, mich von meinem Kinde loszureißen, und so nahm Gott die Versuchung fort und das Kind zu Sich.“

„Wie? Du sagst, Gott nahm es zu Sich, Irene?“ fragte voll tiefen Ernstes Lucia.

„Jesus hat die Kindlein zu Sich kommen lassen, sie geherzt und gesegnet, und so hat Er auch meines zu Sich geholt.“

„Es wird glücklich bei Ihm sein,“ meinte Lucia weich.

Verwundert schaute Irene zu ihr auf.

„Ich habe gar viel gedacht in diesen letzten Monaten, Irene, und habe das Gefühl gehabt, als könnte ich zu keinem der Götter von meinem holden Liebling reden, aber zu Jesu Christo konnte ich's, und siehst Du, Irene, ich bin es gewiß, daß Er mich gehört hat, der Gott, der selbst ein Kindlein wurde, der Gott, der die Kleinen ans Herz drückte und segnete, der für Seine Feinde starb und Seine Mutter auch am Kreuz nicht vergaß. O Irene, jetzt glaube ich alles. Es ist gar so segensvoll, es muß wahr sein. Dein Heiland ist mein Gott und der meines Kindes."

Nun flossen Irenes Thränen ungehemmt hernieder. Sie neigte sich über Lucias Hand, drückte sie ans Herz, bedeckte sie mit Küssen und schluchzte gleich einem Kinde. Lucias Thränen vereinten sich mit den ihrigen. „Ach, ich denke," sagte sie, „wie undankbar ich doch gewesen bin und nicht habe zu Ihm kommen wollen, als Er mich rief und mich so lieb hatte! Ach, Irene, jetzt weiß ich, was Du unter Sünde verstehst; sieh, das war Sünde. Doch er kam, uns Sünder selig zu machen."

Kein Leid war über Lucia gekommen. Gott war gar liebreich mit ihr verfahren. Er hatte einen Segen nach dem andern über sie ausgeschüttet, bis endlich das Kind emporblickte und die Hand des Vaters erkannte. Die tiefe Mutterliebe, die in Lucias Götterglauben keinerlei Widerhall fand, war zu ihrem Urquell zurückgeströmt, und indem sie lieben lernte, hatte sie Gott lieben gelernt. Wohl gab es noch viel für sie zu lernen, aber wo soll ein Geheimnis erforscht, Unverstandenes enthüllt werden, wenn nicht am Kreuze?

Fünftes Kapitel.

Lucia war zur Liebe Gottes in einer Welt erwacht, welche die äußeren Formen ihrer Feindschaft gegen Ihn nicht von sich abgeworfen hatte; notwendig war daher ihre Umwandlung in dem kleinen Kreise der Ihrigen eine sehr merkbare.

„Ich habe Dich doch stets vor dieser Korintherin gewarnt," sagte Martia zu ihrem Gatten.

„Ohne Zweifel verstandst Du Dich auf Dein Geschlecht besser wie ich," gab er zu. „Doch, liebste Frau, was soll nun geschehen? Lucia ist eine so offene und aufrichtige Natur, daß wir diesen Pestfleck nimmer in unserm Hause werden verbergen können."

„Ich möchte jeden Christen im Reiche am liebsten ins fernste Barbarenland verbannen."

„Da dies aber nur ein frommer Wunsch ist, was soll inzwischen gethan werden? Lucia können wir doch nicht verbannen?"

Martia sah ihn an, als wäre schon der bloße Gedanke eine Gotteslästerung.

„Dagegen lehnst Du Dich entschieden auf. Doch wie die Sachen nun stehen, sollen wir ihrem Beispiele folgen? Ich liebe keine Spaltungen im Familienkreis, zumal nicht religiöse Differenzen."

„Nicias, die Arena und das Kreuz sind kein Lustspiel, keine Komödie."

„Wir Griechen haben beides nie dafür gehalten, liebes Weib, aber Dein kaiserliches Volk scheint Wohlgefallen daran zu finden."

„Bist Du denn nicht im stande, einen ernsten Gedanken zu fassen?"

„Das ist eben das Unglück, Martia! Wir können nie einander verstehen. Ich rede völlig im Ernst und meine es ganz ehrlich, wenn ich sage: Wäre der Kaiser ihr günstiger und das Volk minder unverständig, so gäbe es für mich keine Religion, die ich der christlichen vorzöge; mit ein oder zwei Ausnahmen scheint mir alles an ihr sehr verständig. Es finden sich ja wohl einige Absonderlichkeiten, ein paar Provinzialismen darin, aber ist sie erst einmal unter den höheren Ständen eingeführt, so bin ich durchaus überzeugt, daß sich diese Überschwenglichkeiten bald legen und sie angemessen auftreten würde. Du möchtest die Christen verbannen, und ich möchte Senatoren und Prätoren aus ihnen machen und selbst ein solcher werden."

„Aber wie es jetzt steht, was nun, Nicias?"

„Nun verhält sich eben die Sache ganz anders. Ich halte es durchaus nicht für weise und ratsam, Dinge zu riskieren, wie

Du vorhin erwähntest, und es sorgt mich sehr, daß Lucia nicht der gleichen Ansicht ist. Wenn ich könnte, wie ich wollte, so brächte ich Irene unter Schloß und Riegel ins Gefängnis der Mamertiner und überließe Lucia ihrem eignen gesunden Menschenverstand, wobei ich ihr natürlich noch aufs strengste verbieten würde, irgendwie ihren Glauben offen darzuthun."

„Nun sprichst Du endlich wie ein weiser, vernünftiger Mann. Rede doch mit Cyril darüber!"

„Das habe ich schon gethan; aber Cyril entzieht sich meiner Kontrolle. Er sagt, Lucias Glaube sei so tief eingewurzelt in ihr Herz, daß er ganz außer unserm Bereich ist; eher könnten wir ihr das Herz brechen, als ihre Religion herausreißen."

„Das weiß ich oder glaube ich. Es muß doch eine Zauberkraft in der letzteren liegen, eine wahrhaft erschreckende Macht. Sollen wir's etwa mit Gegenbeschwörungen versuchen? Ich kenne eine alte Frau . . ."

„Und ich sehr viele; aber, liebes Weib, gegen derartige Eingriffe bei den Unsterblichen möchte ich mich doch verwahren."

„Das Unglück ist über unser Haus gekommen," sagte Martia voll Bitterkeit. „Mag es auf die Natter zurückfallen, die unser Herzblatt mit ihrem Stich versehrt hat! Das Geschick muß seinen Lauf haben; so laß uns ihm entgegengehen und untergehen!" Und einen Augenblick ihre Hände an ihr Herz pressend, stand sie auf und ging ruhig ihren täglichen Pflichten nach, keine bessere Hoffnung in all ihren Himmeln besitzend, kein Herz, dem sie all ihr Leid und Weh zu klagen vermochte. Die Mutter blickte aufwärts und um sich inmitten aller ihrer Bedrängnis, und ihr Auge gewahrte nichts als die Natur mit ihrem kindlichen Frohsinn und ihrer öden Verlassenheit ohne jedes menschliche Leben, ihrem ruhigen Sichfortbewegen und ihrem jähen Aufbrausen und Zucken, ihren Wirbelwinden und ihren Blumengefilden. Vor ihrem bekümmerten Blick strömten die kreisenden Stunden und Zeiten ihre duftigen Gewinde und ihren Sonnenschein aus, aber sicher nicht für sie, denn ihr Leid warf auch nicht einen Schatten auf diese rosigen, freudevollen und nimmer erbleichenden Gestalten. An ihr angsterfülltes Ohr drang das Stöhnen der Schiffbrüchigen und das Aufschreien

der in den Sandwüsten begrabenen Wanderer und das Wehklagen beraubter Städter, aber welch Herz im Himmel konnte ihr leiser Schmerzensruf rühren?

Die Natur freute sich weiter; die Menschen kämpften und ruinierten sich weiter; die Guten mußten leiden, die Bösen triumphieren; die Olympier hielten ihre Feste, und über allem lag der Schatten eines gigantischen, unfaßbaren Geschicks, das eine Generation nach der andern zermalmte. Der Wagen dieser Schicksalsmacht hatte keinen Lenker, die Rosse keinen Reiter, das Schiff keinen Steuermann. Die Maschine des Universums war also doch mächtiger als der, der sie schuf, und all das Flehen der Götter und der Menschen hatte es schließlich nur mit einer rohen, unbarmherzigen und unwiderstehlichen Gewalt zu thun. Weisere und stärker angelegte Herzen als das Martias hatten das bittere Geheimnis schon vor ihr erkannt, und so ging sie an ihr Tagewerk mit dem Gedanken, daß zwischen ihrem einzigen Kinde und dem Tode eines Missethäters keinerlei Scheidewand mehr übrig blieb. Was Wunder, daß sogar das zärtlichste Empfinden ihres Herzens sich verhärtete, daß ihre in dieser Eisesluft erstarrten Thränen sich, zurückgedrängt, in Eis wandelten, das ihr Herz fest umschloß.

Ein Nicias würde durch Indolenz zum Verfolger geworden sein, Martia durch Feuerglut des Empfindens. Im Gedenken an die Leiden der ersten Christen müssen wir das im Auge behalten, daß die Verfolger nicht alle Neros waren. Ordnungsliebe, nationale Einheit, häusliche Bande und Neigungen, Patriotismus, die edelsten und besten Empfindungen unsers Wesens sind oft gegen die Verfolgten im Spiele gewesen; so manche der schlimmsten Verbrechen sind blind verübt worden.

Darum ward es Lucia mittlerweile gestattet, mit den Katechumenen sich unterweisen zu lassen, und dadurch wurde sie mit vielen Christen in der Stadt bekannt. Zu Anfang nahm man sie herzlich auf gleich einem schönen, dem Hause der Gläubigen zugesellten Kinde. Aber gelegentlich hörte sie allerlei Beratungen und empfing allerlei Weisungen, die sie befremdeten. So manche philosophierende Auslegung bereitete dem guten Bischof Not und Bedrängnis; doch zumeist hatten die Differenzen in jener christlichen

Gemeinde andre Ursachen. Einst erhob sich in ihrer Mitte ein Ebionit. Er leugnete das ganze Geheimnis der Fleischwerdung Gottes und erklärte das Erscheinen Christi für geschehen, als die Stimme vom Himmel Ihn als Sohn Gottes erklärte und der Heilige Geist auf Ihn herniederstieg bei Seiner Taufe. Doch die wenigen, die ihm anhingen, gingen bald auseinander und gesellten sich schließlich dem falschen Messias zu.

Die Tendenzen aber, die in solchen Entwickelungen sich bethätigten, traten in verschiedenen Gestalten in ihrer Mitte auf. Zuerst im Mystizismus, der vieles für gemein und für unrein erklärte, was Gott geheiligt hatte, sodann im Pharisäismus, der aus Gottes besonderen Gaben zwischen den Menschen Schranken zog statt Segenskanäle. Eine Frau sprach ihre Verwunderung aus über Lucias Schmuck und ihr feines griechisches Gewand, und eine andre gab ihr Ermahnungen, wie sie auf orthodoxe Weise ihre Kost einrichten müsse; eine dritte hielt ihr vor, sie sei nicht eifrig genug in ihres Gatten Bekehrung, und alle miteinander senkten so viel anscheinend geringe Zweifel in ihr Gemüt, daß die Frische ihres christlichen Lebens in Gefahr war, im ersten Aufblühen gehemmt zu werden, bis sie in den Besitz einer Abschrift des Römerbriefes gelangte und sich damit beschäftigte, denselben für sich abzuschreiben. Eine Persönlichkeit gab es in der Gemeinde, vor der sie keine Furcht hatte: vor dem ernsten, alten Manne mit dem stillen, würdigen und friedlichen Antlitz, der an der Spitze stand. Sie schienen einander zu verstehen. Er machte ihr nur mit wenig Vorschriften zu schaffen, und sie fühlte kindliches Vertrauen zu ihm und kam mit all ihren Nöten und Anliegen, ihn um Rat zu fragen. Eines Morgens trat sie mit einem so fröhlichen Gesicht bei ihm ein, daß er sie fragte, was für gute Botschaft sie denn erhalten habe.

„Nur die alte gute Botschaft, das Evangelium, mein Vater!" erwiderte sie. „Nun werde ich Dich mit keinerlei Bedrängnis mehr behelligen, denn ich habe zwei Regeln gefunden, die auf alles passen."

„Was für goldene Regeln sind denn das, meine liebe Tochter?"

„St. Paulus sagt," erwiderte sie, „daß wir sollen anziehen den Herrn Jesum Christum, und daß Liebe des Gesetzes Erfüllung ist."

„Und wie willst Du das auf alles anwenden und passend machen?"

„Alle Tage", sagte sie zu ihm aufschauend mit ihrem kindesgleichen, ernsten Blick, „will ich Gott bitten, daß Er meine Seele mit Ihm umkleide, und sicher wird doch dann alles Böse von mir weichen in Seiner Nähe. Und wenn ich mich in Unruhe befinde, nicht aus und ein weiß, will ich Ihn bitten, mein Herz mit Liebe zu erfüllen. Dann würde ich doch gewiß gleich alles klar erkennen, mein Vater!"

„Wenn Dein Auge einfältig ist, wird der ganze Leib licht sein," sprach der Bischof; aber es schien, als ob er sich ebenso selbst ermahne als Lucia.

* * *

Eines Abends, als Cyril in das Studium alter griechischer Manuskripte vertieft war, trat Lucia zu ihm und legte ihm mit einem vor Freude, die sie zu bereiten hoffte, strahlenden Angesicht eine große Rolle vor, welche die Episteln St. Pauli und das Evangelium St. Johannis enthielt.

„Möchtest Du mir wohl zuliebe das lesen, Cyril?"

Er blickte sie zärtlich an, sah aber gleichgiltig auf das Manuskript. „Ich habe es schon gelesen, mein liebes Weib!"

Ein Schatten legte sich auf ihr Antlitz.

„Aber Du wirst es noch einmal lesen und darüber nachdenken, ob es nicht die vollste Wahrheit enthält?"

Er versprach es, etwa wie man einem verzogenen Kinde etwas nachgiebt. Aber er las das Buch wirklich. Lucia sah in aller Stille lange Zeit zu, bevor sie eine Frage zu thun wagte, immer hoffend, er würde zu sprechen beginnen. Aber er sagte nichts.

„Hast Du das Buch gelesen?" fragte sie schließlich.

„Ja!" lautete die Antwort.

„Und bist Du überzeugt?"

„Ich halte diesen Paulus von Tarsus für einen Mann von wunderbarem Genius, für einen edlen Charakter."

„Aber die Lehre?"

„Sie scheint mir die vollkommenste Philosophie zu sein, die sich in geschichtliches Gewand kleiden läßt."

Lucia sah sehr bestürzt drein. Hatte sie doch ganz Jerusalem durchsucht, um das Buch zu erlangen, und all ihre Juwelen verkauft, um es in ihren Besitz zu bringen. Tag und Nacht hatte sie darum gefleht, daß die segenbringenden Wahrheiten darin Eingang in sein Herz finden möchten, und nun war dies das Resultat! Es war ihm eine „gute Art Philosophie". —

„O Cyril," sagte sie hocherregt, „das ist doch keine Philosophie, sondern die Wahrheit."

Er lächelte über ihr unlogisches Reden.

„Aber Cyril, wenn Du sie für gut hältst, warum willst Du sie dann nicht annehmen?"

„Eine Religion für die bestmögliche für das Volk zu halten, ist eins, und Knechte, Handwerker und Sklaven für meine Brüder und Schwestern zu halten, ein andres," gab er stolz zur Antwort. „Laß nur die Kontroversen den Sophisten und Rabbinern, Frau!" fuhr er fort, „für Deine zarten Hände ist das zu schwierig."

„Cyril, ich bin kein Kind," sagte sie in ziemlich gekränktem Tone.

„Sicherlich nicht! Du bist das beste Frauchen, das sich ein Mann nur wünschen kann. Der einzige Fehler, den ich in Deinem Glauben finde, ist der, daß er die Leute nicht in Ruhe läßt. Was Ihr gestern zu glauben begonnen habt, das müßt Ihr durchaus noch heute die ganze Welt glaubend machen."

Da lächelte sie unter Thränen und sagte: „Es ist wahr; ich will Geduld haben." Dann setzte sie sich neben ihn; ihr Kind spielte zu ihren Füßen; schweigend beobachtete sie ihn. Anfangs bewegten sie bittere Gedanken, denn sie hatte so viel gehofft. Doch dann sagte sie sich, während sie auf sein sinnend über seine Studien gebeugtes Haupt blickte: „Wie konnte ich auch denken, daß ich ihm Führerin sein wollte, ihm, der so weise ist, und ich, solch ein Kind! Ja, mein Gott, immer noch ein Kind, aber ach, ich bitte, mache auch ihn gleich einem dieser Kleinen, daß er Dich erkennen möge!" Und ihr Kind in ihre Arme nehmend, hatte sie das Gefühl, daß auch sie also liebevoll getragen ward als ein Lamm an Seinem Busen, und daß Er für sie treulich sorgte.

Sechstes Kapitel.

Lucia hatte wenig Ahnung davon, kaum mehr als ihr Kindlein, in was für eine Welt von heftigen Kämpfen und Stürmen ihr kleiner Familienkreis versetzt worden war. Rom stand auf der Höhe der Macht wie eine hochaufgerichtete Meereswelle. Wer konnte sagen, ob nicht gerade solches sich im Stolz Hinaufschwingen über alles das Zeichen seines Niedergangs war? Trajans Eroberungen waren allerdings durch Hadrian etwas beschränkt worden, ein weises Verfahren zu innerer Festigung, das vielleicht nur ein Sichsammeln zum Hervorbrechen sein sollte. An einigen Grenzen hatte man Mauern aufgerichtet, auf andern Brücken zerstört, um das Eindringen der Barbaren zu hindern; aber lag nicht darin ein Anzeichen dafür, daß diese Vorkehrungen irgend etwas andres als die weise Ruhe eines einstweilen befriedigten Eroberers waren, daß das Reich im Osten zu einer belagerten Stadt rasch sich emporschwang, daß die Barbaren im Norden verschieden waren von denen, die in Ost und Süd innerhalb ihrer eignen Grenzen gehalten wurden? Was der Name „Goten" für furchtbare Bedeutung hatte, das sollte erst noch erfahren werden; nur Niederlage durch sie konnte lehren, wie man dieses Stammes Macht zu überwinden vermöchte.

Mit der Macht zu handeln schienen die Griechen auch die Energie des Denkens eingebüßt zu haben. Der Verstand, von jenen aktiven Pflichten, die ihm Sporen und Zügel zugleich sind, losgelöst, irrte ziellos bald hierhin, bald dorthin, teils in übersinnlichen Spekulationen sich verlierend, teils eifrig allerlei Hirngespinste ersinnend, darin er sich ganz verwickeln mußte. Das Meer und die Hügel um sie her, der Himmel und die grüne, blumengeschmückte Erde, das menschliche Leben und Lieben, die Geheimnisse desselben waren ihnen erschlossen, und sie wagten sich nicht weiter, als das darin zu sehen, was andre gesehen, und das zu bewundern, was andre ihnen gezeigt hatten. Die Herrlichkeit ihrer eignen Litteratur zwischen sich und die Natur stellend, statt dieser ins Antlitz zu schauen, auf diese Weise das Spiegelglas in den Fensterrahmen einrückend, verloren sie den Blick nach außen

und sahen im Spiegel nur das eigne Bild. So ward es notwendig, um der Menschheit das eigne Denken wieder zurückzugeben, daß die Geschlechter beiseite geworfen, Kunst und Wissenschaft ins Grab gesenkt wurden, damit die Nationen, durch die rauhe Zucht eines neuen Knabenalters hindurch geführt, endlich zu der alten, lange verlorenen Quelle mit aufrichtigem Durst zurückkommen sollten.

Auf den schwach gearteten Nachfolgern der alten Griechen lastete deren Größe und Ruhm wie eine Bürde. Ihre Kraft ward erschöpft, indem sie sich gürteten mit der alten Waffenrüstung. Immer noch für die klügsten und begabtesten aller Menschen, für die einzigen Kritiker über Schönheit und Wahrheit sich haltend, verloren ihre Augen an Klarheit und ihr Gehör an feinerer Unterscheidung, und während sie der neuesten Spitzfindigkeit des jüngst erstandenen Sophisten lauschten, als atmete darin die ewige Weisheit, erschien ihnen der große Apostel der Völker darum, weil er Jesum, den Auferstandenen, ihnen predigte, als ein „Lotterbube“.

Das jüdische Volk kämpfte immer noch darum, sein Haupt aufzurichten und das alte Zepter wieder in die Hände zu bekommen, da es nicht wußte, daß ein Fluch auf ihm lag, und daß die Legende vom „ewigen Juden“ nur zu wahrheitsgetreu die Unsterblichkeit seines ruhelosen Umherwanderns abspiegelte, und inmitten dieser sinkenden, gesunkenen und gerichteten Nationen schlug das von oben herstammende Christentum Wurzeln und wuchs als Prinzip des Lebens nach jeder Richtung hin, des intellektuellen, moralischen und geistlichen Lebens; bei denen, welche es aufnahmen, wie für diejenigen, die es verwarfen, sogar war es Schutzwehr vor dem Untergang, das Leben der Kirche, das Salz der Erde. Die Christenheit oder vielmehr die Kirche war eben nicht ein bloßes von oben offenbartes System, sondern bestand aus Menschen, armen, sündigen, mit den Flecken ihrer verderbten Zeit behafteten, aber von oben herstammenden Menschen. Einer nach dem andern war in direkte Gemeinschaft mit Gott geführt, zum Glauben an Ihn, wiedergeboren durch Ihn, von Ihm beauftragt, die Botschaft des Friedens zu allen hinauszutragen. Arme Leute zumeist — obwohl die Kirche zu keiner Zeit ohne ihre Schriftgelehrten sein konnte, ebensowenig wie ohne ihre Fischersleute — mit einem beschränkten Ideenkreis, bis sie

jenen Glauben in sich aufnahmen, der ihren Blick über alle Scheidewände des menschlichen Geschlechts hinausführte und durch alle Nebelschleier zu dem Throne Gottes, wie Lucia und Irene, die wenig wußten von dem, was weise Leute gedacht oder gelehrte Leute erforscht hatten, sondern hieran sich hielten, daß der Sohn Gottes Fleisch geworden und unter den Menschen gewohnt hatte, daß Er sie von Sünde und Hoffnungslosigkeit errettet, und daß Er wiederkommen wollte, und für diesen Glauben waren sie bereit zu sterben.

In Jerusalem hatte eine Kirche bestanden seit jenen Tagen, da die Apostel und Ältesten daselbst ihren Aufenthalt hatten; wohl wurde sie in die Berge zersprengt, als die Stadt von Heeresmächten umzingelt ward, aber gar frohen Herzens, mit beglückenden Erinnerungen kehrte sie dorthin zurück, wo Jesus gelehrt und Sein erster Blutzeuge als Märtyrer geendet hatte.

In vielen Beziehungen behielten sie jüdische Gewohnheiten bei; vielleicht hofften sie dadurch ihre Brüder nach dem Fleisch zu gewinnen; vielleicht schlang auch die nationale Tradition und Ideenverbindung von mehr denn tausend Jahren noch ihre Bande um sie. Ihre Bischöfe trugen alle jüdische Namen. Natürlich nahmen sie die Heiden mit Freuden auf und bestanden gewiß nicht darauf, ihnen das jüdische Joch aufzulegen; aber ihre Herzen hingen doch mit ganz besonders innigem Empfinden an dem abgefallenen, zerstreuten, so lange als Gottes Auserkorne geltenden Volke. Die Juden ihrerseits blickten voller Hoffnung auf viele dieser Christen, und in Zeiten des Aufstandes schienen sie sich auf das nationale Band zu verlassen, das stärker sein möchte als das religiöse.

*　　*　　*

Während der Monate, die für Lucia so große Wandelungen herbeigeführt hatten, war das Häuschen im Weinberg über dem Thale des Kidron zu einer Stätte von großer Bedeutung geworden. Dort waren mitternächtliche Versammlungen abgehalten worden. Schelomith und Achsah hatten die Fürsorge für Wein- und Maisbau jetzt allein in Händen, während Eleazar und Azor sich dem ihnen mehr zusagenden Geschäfte widmeten, mit den verschiedenen

Gruppen von Insurgenten Verbindungen aufrecht zu erhalten und die Flammen der Unzufriedenheit mit den tollkühnen Hoffnungen auf einen nahen Befreier zu schüren.

Die Mutter samt ihrem kleinen Benoni und Achsah saßen an der Vorderseite des Häuschens. Der Weinberg trug Spuren der Unordnung; der Boden war hartgetreten wie von vielen Füßen. Eleazar wanderte umher und schaute voller Unruhe nach Azors Rückkehr aus. Es war bereits Dämmerung, ehe der Klang von rasch sich nähernden Rosseshufen durch das Felsenthal schallte. In jenen Tagen geheimer Verschwörungen ließ jedes solches Geräusch das Herz Schelomiths zusammenbeben.

„Konntest Du nicht zu Fuß kommen?" fragte sie, als ihr Sohn vom Roß herabsprang und auf sie zueilte. „Es könnte doch auffallen, daß Du so spät und so eilig an diesem einsamen Ort ankommst."

„Wem soll es auffallen, liebe Mutter?" war die lachend gegebene Entgegnung. „Sicher sind doch Ziegen und Adler keine Verräter. Übrigens," fügte er hinzu, seinen Vater respektvoll begrüßend, „sind diese Tage unsers verborgenen Planens und Beratens ziemlich vorüber. Wir sind keine „Verbrüderung" mehr, sondern ein „Volk"."

„Was hast Du für Beweisgründe dafür?" fragte Eleazar kurzab. „Träume werden niemals Reiche bezwingen, auch Epigramme nicht."

„Es sind fünf Festungen wieder in unsre Hände gefallen, Vater! Die Römer haben freilich Frauen und Kinder massakriert, aber uns nicht auf offnem Felde anzugreifen gewagt. Sie haben nach Verstärkung geschickt, und der Kaiser ist doch nun einmal gezwungen worden, ehrlich zu sein und die böse Kunde dem Senate zu melden. Sie sagen, daß er Botschaft geschickt habe, worin er höflich die Hoffnung ausspricht, daß „mit Rom und dem Senate alles wohlstände", aber die frühere bequeme Form weggelassen habe: „mit mir und dem Heere steht alles gut"."

Eleazar ging ein paarmal auf und nieder. Dann begann er wieder und das in keinem sehr sanguinischen Ton: „Der Kern der Sache ist, daß viele unsrer Leute erschlagen sind und daß der

Kaiser, um sich wirksamen Beistandes zu vergewissern, an den Senat eine beunruhigende Botschaft geschickt hat. Wie das die Lage bessert, seh' ich nicht ein."

„Aber, Vater, des Kaisers Dekret hat das ganze Volk in Alarm gebracht! Es ist proklamiert worden, keiner unsrer heiligen Bräuche noch unsre Feste dürften abgehalten werden, und wer unser Gesetz lese oder auslege, der sei des Todes."

„Dafür bin ich den Römern dankbar," erwiderte Eleazar. „Denn Verzweiflung ist ein Bundesgenosse, auf den man sich verlassen kann."

„Aber, Vater, der Messias?" fragte Achsah schüchtern, ihre Augen gespannt auf den Vater heftend. „Ist nicht der Messias mit uns? Und wenn Gott mit uns ist, was könnten wir da wohl noch fürchten?"

Eleazars Stirn zog sich in Falten, und nicht viel Begeisterung atmete aus seinen Worten, als er sagte: „Wohl muß der Sieg auf seiten des Gesalbten Gottes sein, mein Kind, aber es mag sein, daß viele Sünden auf uns lasten, und mitunter denke ich, wir haben den Becher des Zorns noch nicht bis auf die Hefe geleert."

„O Vater," antwortete sie, „ist denn nicht die Belagerung Jerusalems und die ihr folgende Gefangenschaft genug gewesen? Und hat nicht der Herr," fuhr sie lebhaft fort, „immer mit unserm Volke Erbarmen gehabt, wenn es zu Ihm schrie?"

„Wenn sie bereuten und wieder zu Ihm sich wandten, meine Tochter!"

„Aber haben wir nicht gelitten und bereut? Wir beten doch jetzt nimmer der Heiden Götter an, Vater?"

„Nein, Kind," versetzte er traurig, „aber mich dünkt, jetzt beten wir uns selbst an, und wer weiß, ob das nicht noch schlimmer ist!"

„O Vater, Du thust das nimmermehr!" sagte Achsah, rot werdend im hellen Eifer, ihren Vater zu verteidigen. „Hast Du nicht alles hingegeben?"

Liebreich strich er ihr über das Antlitz, und dann zu Azor sich wendend, sagte er: „Welche Botschaft bringst Du mir?"

„Die Rabbiner lassen Dir danken für das Geld. Sie meinten, es sei Lebensblut für unsre Sache, und der Lohn dafür würde Dir sicher nicht fehlen, und in Bezug darauf, was Du sagtest, ein Teil davon solle zum Wiederaufbau des Tempels genommen werden, meinten sie, das sei ein gar frommer Zweck und solle seine Ausführung finden, wenn's möglich sei. Und denke, Vater," fuhr er fort, „ich habe den König selbst gesehen, und morgen kommt er durch unser Thal."

„Der König!" rief Achsah, vor Erregung leichenblaß werdend. „Und hat er mit Dir gesprochen?"

„Er bot mir an, ich solle eine Schar von Männern befehligen und eine Hochlandsfestung im Süden mit ihnen erstürmen," erwiderte Azor voll Eifer. „Sag', Vater, darf ich das thun?"

„Sicher! Weshalb sollte ich meinen Sohn davon zurückhalten?" sagte der Alte. Doch es lag etwas Bitteres in seinem Tone, und er fügte hinzu: „Es ist eben junges Blut mehr wert als der Alten Rat."

Azor aber achtete nicht auf diese Worte, erfüllt wie er war von seiner neuen militärischen Macht und den im Geist schon geschaffenen Heldenthaten. Achsah ihrerseits achtete auch darauf nicht, sondern saß da stumm und bleich. Konnte es denn wirklich sein, sollte sie den König morgen erblicken?

Nicht einen Moment konnte sie diese Nacht schlummern. Seltsame, beunruhigende Gedanken drängten und jagten sich durch ihr Gehirn. Alte Prophezeiungen und heilige Geschichten, in der Synagoge gelernt oder aus ihrer Mutter Mund, Psalmen, darin Gottes Gesalbter erhoben wird, umgürtet mit Wahrheit, thronend in Majestät und große Herrlichkeit auf seinem Haupte, Friedensfürst hieß er, der Held über des Herrn Schar, der Sohn Davids, die Wurzel Jesse, der Stern Jakobs, Gottes König, der Messias. Doch wie paßte dazu das Wort „Geld ist das Lebensblut für unsre Sache"? Und Azor faßte das Ganze so wie einen gewöhnlichen Krieg auf. Sie fragte sich, ob es ihre Unwissenheit oder kindisches Wesen sei, daß sie so anders fühle, ob vielleicht Josua, Moses und David nicht anders als Azor empfunden hätten, und ob die Schlachten des Herrn einst gleich allen andern Schlachten

gewesen seien und die Helden ihres Volks, wenn in der Nähe besehen, genau wie alle andern wären. Dann kamen Visionen von Heerscharen, die trocknen Fußes durch Meere und Flüsse hindurchzogen, von einem Heer, dem unbewaffnete Priester unter Lobgesängen vorauszogen, von Siegen und überwundenen Scharen, wobei auch nicht ein Schlag von Menschenhand geführt worden war, von einer Stadt, die vor der herannahenden Bundeslade sich ergab. Und weiter folgten Bilder, wie dieselbe Bundeslade dasselbe Volk, das verstrickt war in gottlosem Sinn, zum Verderben führte, und durch ihr Herz ertönte der Ruf: „Ichabod, Ichabod, die Herrlichkeit ist dahin!“, bis sie, über ihre eignen Gedanken entsetzt, sich erhob und zum Gebete sich anschickte. Doch zu wem konnte sie wohl beten? Zu dem Unaussprechlichen, zu dem Gott, der Sein Angesicht verbirgt, zu dem Herrn der Heerscharen, zu dem Gotte Israels? Zu dem Gotte Israels? Dem Gotte, der ihr Volk in die Knechtschaft geführt, der Seine heilige Stadt hatte zerstören und Seinen Tempel verbrennen lassen? Wie konnte sie wissen, ob Er auch ihr Gebet hören würde, ob sie etwa zu einem rief, der Sein Angesicht in tötlichem Zorne abgewendet hatte? Doch weshalb solche Besorgnis? Sollte nicht der Erlöser morgen erscheinen? Kaum konnte sie es über ihre Lippen bringen, die Worte betend auszusprechen: „Dein Gesalbter.“ Aber doch wäre es ja, wenn das, was alle glaubten, Wahrheit war, noch weit schlimmer, gottloser, daran zu zweifeln. — So kleidete sie sich schnell an, und nachdem sie das Frühmahl bereitet hatte, das sie doch nicht anzutasten vermochte, stellte sie sich auf einen Felsen, von dem aus man das Thal nach verschiedenen Seiten hin beobachten konnte. War es ihr des Nachts schon gar bang ums Herz gewesen, am Tage war es noch zehnmal schlimmer. Das Haus sah sie so vertraut an; Azor putzte sein Waffengerät; die Mutter ging ihren gewohnten Geschäften nach; Benoni spielte zu ihren Füßen wie immer. Glaubten sie denn wirklich, daß der Messias, der König von Israel, hier vorüberkommen werde, oder waren sie eben darum so ruhig, weil sie es so fest glaubten? Und waren es nur ihre gottlosen Bedenken, die ihr solche Unruhe bereiteten? Sie vermochte nicht still auf ihrem ersten Posten auszuharren. Höher und immer höher

kletterte sie, in der Hoffnung, sie werde die erste Staubwolke erspähen, das erste Aufblitzen der Waffen. Und so harrte sie, bis die Sonne sich zu neigen begann. Schon fürchtete sie, eine neue schreckliche Nacht werde zuvor noch vergehen, da erspähte sie in allerweitester Ferne einzelne Reiter, dann mehrere, schließlich eine größere Schar. Nicht einen Augenblick wartete sie nun noch; eiligst lief sie bergab, bis sie den Weinberg erreichte. Da saß Schelomith und schälte Kastanien zum Nachtessen, und der kleine Benoni machte Schiffchen aus den Schalen.

„Mutter, Mutter!" rief sie atemlos. Ruhig blickte Schelomith auf. „Mutter, sie kommen! Er muß es selbst sein!"

Azor trat aus der Hausthür. „Sind sie schon nahe?" fragte er lebhaft.

„Ich habe sie oben vom Gipfel des Hügels dort gesehen!"

„Dann werden sie vor einer halben Stunde nicht hier sein," erwiderte er und wendete sich gleichmütig ab, doch gleich darauf hörte man wieder, wie er die stählerne Klinge weiter wetzte.

„Mädchen, Du siehst so bleich aus," sagte Schelomith, „doch ein Wunder ist's nicht; hast ja den ganzen Tag in der Sonne gestanden. Geh hinein und ruhe Dich aus!"

„Ich ruhe mich hier schon aus, Mutter! Aber sage, sollen wir denn keine Vorbereitungen treffen? Nicht Palmenzweige von den Bäumen brechen?"

„Mich dünkt, Weintrauben und Datteln werden den Soldaten willkommener sein," lautete die Antwort. „Was ich irgend konnte, habe ich zusammengebracht. Wo bist Du den ganzen Tag nur gewesen?"

Achsah konnte nicht antworten, und jetzt kam der erste Reiter in Sicht. Es war eine bunt zusammengewürfelte Schar. Einige waren in Bauerntracht gekleidet, mit Speeren, Sensen und Äxten bewaffnet; andre sahen ziemlich unbehaglich aus in den Beutestücken der Ausrüstung römischer Legionen. Alle aber hatten ein unternehmendes, entschlossenes Aussehen, das ihnen mehr militärischen Charakter verlieh als es wochenlanges Drillieren vermocht hätte.

Azor flog eilig herbei, um den Anführer zu begrüßen. Eleazar hielt sich im Hintergrund in unterthäniger Haltung. Schelomith

hielt Benoni in die Höhe, um ihn den Zug recht sehen zu lassen, während Achsah zitternd neben ihr stand, und den Führer anschaute, doch auch wieder schüchtern sich zur Seite wandte, als wage sie es nicht. Es lag eine gewisse kriegerische Würde über ihm, ein Gewöhntsein zu befehlen, als er mit ihrem Bruder redete, was augenscheinlich dem letzteren Eindruck machte, und die ganze Schar sah ihm erwartungsvoll nach den Augen, die lebhaft und scharf dreinblickten. Achsah hatte das Gefühl, als ob er sie wiederkennen würde, obgleich sein Auge nur einmal dem ihrigen begegnete, als sie ihn so unbeweglich ansah. Nach ein paar Abschiedsworten saß ihr Bruder im Sattel unter den Reitern, und nachdem diese seinen Vater nochmals begrüßt und in das von Azor angestimmte Hochrufen eingestimmt: „Es lebe der Stern aus Jakob!" eilte die Schar rasch von dannen, aus dem stillen, einsamen Thalgrunde hinaus.

Achsah stand einige Minuten gleich einer Bildsäule da; dann setzte sie sich nieder auf den Rand der Weinbergs-Terrasse, bedeckte ihr Angesicht mit den Händen und brach in eine Flut von bittern Thränen aus.

Da fuhr sie auf; ihres Vaters Hand hatte sich ihr aufs Haupt gelegt.

„Was fehlt Dir, Kind?"

„Ach, Vater, ich weiß nicht! Ich bin sehr bös, gewiß, aber ich dachte, er würde so ganz anders aussehen."

„Sieht er denn nicht aus wie ein König? Bist Du denn noch solch ein Kind, daß Du Dir einbildest, Könige müssen stets mit Kronen und Purpurkleidern umherreiten?"

„Nein, Vater, das meine ich nicht," sagte sie, Mut fassend und ihn anblickend. „Wäre er nichts weiter als ein König! Aber Gottes König, Gottes Gesalbter! Ich dachte, er würde heiliger aussehn, mehr wie Du, wenn Du betest in der Synagoge, oder wenn die Mutter unsern Benoni seine Gebete hersagen läßt."

Eleazar fuhr sich hastig mit der Hand über die Augen, aber er sagte nichts.

„Vater," begann sie endlich wieder, seine Hand erfassend und zu Boden blickend, „wird Gott es wohl für eine große Sünde ansehen, wenn wir hier einen Irrtum begangen haben?"

„Das wäre — Ruin!" murmelte er.

„Dann," sagte sie sich erhebend mit tiefbewegter Stimme, „dann sieht's eben nicht Gott ähnlich, daß Er uns nicht sollte deutlichere Zeichen senden, damit wir das Richtige erkennen. Wenn Du einen Boten mir zuschicktest Vater, dessen Botschaft Tod oder Leben für mich bedeutet, würdest Du mir da nicht ein Zeichen geben, an dem ich ihn unbedingt als von Dir gesandt erkennen müßte? Oder, wenn nicht, könntest Du mich wohl deshalb verwerfen, verstoßen, wenn ich ihn nicht aufnähme?"

„Still, mein Kind, Du darfst den Allmächtigen nicht mit mir vergleichen; Er ist der Allweise, wir aber sind alle gar sündig und blind."

„Aber Vater, je mehr Du es voraussehen würdest, daß ich irren könnte, würdest Du dann nicht um so genauer alle Anweisungen mir geben, damit ich nicht fehlginge?"

„Ach Kind, führe mich nicht so in Versuchung! Mir scheint's, als läge irgend eine unsagbare Last auf unserm Volk, und als ob wir uns nicht unter ihr aufrichten könnten."

„Väterchen," sagte da Benonis kindliche Stimme, „Mutter spricht, es sei Schlafenszeit, möchtest Du nicht kommen und uns einen Psalm vorlesen?"

Es war Gewohnheit in diesem Familienkreise, täglich früh und abends einen Abschnitt aus der Heiligen Schrift zu lesen. Heut war der 22. Psalm an der Reihe.

„Was bedeutet das alles, mein Vater?" fragte Achsah. „Hat David selbst das alles gelitten?"

„Es ist eine sehr dunkle Stelle, Kind! Die Rabbiner halten sie, glaube ich, für durchaus bildlich."

„Aber was bedeuten die Bilder? Sie sind ja so genau gezeichnet."

„Darüber sind die Gelehrten uneins," erwiderte er. „Die Heilige Schrift ist ein tiefer Brunnen, Kind, und ohne den goldenen Krug der heiligen Traditionen können gewöhnliche Hände wenig herausbringen."

„Aber, Vater, sie ist doch für das Volk bestimmt? Ich denke doch, Gott spricht verständlicher als die Rabbiner. Du hast uns

einst gelehrt, wir sollen sie auf unser Herz binden, daß sie uns den Weg weise, wenn wir gehen, daß sie uns bewache, wenn wir schlafen, und zu uns spreche, wenn wir erwachen."

Er besaß wohl so manchen Grund, der sie zum Schweigen hätte bringen können, aber diesen Abend schien ein solcher Ernst das junge Mädchen zu erfüllen, daß die harte Kruste jener eisigen konventionellen Formen zusammenschmolz, und er nur sagte: „Laß uns mit einander fortan die Schrift lesen, Achsah!"

Durch all die wechselvollen Gestalten seines Lebens hindurch, inmitten aller seiner Opfer hatte Eleazar einen Schatz sich unversehrt erhalten, — ein klar und deutlich geschriebenes vollständiges Manuskript der hebräischen Heiligen Schrift, und so manchen Lichtstrahl hatte dieses auf seinen Lebensweg geworfen, so manche Hoffnung über das lästige Formenwesen ausgeströmt, dem gerecht zu werden er gar gewissenhaft sich bemühte.

Am folgenden Tage erschien Achsah, sobald eine Pause in ihren häuslichen Obliegenheiten eintrat, um den Vater an sein Versprechen zu erinnern. Sie hatte sich nun ein ganz bestimmtes Ziel gesteckt: so lange zu suchen in den heiligen Blättern, bis sie irgend eine Spur der Gewißheit darüber fände, daß dieser „Barchochebah" in Wahrheit der Trost Israels sei. Dies Ziel verlieh den gemeinschaftlichen Lesestunden ein so mächtiges, tiefes Interesse, wie es sogar Eleazar nie bisher dafür kannte. Wohl hatten einzelne verstreute Streiflichter des Sonnenlichts der Verheißung zuweilen den ihn noch von dem vollen Lichte scheidenden Schleier durchbrochen, zumeist aber hatte er sein Lesen verrichtet wie die Waschungen und andre vorgeschriebene Zeremonieen — mehr aus Pflichtgefühl denn aus Hoffnung auf Segen.

Jetzt stand es anders. Diese Worte kamen ganz unmittelbar vom Herrn, waren Siegel und Urkunde für Israels Erbteil, und voll Eifers achtete der alte Mann und sein Töchterlein auf jedes Wort, das einen inneren Zusammenhang zwischen dem Siegel und dem, der sich rühmte, es sei ihm aufgedrückt, darthäte.

Bisher hatte Eleazar das Diktum der Rabbiner von der berühmten Schule des Tiberias als Gottes Offenbarung aufgenommen. War nicht Ahiba, der Rabbi, das Haupt der Schule, ein zweiter

Moses, von dem die Welt nicht ein Tausendstel seiner wundersamen Aussprüche zu fassen vermochte? Aber die kindliche Einfalt seiner Achsah fand in dem ehrlichen und aufrichtigen Herzen des alten Mannes einen Widerhall, denn es hatte sich nur durch sein vergebliches Bemühen verbittert, die Selbstsucht und Hohlheit, welche die meisten seiner Gefährten charakterisierte, in der ihm so heiligen Sache zu überwinden. Und so lasen sie beide miteinander immer weiter, die Tochter mit dem fröhlichen Vertrauen, Gott müsse ihnen Weisung und Wink gegeben haben, sie zu leiten und nicht zu verwirren, der alte Mann mit weniger Zuversicht, weil bei ihm ein tieferes Bewußtsein der Schuld in ihm und außer ihm vorhanden war.

Das waren glückliche Mittagsstunden, wenn die Mahlzeit vorüber war und Schelomith, über Benonis Schlummer wachend, in der Schwüle des Tages ruhte und Vater und Tochter sich mit ihren kostbaren Pergamentrollen in den Schatten des Terebinthenbaumes am Brunnen niederließen. Nicht, daß ihnen viel Licht dabei aufgegangen wäre; hie und da schien ein Strahl aufzuleuchten, ein Bild des verheißenen Herrn der Herrlichkeit, von Sünden, die begraben und vergessen sein sollten, von Tagen des Trauerns, die ein Ende haben sollten auf immerdar, von einem Reiche der Gerechtigkeit und des Friedens. Aber der Schatten fiel immer wieder gar bald auf das lichte Bild, und Gericht und Leiden erschien so unzertrennbar mit dieser Herrlichkeit und Segensfülle verbunden, daß Achsahs Hoffnung in dem Maße verblich, als sie fortschritten mit ihren Forschungen, und doch konnten sie nicht davon lassen.

„Es ist," meinte Achsah eines Tages, „als ob wir immer ganz nahe daran wären, etwas zu finden, und als ob die Thür sich eben öffnen wollte."

Eines Morgens sagte sie, während ihre Augen seiner Hand auf dem vor ihr liegenden Blatte folgten: „Sieh nur, wie Gott unser Volk so lieb gehabt hat! „Er fand ihn in der Wüste, in der dürren Einöde, da es heulet. Er führte ihn und gab ihm das Gesetz. Er behütete ihn wie einen Augapfel, wie ein Adler seine Jungen ausführet und über ihnen schwebet. Er breitete

Seine Fittiche aus und nahm ihn und trug ihn auf Seinen Flügeln.“ O Vater, gleicht das nicht ganz der Mutter und Benoni? Er muß uns führen. Er kann uns nicht verlassen.“

Eleazar aber sagte wie zu sich selbst: „Aber Zion spricht: Der Herr hat mich verlassen, und mein Herr hat mich vergessen. Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch Deiner nicht vergessen. Siehe, in die Hände habe ich Dich gezeichnet!“

Und jener tiefgewurzelte, machtvolle Patriotismus, den Gott selbst mit der Religion des Volkes Israel verband, und dem die Verbannung eine bis zur Leidenschaft sich steigernde Inbrunst gab, die durch die Opfer und Mühsale eines langen Lebens nur noch genährt ward, verlieh der Stimme des Alten eine wahre Jugendfülle. Als er dann aufblickte und den Glanz der Inspiration in den dunklen Augen und schönen Zügen seines Töchterleins sah, da rief er aus: „Ach, daß Du gelebt hättest in den Tagen, da Israel in seiner Größe stand!“

Sie lächelte: „Sollen sie also noch nicht beginnen?“ Aber in dies Lächeln hatte sich etwas von der Schwermut seines Herzens gesenkt.

Ein andermal sagte sie: „O Vater, höre nur, das muß Er sein!“ — und wie Gesang flossen die Worte ihr von den Lippen: „Er wird Dein Volk bringen zur Gerechtigkeit; Er wird das elende Volk bei Recht erhalten und den Armen helfen und den Lästerer zerschmeißen. Ja, alle Könige werden Ihn anbeten und alle Heiden Ihm dienen. Denn Er wird den Armen erretten, der da schreiet, und den Seelen der Armen wird Er helfen.“

„Ja,“ erwiderte Eleazar, „das muß der Gesalbte sein, der König Gottes, dessen Macht und Herrschaft niemand widersteht, — aber nicht um seinetwillen herrschet Er also.“

Und abermals leuchtete ihr Auge auf: „Siehe, das ist mein Knecht, ich erhalte Ihn, und mein Auserwählter, an welchem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich habe Ihm meinen Geist gegeben; er wird das Recht unter die Heiden bringen. Vater, was soll das

bedeuten? Soll der König Israels der König der ganzen Welt sein, und sollen alle teilhaftig werden des Segens?"

„So ist es dem Abraham ganz sicher zugesagt worden," versetzte er.

„Aber sieh nur," fuhr sie fort, „kann denn das derselbe sein? „Er wird nicht schreien noch rufen, und Seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen. Das zerstoßene Rohr wird Er nicht zerbrechen, und das glimmende Docht wird Er nicht auslöschen." So groß und dabei so sanft und liebevoll! Kann es derselbe sein? Solch ein König, und doch einer, vor dem auch die Ärmsten und Schwächsten nicht zu erschrecken brauchen?"

„Es scheint doch, daß es derselbe ist," sagte ihr Vater.

Am andern Tage fragte sie: „Hast Du nicht gesagt, daß sich die Abstammung des Barchochebah in Dunkel hülle?"

„Ja," erwiderte er, nachsprechend, was damals eine landläufige Ansicht war, „wenn Christus kommt, so wird niemand wissen, wo er herkommt."

„Aber sieh doch nur: „Und Du, Bethlehem-Ephrata, aus Dir soll mir der kommen, der über mein Volk Israel Herr sei." Ist denn das nicht nach Davids Zeiten gesagt worden?"

„Allerdings," stimmte er bei und versank in Träumerei.

„Vater," rief sie da tief ergriffen aus, „dann kommt Er noch! Und schau nur hier: „Siehe, mein Knecht wird weislich thun und wird erhöhet und sehr hocherhaben sein!" Doch," fuhr sie fort „wer kann das sein? „Verachtet und unwert, verwundet und zerschlagen. Wir gingen alle in der Irre wie Schafe, aber der Herr warf unser aller Sünde auf Ihn. Er ist aus dem Lande der Lebendigen hinweggerissen." Vater, Er stirbt! Das kann doch nicht der Messias sein? Aber da steht's: „Du hast Seine Seele zum Schuldopfer gemacht." Vater, sind nicht alle Schuldopfer stets getötet worden?"

„Freilich," antwortete er.

„Aber nun hier," fuhr sie mit bebender Stimme fort „hier ist Sieg: „Darum, daß Seine Seele gearbeitet hat, wird er Seine Lust sehen und die Fülle haben. Und durch Sein Erkenntnis wird Er, mein Knecht, viele gerecht machen, denn Er trägt ihre Sünden."

Ein verachteter, zerschlagener Messias, ein Schuldopfer, der gerechte Knecht Gottes sterbend und doch triumphierend! Vater, Vater, wer kann das sein?"

Eleazar gab keine Antwort. Sie blickte auf und begegnete seinem auf sie gerichteten Auge. Ihr Gesicht erglühte in tiefer Röte, und ihre Lippen thaten sich auseinander, um eine neue Frage an ihn zu richten, doch der von heiligem Schauer erfüllte Ausdruck in seinem Gesicht ließ sie verstummen. Und so gingen sie heut auseinander, ohne auch nur ein Wort noch miteinander zu reden. Am andern Morgen wurde Eleazar ins Lager hinausgerufen in Geschäften von höchster Wichtigkeit, und so lasen sie eine Zeitlang nicht mehr miteinander.

* * *

Eines Morgens während der Abwesenheit Eleazars hatte sich Lucia samt ihrem Kinde und Irene in Begleitung von ein paar Sklaven zu dem alten Brunnen auf dem Hügel hinaufbegeben, um die jüdische Maid dort wiederzusehen.

Der Brunnen war verschlossen. Niemand saß auf seinem Rande. Aber unten in den Terrassen des Weinbergs sah sie Achsah, wie sie mit ihrer Mutter emsig trotz aller Hitze arbeitete. Sie trat näher und bat um einen Schluck Ziegenmilch. Schelomith hielt ein mit ihrem Schaffen, und Achsah, die Lucia nun erkannte, sagte ihrer Mutter ein paar Worte, worauf diese die Griechin in das Haus führte und artig zum Ausruhen einlud. Lucia liebkoste Benoni, und Schelomith setzte die kleine Janthe auf ihren Schoß; so war ein gutes Einvernehmen hergestellt. Achsah ging, um Weintrauben herbeizuholen.

„Mehr Wandlungen, als Ihr sehen könnt," sagte Lucia zu Schelomith, „haben sich bei mir zugetragen. Ich habe Euren Messias kennen und lieben gelernt."

Schelomith wurde bleich: „Wie, seht Ihr denn auch der Befreiung unsers Volkes entgegen?"

„Ich glaube, daß Euer Messias bereits gekommen ist," sagte Lucia.

„Barchochebah, der Stern aus Jakob?"

„Jesus, der Sohn Gottes.“

„Der Nazarener?“ rief Schelomith sich umwendend und tief aufatmend. „Es ist gut, daß mein Gatte und Azor nicht zu Hause sind.“

Da erhob sich Lucia und sagte mit vor tiefer Empfindung leuchtendem Angesicht: „Nicht länger der Nazarener, sondern Euer Heiland und unser Heiland, der Sohn der Jungfrau und Gottes Sohn. Er hat unsre Sünden getragen und ist nun aufgefahren gen Himmel und sitzt auf Seinem Throne. Er hat Sich inmitten all Seiner Herrlichkeit, meiner und meines Kindes erbarmt.“

Und Schelomiths Hand liebevoll in die ihrige nehmend, setzte sie weich hinzu: „Ach, Ihr werdet Ihn doch gewiß nicht verwerfen; Er gehört Euch ja in doppelter Weise an; Er war Eures Volkes. Er hat um Euch und Eure Kinder geweint, selbst als man Ihn zur Kreuzigung führte.“

Schelomith blickte zu Boden. Tiefe Blässe bedeckte ihr Gesicht.

Als sie das Häuschen verließen und wieder abwärts stiegen, legte sich eine weiche Hand auf Lucias Schulter, und die Jüdin flüsterte ihr ins Ohr: „Nimm Dich in acht und Dein Töchterlein dazu. Es drohen Gefahren und Tod unter Deinen Füßen. Fliehe hinweg aus diesem Lande, denn sie sagen, es sei nicht länger das Eurige. Gedenke an diese Worte, denn — verzeihe mir's Gott — ich kann die Deinigen nimmer vergessen.“ Und ihren Finger auf die Lippen legend, verschwand Schelomith unter den Olivenbäumen.

„Irene, was mag sie damit meinen?

Es soll ein falscher Christus aufgestanden sein, und falsche Propheten; Kriege und Kriegsgeschrei und der Greuel der Verwüstung stehet, da er nicht soll, und dann wird erscheinen das Zeichen des Menschensohnes. Das Kreuz der Gestirne wird von einem Ende des Himmels bis zum andern leuchten und sein Herold sein.“*)

„Glaubst Du, daß es wahr ist?“ fragte Lucia zusammenschaudernd, da sie ihres Gatten und ihrer Eltern gedachte.

„Ich weiß es nicht,“ lautete die Antwort.

---

*) Diese Auslegung des Zeichens des Menschensohnes war damals allgemein.

„Es ist ja stets nahe; wir sollen allezeit hierauf gerüstet sein und wachen.“

An diesem Abend, als beide Familien bei einander saßen, erzählte Lucia, welche Warnung ihr zu teil geworden sei.

Nicias nahm die Sache leicht. „Die Juden sind stets voll Zuversicht,“ meinte er. „Haben sie doch, als ihr Tempel in Flammen stand, sich nach ihrem König umgeschaut!“

„Aber jetzt ist's kein unnützes Prahlen und Prunken bei ihnen,“ meinte Cyril. „Seit Wochen bereits hat ein solch dumpfes Schweigen und Stillsein unter ihnen gewaltet, daß es mir gar nicht gefallen wollte. Mir scheint, die Kruste, worauf wir stehen, ist sehr dünn und ein Meer von Feuer darunter.“

„Aber unser Kaiser kann's doch allemal mit dem König Israels aufnehmen,“ meinte Nicias. „Das römische Heer ist ja schon unterwegs, eine Tagereise nur noch von uns entfernt.“

„Aber noch ist es eben nicht hier,“ gab Cyril zurück.

„Die Insurgenten ebenfalls nicht.“

„Die sind allenthalben,“ erwiderte Cyril.

Da brachte ein Sklave einen Brief für Nicias. Als er ihn las, verfärbte sich sein Gesicht plötzlich. „Bei allen Göttern, Du hast recht!“ rief er aus. „Die Rebellen sind bereits aufgestanden auf hundert Punkten. Vierzig Festungen sind in ihre Hände gefallen. Der Hauptzug derselben, ihren neuen Propheten an der Spitze, marschiert auf Jerusalem zu. Wir müssen morgen alles zum Aufbruch rüsten, um am andern Tage beim kaiserlichen Heere zu sein.“

„Das können wir doch morgen bereits sein,“ meinte Cyril. „Laß wenigstens Lucia und das Kind morgen schon aufbrechen; wir können dann folgen.“

„Warum nicht heute abend schon?“ wandte Lucia ein.

„So unmittelbar droht die Gefahr noch nicht,“ erwiderte er voll Zärtlichkeit. „Kannst Du meiner Fürsorge nicht vertrauen?“

Und so kehrten sie heim und legten sich ruhig schlafen und erwachten in Frieden.

Siebentes Kapitel.

Cyril hatte Rosse bestellt für den nächsten Morgen, noch ehe der Tag aufdämmerte, aber Lucia wollte nicht von ihm fortgehen; so ward es denn schließlich bestimmt, daß die beiden Familien mit ihren Sklaven sich zu mittag mit einander aufmachen sollten.

Es war der erste Tag in der Woche, und in der Aussicht auf nahe Gefahr erlangte Lucia von ihrem Gatten nur mit Widerstreben die Erlaubnis, einer zu früher Morgenstunde stattfindenden Versammlung beizuwohnen, mit welcher die Griechen den Tag der Auferstehung grüßten.

Endlich willigte er ein, daß sie, Irene und das Kind zum Orte der Versammlung sich begaben, wo er dann zwei Stunden später sie mit den Rossen und der Bedeckung treffen wollte. Dieser Ort der Zusammenkunft war außerhalb der Stadtmauer in dem heiligteuren Gehege des Gartens Gethsemane.

Während es noch dunkel war, schlichen sich die beiden Frauen samt dem Kinde — nur von einer schwarzen Sklavin begleitet — durch die schweigenden Straßen hinaus zu dem Teil, der dem Ölberge gegenüberlag. Eine Fackel hatten sie, um Aufsehen zu vermeiden, nicht mitgenommen; unter Sternenschimmer, im grauen Dämmerlicht ward es ihnen drum nicht ganz leicht, ihren Weg durch Gestein und Ruinen hindurch zu finden.

Als sie die stillen Straßen verlassen hatten und nun durch wenig begangene Pfade zogen, um die Maueröffnung zu erreichen, die an ihr Ziel führte, sahen sie Lichter in einigen Hütten, darin die ärmeren Juden wohnten, und vor ein paar dieser Hütten standen Gruppen in schweigender Erwartung bei einander. Ein fröstelndes Gefühl der Bangigkeit schlich durch ihre Seelen, doch sie mochten solcher Besorgnis nicht erst durch Aussprechen Raum gewähren. Lucia schloß ihr Kind dichter an ihre Brust und schmiegte sich näher an Irene, und so erstiegen sie schweigend die Mauer und gelangten in das offene Thal. Der Abstieg war sehr steil; Lucias Glieder zitterten; aber sie erreichten die Brücke ganz wohlbehalten. Als sie auf derselben standen, glänzte das erste Morgenlicht über den Bach, und als sie den Garten erreichten, übergoß

der warme Schein aus Osten, zwischen zwei Gipfeln des Ölberges hervorleuchtend, die öde Stätte ihnen gegenüber, da einst der Tempel stand. Der Garten lag noch in tiefem Schatten. Dort unter den silbern schimmernden Oliven, die aus den Stumpfen der bei der großen Belagerung niedergehauenen Stämme aufgesproßt waren, saßen an die schwärzlichen Wurzelstöcke gelehnt oder am Boden die bereits Versammelten der Christen zu Jerusalem. Andre gingen auf und nieder in kleinen Gruppen.

Die Angesichter trugen sämtlich jüdisches Gepräge, denn die Gemeinde bestand ja ausschließlich aus solchen, die vom Judentum zum Christentum übergetreten waren.

Mit Ausnahme von Lucia und Irene war keiner von diesen allen ein Anbeter von Götzen vorher gewesen. Sie alle hatten Jesum als ihren Messias aufgenommen. In der tiefen Erniedrigung ihres Volkes hatten sie jene bessere Hoffnung sich zugeeignet. In der Zerstörung ihres Tempels hatten sie gelernt durch den Vorhang zu blicken in das Heilige, das nicht mit Händen gemacht ist, und die verödete Stadt vor ihnen, die Königin ohne Krone, die heilige Stadt ohne das Haus Gottes warf nun keine düstern Schatten mehr über sie alle, denn sie waren ja Bürger einer Stadt, die da wohlgegründet ist, und deren Herrlichkeit Gott ist. Doch an diesem Morgen lag über ihnen eine besonders feierlich ernste Stimmung, ja, ein Druck; all die kleinlichen Fragen der jüdischen Gesetze, die Unterschiede in Betreff der Beachtung der von ihren Vätern ererbten Sitten, sie schwiegen vor der ihnen drohenden Gefahr.

Einige von ihnen mochten vielleicht verlockt sein von den schmeichlerischen Hoffnungen, welche dem Volk von den Insurgenten vorgespiegelt wurden; andre waren einer Probe unterworfen und zur Entscheidung gedrängt worden; andre hatten bereits sich zu andern Städten geflüchtet, und viele andre wieder, gleich Lucia und Irene, standen am Vorabend ihres Aufbruchs.

Endlich sah man eine kleine Schar auf dem schlängelnden Pfade des steilen Abhangs gegenüber heruntersteigen und das Thal durchwandern. Unter ihnen war ein ehrwürdiger Ältester, dessen weißer Bart auf seine Brust herniederwallte, und nun erhob sich

die ganze Versammlung, um dem Bischof Judas (dem fünfzehnten von den Aposteln an gerechnet) entgegen zu gehen, diesem letzten Haupte der jüdisch-christlichen Gemeinde zu Jerusalem.

„Unser ganzes Volk hat sich an diesen Betrüger gehangen", sagte in betrübtem Tone der Alte. „Die sanfte Stimme des Sohnes Gottes ist verworfen und der Räuber und Mörder als ihr König erwählt worden. Tiefer und tiefer muß unser Volk fallen; es giebt sich dem Wahne hin, daß es sich gegen die römischen Heere erhebt; doch, was sie zu Boden niederbeugt, das ist der zorndurchbebte Arm Jehovahs. O, meine Brüder, so müssen sie denn „ein Sprichwort sein unter allen Völkern, ein Spott und Scheusal, in den Staub getreten und verstreut und wie Spreu verwehet, Fremdlinge und Ausgestoßene allenthalben."

Und für den Augenblick war die eigne Gefahr vergessen im natürlichen Kummer des Patriotismus.

„Pilgrime ohne Tempel," fuhr der Bischof fort, „Verbannte, die keine Heimat mehr haben, nach der sie sich sehnen, kein Land mehr, aus dem sie verbannt werden können. Schwer liegt die Hand Gottes über uns; schrecklich ist die Rache des Barmherzigen, wenn Seine Barmherzigkeit verachtet worden ist."

Die Männer senkten das Haupt, und die Frauen weinten.

„Ihr aber, meine Kinder, wir haben andre Hoffnungen, Wohl Pilgrime, aber zu welchem Tempel! Fremdlinge, doch welch Vaterhaus wartet unser! Ausgestoßene, aber über unsern Schritten wacht Sein heilig Auge. Die Völker verachten uns, unser eignes Volk flucht uns, doch der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unsre Zuflucht."

Und von dem bei allen gleich mächtig empfundenen Enthusiasmus des Südens ergriffen, ging die ganze Versammlung alsbald auf diese Worte ein, indem sie an dieser Stätte, die einst jenes dreimalige Flehen in tiefster Seelenpein vernahm, einen mächtig bewegten hebräischen Gesang anstimmten, darin die von dem Bischof begonnenen Psalmworte ihren Widerhall fanden. Dann sagte der Bischof in einer darauf folgenden Pause die im Evangelium St. Matthäi verkündeten Prophezeiungen der letzten Drangsale und der Herrlichkeit am Ende aller Dinge.

Wieder trat ein Schweigen ein.

„Ist diese Zeit jetzt gekommen, Vater?" so klang es fragend von vieler Lippen.

„Der falsche Christus rückt näher und näher; seine Anhänger haben viele der Jünger massakriert; sein Heer wächst fortwährend im Vorwärtsdringen; zweihunderttausend Männer, so sagen sie, haben sich ihm verschworen und versiegelt, indem sie den Vorderfinger ihrer rechten Hand abschnitten; sie berichten, sein Atem sei Feuerflammen, sein Wirken Wunder, und sein Thron soll aufgerichtet werden zu Jerusalem."

„Dürfen wir also aufsehen, darum, daß sich unsre Erlösung naht?"

„Wir können allezeit nach unserm Erlöser ausschauen; die Zeit vergeht rasch; bald wird er wiederkommen in Herrlichkeit mit der Posaune Gottes oder einen jeden von uns zu sich hinaufrufen durch die leise, stille Stimme des Todes."

„Aber sind die letzten Zeiten denn jetzt noch nicht da?"

„Wer kann das sagen, liebe Kinder? Von der Zeit aber und Stunde weiß niemand. Jerusalem ist schon einmal zerstört und das Volk zerstreut worden; dennoch ist das Zeichen des Menschensohnes noch nicht erschienen. Das Gewoge des Kampfes erscheint stets am stärksten in unsrer Nähe."

„Ist denn dieser Antichrist der Antichrist?" fragte da einer.

„Haben die Könige der Erde ihm ihre Macht übergeben? Verleugnet er den Vater ebenso wie den Sohn?" lautete des Bischofs Gegenfrage. Dann fügte er hinzu: „Vielmehr bin ich der Meinung, daß, so groß die Gefahr auch ist, sie doch nur ein leichtes Vorgefecht ist, dadurch der König sich Seine Krieger erzieht für die kommende große Schlacht."

„Kriege und Kriegsgeschrei, Erdbeben, Pestilenz und Hungersnot, mein Vater, — und nun dieser falsche Prophet," sagte da einer der jüngeren Männer, „sicher ist das Ende nahe herbeigekommen. Ein Jahrhundert ist vergangen, seit der Herr gen Himmel fuhr, und hat Er nicht gesagt, es würde nur „über ein Kleines" sein?"

„Mein Sohn, mir und vielleicht uns allen wird das Ende gar bald kommen, und für Ihn ist die Zwischenzeit nur ein Kleines."

Eine Pause folgte; dann fragte eine Stimme: „Vater, habt Ihr Kunde empfangen?“

„Es wird ganz sicher eine Verfolgung stattfinden. Die Insurgenten drohen, jeden Christen zu töten, es sei Mann oder Weib, und sie zum alten Glauben zurückzuführen; gar genau sind sie vertraut mit der Zahl unsrer Glieder und den Stätten unsrer Zusammenkünfte. Die Zeit ist gekommen, wo wir uns trennen müssen, damit wir der Folter entgehen und unserm Volk das große Verbrechen ersparen; dies ist unser letztes Beisammensein. Heut abend können wir schon nicht mehr versprechen, uns in der Stadt zu versammeln, denn heut abend bereits kann Jerusalem in den Händen der Rebellen sein. Darum lasset uns noch einmal jetzt das Brot brechen und den Kelch trinken, den Er uns gestiftet hat; Gefahr und Trennung, Folter und Tod stehen uns bevor, aber unser König hat die Welt überwunden. Hier, wo Er die ganze Last der unaussagbaren Seelenpein für uns erlitten, hier, wo Sein Schweiß ward wie Blutstropfen und zur Erde fiel, hier, wo Sein Flehen um Befreiung von diesem Kelch dreimal hinauftönte und doch keine Befreiung kam, weil Er uns geliebet und unsre Sünde getragen hat, hier, meine Teuren, lasset uns überschlagen die Kosten! Einst verließen sie Ihn alle und flohen; sollen auch wir Ihn verlassen? Wir sind schwach, meine Brüder; auch sind zarte Frauen unter uns, und selbst der Stärkste von uns ist schwach, wenn es gilt, mit der Angst und Qual zu kämpfen, die Menschen uns bereiten können. Petrus ist Ihm gefolgt und hat Ihn verleugnet. Meine Geliebten, wir sind nicht stärker als Petrus. Gefahr kann schon sehr nahe sein. Ehe wir das heilige Mahl zu Seinem Gedächtnis feiern und abermals ein Loblied zu Seiner Ehre anstimmen, mögen alle, die Ihm Leib und Seele nicht anzuvertrauen vermögen, sich zurückziehen!“

Doch es regte sich auch nicht einer; nur dichter scharte sich die kleine Gemeinde zusammen. Lucia lehnte sich an den sie umschließenden Arm Irenes, und nun bildeten sie alle einen Kreis um den Bischof her; er erhob seine Hände und sprach: „Friede sei mit Euch!“

Laut und vernehmlich erklang das Responsorium: „Und mit Deinem Geiste!“

Dann streckte er seine Hand aus nach dem Tempel und sagte: „Unser Tempel ist verfallen, aber wir haben ein Haus Gottes, das nicht mit Händen gemacht ist. Unser Priestertum ist zerstört, doch wir haben einen Hohenpriester im Heiligtume immerdar. Unsre Opfer werden nicht mehr geopfert, aber das Lamm Gottes ist für uns gestorben und stirbt nimmermehr. Unsre Stadt ist in den Staub gesunken, doch wir schauen nach dem Jerusalem, das droben ist. Unser Land ist verwüstet, aber wir blicken nach einem Lande im Himmel, da unser gekreuzigter Messias regiert. Der Weg mag wohl rauh sein, Ihr Lieben, aber mit uns geht das Licht der Welt. Der Himmel, dahin wir gehen, ist das Haus unsers Vaters. Er, der da gestanden hat zur Rechten Gottes, um so viele Märtyrer willkommen zu heißen, wird uns nicht im Stiche lassen. Er, der uns so oft gefleht, Seiner zu gedenken, sollte Er nicht unser eingedenk sein? Fürchte Dich nicht, Du kleine Herde!" Nun begann die zitternde Stimme des alten Mannes die wohlbekannten Einsetzungsworte zu sprechen: „In der Nacht, da Er verraten ward, nahm Jesus das Brot, dankte und brach es."

In dieser Stätte, zu dieser Stunde drang jedes der Worte mit überwältigender Macht durch die Herzen der Versammelten, die alle fest entschlossen waren, Ihn nimmermehr zu verraten.

In dieser Feier vermischten sich jüdische und christliche Formen miteinander. Männer und Frauen sangen wechselweise den letzten Psalm des jüdischen Hallel, den Passah-Lobgesang, den aller Wahrscheinlichkeit nach die Zwölfe einst angestimmt in jener letzten der Nächte vor Golgatha.

Mit herzbeweglichem Tone erklangen die so bedeutsamen Worte dieser jüdischen Stimmen, als sie sangen: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden."

Ihnen war Er kein Stein des Anstoßes und des Ärgernisses, sondern der Fels der Ewigkeit, und die Verfolgung durch den falschen Christus voraussehend, sangen sie in tiefergriffenem, hochfeierlichem Tone den fröhlichen Willkommen: „Gesegnet sei der, welcher kommt in dem Namen des Herrn!"

Schweigend empfingen sie dann die heiligen Zeichen Seiner Gnade, — diesmal aber unter Thränen.

Doch in der nun folgenden herrlichen Hymne schien ein jedes Herz all sein persönliches Leid und Sorgen zu verlieren und sich zu einem gemeinsamen Weihrauch herzinbrünstigen Lobes mit der Schar der Engel und der triumphierenden Kirche zu erheben: „Gerecht, würdig und heilsam ist, daß wir zu allen Zeiten und an allen Orten danksagen Dir, heiliger Vater, allmächtiger, ewiger Gott! Darum mit allen Engeln und Erzengeln und mit all Deinen himmlischen Scharen singen wir Dir und Deinem herrlichen Namen einen Lobgesang und preisen allezeit Dich und sprechen: Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr, und alle Lande sind Seiner Ehre voll. Ehre sei Dir, Du Allerhöchster!"

Darauf trat eine Stille ein, und nun erhob der Bischof wieder seine Hände, indem er hinaufblickte in den klaren Himmel, als ob er durch den diese kleine Schar von Bekennern von der Menge dort oben trennenden Vorhang hindurchdringen wollte, und spendete ihnen den väterlichen Segen, indem er also über sie sprach: „Der Herr segne Euch und behüte Euch! Der Herr lasse Sein Angesicht leuchten über Euch und sei Euch gnädig! Der Herr erhebe Sein Angesicht auf Euch und gebe Euch Seinen Frieden!"

Die Frauen umarmten einander, und noch einige Augenblicke verweilten sie still beisammen, bevor sie auseinandergingen, den ihnen drohenden Gefahren entgegen. Lucias Augen erspähten, als sie aufschaute, einen sich durch eines der Thore hindurchwindenden Zug, und in dem Wahne, sie sähe ihres Gatten Gestalt, erhob sie bereits voll Dankes ihr Herz und blickte zärtlich auf ihr schlummerndes Kind, sich wundernd, weshalb sie so bange gewesen. Ihr Herz war so leicht geworden. Deshalb ging sie, ihr Kind in Irenes Arme legend, herum zu der andern, entgegengesetzten Seite des Gartens, um einer armen Witwe, der sie oft schon beigestanden, ein paar Worte des Trostes und der Liebe zuzusprechen. Sie neigte sich eben nieder und redete ihr zu, da ertönte ein wildgellender Schrei durch das Thal, und ehe die Christen noch Zeit hatten sich zu sammeln, ward einer nach dem andern von den Händen der Söldner, oder vielmehr Banditen, ergriffen, die, von den Bergen herniederstürzend, plötzlich den Garten erfüllten.

An Widerstand war hier nicht zu denken. Lucia war eine der ersten, die ergriffen wurden, und als man ihre Arme zusammenband, sah sie durch die Menge Irene sich hindurchdrängen, um zu ihr zu kommen. Da riß sie sich einen Augenblick los und winkte ihrer Sklavin mit heftigen Gebärden fortzueilen, ihr auf griechisch dabei zuflüsternd: „Fort, Irene, rette das Kind! Sie werden es sonst sofort töten! Fliehe hin zu dem Thore nahe dem Tempel! Noch mag es Zeit sein."

Irene zögerte einen Moment. Dann aber verstand sie das Mutterherz durch das, was das eigne ihr sagte, und so hüllte sie das Kind in ihren Mantel und floh unbemerkt durch die Olivenbäume von dannen.

Lucia dankte Gott, als sie der verschwindenden Gestalt nachblickte. Dann setzte sie sich, indes ihre Verfolger berieten, was zunächst zu geschehen habe, auf einen Stein nieder und brach in Thränen aus, sich verwundernd über sich selbst, warum sie jene beiden fortgeschickt habe. Aber hatte sie denn nicht ihren Gatten kommen sehen? Irene mußte ihn in wenig Minuten erreicht haben, und dann würde auch ihre Rettung kommen. Aber wie sollte das geschehen? Schon schien die Zahl der feindlichen Schar mehr denn das Zehnfache von jenem Haufen Leute, den Cyril aufzubringen vermochte, und noch immer drängten sich neue Scharen Bewaffneter herzu.

Der Garten war überflutet von Aufruhr. Einige drohten mit sofortigem Niedermetzeln; andre wünschten, daß man die Gefangenen Barchochebah entgegenführe, damit sie bei seinem Einzuge in die Stadt als Siegesbeute voranzögen. Trotz all dieses Tobens lauschte Lucia gespannt auf noch entferntere Töne. Sie vernahm ein wirres, wildes Durcheinander von Stimmen, die durch die enge, von der Stadt sie trennende Schlucht das Thal entlang heraufwogten, von Zeit zu Zeit durch lautes Geschrei und Jauchzen unterbrochen, ob durch Schmerz oder Triumph hervorgerufen, vermochte sie nicht zu unterscheiden. Doch bald hörte diese angstvolle Spannung auf. Ein Reiter ritt mit der Miene der Autorität in die Menge hinein und gebot Stillschweigen. Sein blutiges Schwert schwingend, sprach er: „Die Heiden sind hinausgeworfen

aus der Stadt. Er herrscht nun in ihr, der allein das Recht dazu hat."

Da erhob sich lauter Jubel: „Es lebe der Stern aus Jakob! Lang lebe der König von Israel!" Lucia schauderte zusammen vor tausendfach gemischten Empfindungen: Grausen vor der Gotteslästerung, Mitleid mit dem verblendeten Volk, und darüber vergaß sie schier ihrer eignen Pein, ihrer Besorgnis um ihr Kind und nun auch um Gatten und Eltern. Als sie dann aufblickte zu den Oliven und zu dem Bache darunter und zum Bewußtsein dessen erwachte, um weswillen sie dies erdulden mußte, kam ein Gefühl von unbeschreiblichem Frieden über sie; ein Bewußtsein, auf mächtigem Arme zu ruhen, und ihre Thränen versiegten, als ob eine unsichtbare Hand sie abgewischt habe. Als sie dann wieder aufschaute, erkannte sie einen jungen Reitersmann, Azor, den Bruder Achsahs. Augenscheinlich erinnerte er sich, wer sie war, denn er blickte mitleidig auf sie nieder. Dann gab er einige Befehle, die aber Lucia nicht recht zu verstehen vermochte; sie fing nur die Worte „Messias" und „Triumph-Einzug" auf. Und in wenigen Sekunden wurden die Gefangenen, von Azor geführt, von dannen geschafft, hastigen Schritts, durch die zertrümmerten Mauern in die Stadt hinein, und dann warf man sie in eines der unterirdischen Gewölbe des Tempels.

Wie ein Traum schien Lucia dies alles. Noch vor wenigen Stunden eilte sie im vollen Besitz der Freiheit mit Irene und ihrem Mägdlein zur Versammlung der Christen, wo ihr Gatte sie abholen sollte, und nun ohne Kind, ohne Freunde, eine Märtyrerin! Aber sollte es wirklich Martyrium werden? Sie hatte sich die Märtyrer so oft im Geiste vor Augen geführt, sie für völlig außerhalb des gewöhnlichen Getriebes der Menschen stehend gehalten, und ihre bekennenden Zeugnisse für einen sich ganz von der allgemeinen Sphäre des Alltagslebens unterscheidenden Akt; mit einem Glorienschein waren sie ihr umgeben; sie sah sie bereits verklärt auf dem Berge. Konnte es denn sein, daß all die um sie her saßen im düstern Gefängnis, weinend, aber auch vertraulich mit einander sich von dem gestern und von dem morgen unterhaltend, zu jener heiligen Schar gezählt werden sollten? Noch weniger,

schien ihr, sei sie selbst dazu berechtigt, da ihr Herz ja so voll von vielerlei Dingen sei, so voller Sehnsucht, ihren Gatten sprechen, ihr Kind umarmen zu können, sie, die gestern abend noch so eifrig für die Abreise geplant und erst vor wenigen Stunden ihre Heimat verlassen hatte? Sie, mit so schwachem Glauben, sie, die noch so alltäglich gesinnt war, sollte sie wirklich zu diesem Geschick voll Todesqual und doch voller Herrlichkeit berufen sein?

Und als die Dunkelheit hereinbrach, und die kleine Schar still und nimmer zu erkennen war, kam ihr der Gedanke: „Wird es mit dem Tode wohl ebenso sein? Wird dann jene wundersame Welt mir auch vertraut scheinen und ich mir als ich selbst, wohl ohne Sünde und ohne Körper, aber doch ich selbst, und werde ich dann so natürlich und leicht durch jene große Wandlung hindurchgeführt werden wie durch diese?"

Und mit diesem Gedanken überkam sie ein wunderbarer Friede, und sie kniete nieder in aller Dunkelheit und goß ihre Seele aus im Gebet. Dann erhob sie sich und harrte des Morgens mit einem so ruhigen Herzen wie an dem Abend, ehe sie sich zum Aufbruch rüstete. Was für eine Reise würde die kleine Schar wohl morgen antreten? Dunkel und rauh mochte der Weg sein, doch es konnte nicht in eine Verbannung sein. Und so harrte sie still und schlief darüber ein.

Sie erwachte vom Gesang ihrer Gefährten, die bei dem aufgehenden Morgenlichte sich im Lobe dessen vereinten, der das Licht der Welt ist. Im ersten Moment kam ihr ein ganz eignes, beklemmendes Gefühl. War der Tod etwa schon hinter ihr? Dann aber wurde ihr Herz umlastet vom Druck der sie umschließenden dumpfen, schweren Mauern; sie sehnte sich nach ihrem Kinde, und unfähig, sich dem Gesange der andern anzuschließen, setzte sie sich nieder und weinte.

Die Hymne hörte auf; nach kurzem Schweigen vernahm sie eine freundlich klingende Stimme an ihrer Seite. Sie richtete das bleiche Gesicht aufwärts und erkannte nun den Bischof. Als sie aber das innige Mitgefühl in seinen Augen gewahrte, brach ihre Kraft abermals, und weinend senkte sie das Haupt.

Er legte seine Rechte darauf und sagte: „Du armes Kind! So jung, so jung — und Märtyrer werden!“

„O Vater, ich bin keine Märtyrerin, denn ich habe es ja mir nicht selbst erwählt. Wenn ich könnte, wäre ich jetzt noch am liebsten daheim.“

„Es ist gut, wenn der Vater für das Kind die Wahl trifft,“ sagte er.

„Ja,“ erwiderte sie, „doch ich habe gehört, daß Gott sich nur an willigen Opfern freut.“

„Bist Du denn nicht willig, Deinem Herrn zu folgen?“

Keine Antwort erfolgte.

„Bist Du willens, Ihn zu verleugnen?“ fragte er dann in großem Ernst.

„Nein,“ erwiderte sie leise, „verleugnen könnte ich Ihn nicht.“

„Also bist Du bloß nicht willig zu leiden?“

Die zarte Gestalt Lucias erbebte.

„Ich kann wohl Leid und Schmerz ertragen, aber wir waren doch so nahe der Rettung, Cyril, das Kind und ich.“

Der alte Mann sagte: „So bitte den Vater im Himmel, daß Er diesen Kelch von Dir nehme!“

„Aber ist es auch recht, darum zu bitten, nicht für Ihn zeugen zu brauchen?“

„Gott hat nicht Wohlgefallen am Leide, mein Kind, und das Blut, das die Kleider der Märtyrer weiß macht, ist nicht ihr eignes. Das Bekenntnis, nicht die Folter macht den Märtyrer. Dein Kelch ist bitter. Darum bitte unsern Vater und Deinen Vater, daß Er ihn von Dir nehme! Thut Er es nicht, so werden wir, Du wie ich, bald einsehen, daß es besser war, ihn zu trinken.“

Ihr Antlitz hellte sich, während er also redete, auf und gewann einen Ausdruck von freudestrahlender Hoffnung, der dann, als der Bischof geendet, wieder zu dem einer stillen Gelassenheit wurde und mehr noch sagte als ihre Worte: „Doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“

Dann vernahmen sie von draußen sich rasch nahende Fußtritte. Eine Schar von mit den verschiedensten Waffen ausgerüsteten Leuten

trat ein. Sie ergriffen die Gefangenen und banden sie mit roher Hand zu zweien und zweien an einander.

„Wohin führt Ihr uns?“ fragte der Bischof.

„Zum Triumphzug des „Sterns aus Jakob,““ antwortete einer der am verwegensten Blickenden, „und dann zu gleichem Tode mit dem, welchen Ihr für einen König anseht.“

„Sind das die Werke Eures Gesalbten?“ rief ein jüngerer aus. „Man möchte sie richtiger die Werke des Teufels nennen, denn er war ein Mörder von Anfang.“

„Bringt sie zum Schweigen!“ schrie ein andrer der Bewaffneten.

„Nur einen Moment hört auf mich!“ bat der Bischof mit seiner ruhigen, imponierenden Stimme. „Ich will sie besser noch zum Schweigen bringen, als Ihr es könnt. Meine Kinder,“ fuhr er fort, zu der kleinen Schar sich wendend, „als Er gescholten ward, hat Er nicht widergescholten.“

Nun führte man sie hinaus. Doch inmitten allen Schimpfens und Scheltens der Söldner und des Höhnens der Menge folgte die kleine Schar geduldig und ruhig in dem Triumphzuge des falschen Propheten.

Barchochebah war mit all dem grellen Pomp und Prunk umgeben, der so nötig ist, um alles nicht echte Große zu verhüllen, mit schmetternder, barbarischer Musik, mit reichgeputzten Rossen, mit Thronhimmeln von Gold und Purpur, mit Wagen und Gefolge in prächtigem Aufzuge, mit den lautlärmenden Huldigungen der Menge und der Schmach und Erniedrigung gefangener Feinde.

Das Gericht über die Christen sollte zu den glanzvollsten Festlichkeiten des Tages gezählt werden. Man hatte einen Gerichtshof errichtet und das mit so viel Rechtsformen, als diese gesetzlose Schar überhaupt aufzubringen vermochte. Die nationalen Vorurteile und Hoffnungen der hebräischen Christen wurden zunächst hier beleuchtet, an das Nationalgefühl insonderheit appelliert, das durch alles Elend der Zerstörung der Stadt und des Tempels die Kirche zu Jerusalem als eine ausgeprägt jüdische erhalten hatte.

Was hatte ihr Christus denn für ihr Volk gethan? Das war freilich eine befangen machende Frage für die, welche die Universalität Seines Reiches so wenig erkannten. — Welche Ehre

und Herrlichkeit hatte er Israel gebracht, welches Licht über die Völker? Nur einige hin und her verstreute Gemeinschaften von Gläubigen, — das war alles, dessen sie sich zu rühmen vermochten. Was war denn dabei für ein Unterschied zwischen ihnen und einer Sekte?

Doch so unvollkommen auch ihre Begriffe vom Reich noch sein mochten, so kannte und erkannte die kleine Schar doch den wahren König. Unter all ihren jüdischen Systemen und Vorurteilen hatte die Botschaft von dem Gottes- und Menschensohne sich ihnen doch tief ins Herz hineingesenkt, wie Er die Teufel austrieb, über Wind und Wellen regierte, die Kranken heilte, den Verkommenen beistand, die von der Welt Verworfenen aufnahm und den Heuchler allein streng verurteilte, wie er am Kreuze starb als das „Gotteslamm, das der Welt Sünde trug". Wie aber sollten sie diesen ungerechten Richter, diesen Räuber und Mörder an Seiner Statt aufnehmen? Darum erduldeten sie lieber Folter und Tod, um Ihn zu bekennen und in Ihm sich zu freuen, von dem sie fortan weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges zu scheiden vermochte, und so wurden Jerusalems Gassen abermals von dem Blute der Märtyrer und Gerechten befleckt, dieselbe Stätte, da einst der Herr gekreuzigt ward.

Endlich war der furchtbare Tag vorüber. Doch das blutige Werk war noch nicht vollendet, und die übrigen von jener kleinen Schar wurden ins Gefängnis zurückgeführt, — ein „armes, geringes Häuflein", Männer, Frauen und Kinder — letztere sind in jener Zeit gar häufig unter den Scharen der Märtyrer mit eingeschlossen gewesen — mit verrenkten, ausgereckten Gliedmaßen, mit Herzen, die noch bluteten von der noch qualvolleren Folter, auf die Leiden ihrer Lieben schauen zu müssen.

So waren sie nun wieder beisammen im stillen Kerker. Konnte man sie Besiegte nennen, oder galt nicht von ihnen wie von dem Sohne Gottes und durch Ihn, daß sie durch den Tod überwanden den, der des Todes Gewalt hatte, und daß sie nicht matt, sondern vollkommen gemacht wurden durch das Leid?

Sie hatten kein Brot und keinen Wein bei sich, um das Heilige Mahl halten zu können, das sie so sehr gern noch einmal

auf Erden mit einander gefeiert hätten. Doch stieg von ihren Lippen der Abendpsalm empor, und der Hauptton lag dabei immer auf der Stelle: „Du bist würdig, der Du erwürget bist und hast uns erlöset zu Gott durch Dein Blut, und hast uns gemacht vor Gott zu Königen und zu Priestern.“

So leise und zitternd auch diese Stimmen erklangen — auch die von starken Männern wurde leis und weich vor tiefem Weh und Leid mit den Ihren —, war doch dieses Singen ein Triumphgesang von neuer, ewiger Kraft.

Der Bischof war noch unter ihnen, ebenso die junge Griechin. Des alten Mannes Kräfte versagten schier, denn gleich den Aposteln hatte er „als ein Schauspiel für alle“ am längsten dulden müssen. Unfähig zu stehen, legten sie ihn auf den Boden des Gefängnisses nieder, die zerquetschten Glieder mit liebreicher Sorgfalt auf die nur irgend entbehrlichen, sich selbst entzogenen Gewänder legend. Jetzt rief er Lucia zu sich. Sie war bereits in seiner Nähe. Ihr Arm umschlang und stützte ihn so sanft und zart wie der einer Tochter.

„Mein Kind,“ sagte er, „ihr Kinder alle, hört: Solches ist nicht alles vergebens an uns geschehen. Wohl ist der Feind stark, aber einer ist noch stärker denn er, und diese gnadenvolle Hand ist es, die uns züchtigt. Unser himmlischer Vater reicht uns diesen Kelch. Das irdische Gefäß umschloß das göttliche Licht; das war gut so. Nun ist es zerbrochen, auch das ist gut. Das Licht muß sich ausbreiten, „ein Licht, zu erleuchten die Heiden“. Ich hatte selbstische Träume für mein Volk; sie sind zu schanden gemacht; vor Ihm gilt weder Jude noch Heide. Ich hatte glorreiche Hoffnungen für Israel; sie werden sich erfüllen, denn noch kann Israel ein Segen werden auf Erden. Aber zuvor muß noch viel gelernt werden. Die Herrlichkeit muß von uns genommen werden, damit wir sie in Ihm und nicht in uns erblicken. Tiefer als alle besondern Gaben gehen die allen teilhaftig werdenden Gaben des Lebens und der Liebe; höher als alle Unterscheidungen steht das allen eigne Privilegium des Dienens. Die jüdische Kirche zu Jerusalem muß untergehen; die Kirche Christi soll ihr Reich aufrichten in der Welt. Der nationale Name muß für eine Weile

aufhören, auf daß der eine Name erhöhet werde, mit welchem sich die ganze Gottesfamilie auf Erden nennen darf. Es ist gut so, ihr Kinder. Der Vater zerstreut uns nur, damit Er uns sammeln kann. Er ist gnädig und wollte nimmer zugeben, daß unsre beschränkten Pläne seine Segensabsichten störten und hinderten, daß unser selbstischer Wille Seinem liebenden Willen entgegenstehe. Wir kannten Seinen Weg nicht, aber wir kannten Ihn, und Er hat uns geführt. Gesegnet sei Sein heiliger Name!"

Der alte Mann schwieg; immer schwächer waren die in abgebrochenen Sätzen gesprochenen Worte geworden, immer länger die Pausen dazwischen.

Abermals fragte er nach Lucia; sanft löste sie ihren Arm und kniete neben ihm nieder. Da ging ein Lächeln über seine bleichen Züge, und er bat, man möchte seine Hand auf ihr Haupt legen. Sie richteten ihn in die Höhe und legten seine kraftlosen Finger auf den lieblichen, blonden Kopf.

„Ich danke Dir, Vater," murmelte er, „Du vergiebst mir all meine Irrtümer und meinen Stolz. Segne Du, dem wir nun so nahe sind, dieses Dein Kind! Segne sie gleich Hanna! Segne ihr Kind! Hilf ihr, wie Du Maria halfst! Laß sie sitzen zu Füßen Deines Sohnes! Wie Martha laß sie gesegnet sein und Dir dienen!"

Sie meinten, er rede schon ohne Bewußtsein; denn war dies wohl ein Segen für eine, die im Gefängnis war?

Lucia schluchzte: „Segne mich noch für morgen, mein Vater, für den Märtyrertod!"

„Gott wird Dich segnen, mein Kind, und Dich stark machen zu allem. Du bist Sein Eigentum."

Da ging eine Veränderung über seine Züge; alle drängten sich um ihn. Sanft legte Lucia seine Hand nieder und drückte sie unter Thränen an ihre Lippen.

„Vater, hast Du für uns keinen Segen?"

„Himmlischer Vater," murmelte er, „ich komme zu Dir. Bewahre diese Deine Kinder, Dein — —."

Dicht heran schmiegten sie sich, um die letzten Laute von seinen sich noch bewegenden Lippen zu vernehmen, doch kein Ton ward

hörbar, und so starb der letzte Bischof der letzten jüdisch-christlichen Kirche zu Jerusalem.

Still saßen sie um seine Leiche herum, als sich die Thür leise öffnete und eine Frau hereintrat. Sie ließ das Licht ihrer Fackel rings umherfallen, bis es auf der Gestalt Lucias ruhte; hastig sie anrührend, flüsterte sie ihr zu: „Komm mit! Ich kann Dich retten."

Lucia fuhr empor; sie erkannte die Stimme; es war Schelomith.

„Ich kann diese hier nicht verlassen," sagte sie, „was habe ich noch sonst auf Erden?" Und damit wendete sie sich zu den Frauen um sie her.

„Geh', Schwester, geh' nur!" sagten sie. „Der Herr kann Deiner noch wohl bedürfen."

Da umarmte sie schweigend eine nach der andern und folgte dann Schelomith — wieder hinausgehend in die Welt — auf ihrem Haupte den Segen des alten Mannes.

Achtes Kapitel.

Lucia folgte ihrer Führerin durch die dunklen Straßen hin, bis sie vor einer wohlbekannten Pforte stehen blieben. Während der Wanderung hatte Schelomith nur einmal den Mund geöffnet.

„Sie müssen Dich alle daheim noch als Verehrerin der Götzen ansehen," empfahl sie ihr angelegentlich. „Wohl hat Azor Dich unter den Christen erblickt, doch er verrät Dich nicht." Und ohne ihr Zeit zur Antwort lassend, zog sie Lucia in ihre Behausung, die Heimat der Kindheit Lucias, nun im Besitze Eleazars, des Juden.

Anfangs trug der strenge, alte Pharisäer Bedenken, ob er etwas so Profanem Eingang in sein Haus gewähren dürfe; aber Schelomith, welche wußte, wie weich sein Herz trotz der harten Theorieen war, hatte die Gefangene eingeführt, ehe sie dazu von ihm Erlaubnis geholt hatte.

„Was haben wir zu thun mit diesen Heiden?" fragte er. „Hat unsre Nation nicht schon genug davon gelitten, daß sie sich mit ihnen vermischt hat?"

„Steht nicht geschrieben: „Du sollst nicht unterdrücken den Fremdling?“ Und wissen wir nicht, wie einem Fremden zu Mut ist?“

Eine seltsame Befangenheit sprach sich in seinem Angesicht aus, während er sich mit der Hand über seine Stirne fuhr. Wie konnte das Gesetz wohl anders als sich selbst widersprechend erscheinen, wenn der Gedanke an die Nation als solche die Stelle dessen sich anmaßte, in dem und für den sie stehen sollte?

„Es steht auch geschrieben,“ erwiderte er, „daß die Söhne des Fremdlings unsre Pflugschar ziehen und unsre Weinberge bauen sollen. Vielleicht stehen wir schon am Vorabend der Erfüllung dieser Weissagung.“

Eleazar erhob keinen weiteren Einspruch, und so blieb Lucia im Hause. Er hielt sich für mitleidig, hoffend, Gott werde ihm solches in diesem Ausnahmefall wohl gestatten. Er war mitleidig, weil der, welcher das Gesetz gab, ein Gesetz in sein Herz hineingeschrieben hatte, das durch die falschen rabbinischen Auslegungen des von ihnen aufgehobenen ewigen Gesetzes hindurchdrang, und auch weil eine unsichtbare Hand ihn dahin führte, wo er nicht hin wollte. So ward Lucia ein Gast in der jüdischen Familie. Mit einem seltsamen, beklommenen Gefühl erwachte sie den nächsten Morgen von einer langen, erquickenden Nachtruhe und erkannte das Zimmerchen, darin sie als Kind geschlummert und jeden Morgen sich erhoben hatte, um ihre Götter und Blumen zu versorgen, dasselbe Stübchen, wo sie zum erstenmal eine Christin hatte beten sehen. Und in einem Augenblick, einer von jenen Momenten, die beweisen, daß das menschliche Leben noch durch etwas andres sein Maß erhält, drängte sich die ganze dazwischen liegende Vergangenheit: ihre Ehe, ihre Mutterschaft, das Erwachen zu der Liebe eines himmlischen Vaters, die heilige Feier in Gethsemane, die Gefangenschaft, der Triumphzug zu Ehren des falschen Messias, die grausame Menge, ihre geduldigen Leidensgefährten, des alten Bischofs letzter Segen, fast sichtbar vor ihr auf. Ein unbeschreibliches Sehnen nach ihren Angehörigen, ein ebenso instinktives Verlangen nach den Brüdern und Schwestern, von denen sie gestern sich getrennt, drängte sie mit einer nimmer bisher gekannten Stärke zu der einzig ihr gebliebenen Verwandtschaft, zu dem einen alles andre um-

schlingenden Bande, das sie mit Gott vereinigte. Sie kniete nieder und betete und erhob sich, nicht mehr einsam sich fühlend und verlassen. War ihr Vater nicht der lebendige Gott? Waren nicht die ihr Teuren Seine Kinder? Und waren nicht auch die, unter denen sie jetzt weilte, so Ihm unähnlich und von Irrtum befangen sie auch sein mochten, Seine Geschöpfe und darum ein offenes Feld für die Botschaft Seiner Liebe? Also erquickt und gestärkt und solche mehr oder minder klaren Gedanken im Herzen begab sie sich in den Haushalt der jüdischen Familie.

Viel war umgewandelt worden in dem alten Hause; die schönen Figuren an den Wänden, die Rosse und Wagen des Sonnengottes, die Himmelskönigin, all die Götter auf ihren Thronsesseln waren sorgfältigst abgekratzt oder übertüncht worden, so daß auch nicht eine Spur dieser heidnischen Greuel die Waschungen, Gebete und Kasteiungen des Pharisäers mehr stören konnte.

Das Lesen in der Heiligen Schrift war nicht wieder aufgenommen worden. Auf Eleazars Antlitz lag eine tiefe Düsterheit; doch niemals hatte er die gewohnten Zeremonieen mit peinlicherer, strengerer Pünktlichkeit beobachtet als in dieser Zeit.

Diese Zeremonieen waren für Lucia alle neu; vom Alten Testament wußte sie nur wenig, und oft fragte sie sich im stillen verwundert, was die Israeliten eigentlich für einen Gott anbeten mochten, dem all diese Formen mit so peinlicher Treue dargebracht wurden. Sie erschienen ihr wenig herzerhebend und erfreulich, auch nicht von großem Einfluß auf das sittliche Leben, denn all die Vorschriften, von denen sie hier erfuhr, gereichten ja nur zur Selbstbespiegelung und Verengung der Anschauung, und so war die Praxis auch hier, wenigstens ihr gegenüber, besser als das Gebot. Ein Gott Zebaoth, ein Gott der Heerscharen, der aber besonders ein Gott Israels war, Israel auserwählt hatte und im Streite lag mit der ganzen übrigen Welt, weil sie nicht Israel hieß, — das war so ungefähr die deutliche Vorstellung, die sie der jüdischen Religion entnahm. War es möglich, daß dies der Gott sein könnte, wie Er in den Schriften, darauf der Heiland der Welt so oft deutete, sich offenbarte? Täglich wuchs ihr Befremden hierüber, und sie fand nur Trost im Gedanken an ihre Unwissen-

heit, in ihrem festen Vertrauen auf die Liebe dessen, der Seinen Sohn für die Welt dahingegeben, und in der treuen Obhut über des Hauses jüngstes Kind, welches Schelomith ihr stillschweigend überlassen hatte und von ihr treulichst gehütet ward. Es war ihr, als ob sie das ihrem eignen verlorenen Herzensliebling näher brächte. So erdachte sie sich allerlei Lieder und Gesänge von der Natur wie vom Daheim, vom ewigen Heim und von dem, durch welchen uns solche Hoffnung gegeben ward. Ungehindert durfte sie solche singen, da es in griechischer Sprache geschah, bis das Kind von dem so reichen Wohllaut derselben wie von der so lebens- und liebevollen, ob auch wehmütig klingenden Stimme der Sängerin ganz wunderbar angezogen ward, und ein Band von einziger Art zwischen diesen beiden Müttern und dem Kinde sich schlang.

Eines Sonnabends jedoch mochte Eleazar von einem plötzlichen Gefühl seiner Verantwortlichkeit gegenüber der Seele des jungen griechischen Weibes erfaßt werden, und so bemühte er sich, Proselytentum dadurch zu treiben, daß er Lucia gebot, seine Frau und Tochter zur Synagoge zu begleiten. Sie hörte dort voller Aufmerksamkeit zu. Es lag ein großartiger, ehrwürdiger Klang schon in der Sprache; sie erschien ihr ganze Tiefen und Mysterien zu atmen, wahre Grundquellen des Denkens zu umfassen, diese, schon im jungfräulichen Alter Gott geweihte, heilige Sprache. Und erhaben waren die Worte, die sie daraus vernahm und verstand: „Gesegnet seist Du, o Herr, unser Gott, Du Gott unsrer Väter, Du großer und furchtbarer Gott, hoch und mächtig, der Du reichlich austeilest Segen und Wohlthat! Der Du das Weltall schufst und des Eigentum es ist, unser Helfer, unser Heiland und unser Schild! Du, o Herr, bist immerdar voll Macht. Du weckest die auf, so tot sind, und kannst alles retten und selig machen. Du sendest hernieder den Tau; Du stillest die Winde und läßt den Regen herniederkommen auf die Erde und stärkest durch Deine Güte alle, die darauf wohnen! Du bist heilig. Du läßt Deine Güte erfahren die Menschenkinder. Bring' uns wieder zurück, Du, unser Vater! Sei barmherzig gegen uns, denn wir haben gesündigt! Heile uns, o Herr, unser Gott, so sind wir geheilet! Du bist ein Gott, der da barmherzig ist und heilet. O segne uns und sättige die Welt mit Deinem Heil!"

Das war der Gott Simeons und Hannas und Davids und Abrahams, der Vater unsers Herrn Jesu Christi. Lucias Herz hüpfte bei jedem neuen Grußes- oder Zeugniswort, das einen Schleier vom Alten Testament hinwegzuheben schien und den Schatten entfernte, der ihr bisher über des Menschen erster Geschichte gelegen hatte.

Die Thränen flossen ihr die Wangen herunter, und so betete hier die Christin der Juden Gebete, wie vielleicht kein Jude in der ganzen Gesellschaft es je that. Danach aber kamen die furchtbaren, klar ausgesprochenen Worte der Verwerfung des Gottessohnes, und die ganze Versammlung stimmte ein in das Anathema: „O Gott, verfluche den Nazarener!"

Für einen Augenblick barg Lucia ihr Gesicht in die Hände; dann saß sie still und bleich, von Entsetzen wie gelähmt, ohne sich zu regen, bis zum Schluß des Gottesdienstes da.

Kein Wort wurde daheim darüber gesprochen; am Abend aber, als sie das Kindlein zur Ruhe gebettet und die beiden Mütter es still betrachtend daneben standen, da sank Lucia auf ihre Kniee nieder und preßte Schelomiths Hand an ihre Stirn, indem sie flüsterte: „O Mutter, um der Liebe willen, die Du für dies Dein Kind hegest, um der Güte willen, die Du mir erwiesen, versprich mir, daß Du nie wieder diesen Fluch aussprechen wirst, denn Du weißt nicht, was Du thust!"

Da hob Schelomith die Christin auf, schloß sie in ihre Arme und sagte leise: „Das habe ich bereits versprochen. Ich habe es nie gethan und würde es nie thun können."

Weiter sagte sie nichts, und so blieb alle hierin möglicherweise enthaltene Bedeutung für Lucia so dunkel und verborgen wie je zuvor.

Mittlerweile tobte der Sturm des zuchtlosen Aufruhrs ebenso wie die den Namen des Gesetzes annehmende Knechtschaft fort. Eleazar pflegte öfter heimzukehren mit der Nachricht von neuen Triumphen, von neuen geschlagenen Heeren, von eroberten Festungen und eröffneten Belagerungen. Doch lag in solchem Triumphieren bei ihm eine Rast- und Ruhelosigkeit, welche von einer Enttäuschung sprach, die tiefer war als alle seine Hoffnungen. Andre, minder

skrupulöse Männer freuten sich der Ehren dieses neuen Reichs, aber daran lag ihm gar nichts. War's doch für ihn schon Ehre genug, Opfer zu bringen, Besitztümer preiszugeben, Herz und Leben und was ihm noch mehr wert war als das Leben, alles um des Volkes willen. Doch inmitten all solchen Erfolges nagte etwas heimlich am Herzen des Alten, und so wurde er verstimmt, reizbar und ruhelos.

Eines Abends saß er tiefer denn sonst verstimmt da. Die Seinen fürchteten sich, sein Sinnen durch Fragen zu unterbrechen, ja, sogar ihn durch Untereinanderreden darin zu stören. Da trat Azor ein in voller Waffenrüstung, und hastig Helm und Schwert von sich reißend, schleuderte er beides zu Boden.

Schelomith blickte von ihrem Webstuhl auf und sagte: „Ich dachte, Du hattest heute abend einen Zug mit ausführen sollen."

„Mutter, ich will mit dieser ganzen Sache und all ihren Unternehmungen nichts mehr zu thun haben."

Da wurde sie sehr bleich und blickte furchtsam auf ihren Gatten. Doch dieser verharrte in der gleichen düstern Grübelei und erhob nicht einmal sein Haupt.

„Es ist kein Gottesreich," fuhr Azor fort, „das sie zu begründen gewillt sind, und nimmer will ich dafür fechten; besser, unter seinen Trümmern begraben zu werden."

„Was ist geschehen, Azor? Vorige Woche bist Du so voll von enthusiastischen Hoffnungen gewesen. Du sagtest, all solches Gewaltanthun und Blutvergießen sei notwendig, das Böse umzukehren, aber wenn solches geschehen sei, dann würde Friede und Gerechtigkeit herrschen."

„Ich habe das gedacht", erwiderte er, „oder doch versucht, es zu denken; aber nun sind mir die Augen aufgethan. Es ist eben die alte Geschichte, die Waisen werden beraubt, und Gott soll durch Bestechung seine Sanktion zum Verbrechen geben. Einer unsrer Anführer hat eine arme Witwe und die verwaisten Kinder ihres Erbes beraubt. Ich bin ihretwegen von einem Führer und Richter zum andern gezogen, habe so fest darauf gerechnet, daß ihnen Gerechtigkeit widerfahren würde. Aber einige haben ob meiner jugendlichen Unerfahrenheit gelacht; andre hatten

wohl Mitleid, doch keine Zeit, und so versagten sie alle ihren Beistand. Der Unterdrücker hatte die Macht."

„Und die Witwe?" fragte Schelomith.

„Alle zusammen sind tot!"

„Noch gar kein so schreckliches Los," murmelte Eleazar, „wenn sie so mit einander sterben dürfen."

„Aber, Vater," rief der junge Mann, „sag', was reden sie nur von Wunderthun und feurigem Atem? Was für eine Spiegelfechterei mag das sein? Gott giebt doch nimmermehr solch Zeug von Beschwörungsformeln uns als Seine Zeichen, und kein Zeichen könnte dies neue Reich je als ein Ihm gehöriges erweisen!"

„Denk' an die Menge, Knabe!" murmelte der Alte. „Beim gemeinen Mann mag die Wahrheit wohl auch einer gemeinen Art des Sanktionierens bedürfen."

„O Vater, das glaubst Du ja selber nicht; so reden die Heiden! Nirgends steht das in unsern Büchern geschrieben, sondern da heißt's: Gott haßt die Diebe, Lügner, Unterdrücker und Heuchler, und andres sind diese doch hier nicht. Ich will nimmer für diese Sache fechten; es ist alles bloß Lüge. Besser, mit dem Nazarener tot sein!"

Da erhob sich Eleazar und sagte: „Mein Sohn, wir können noch für unser Leben zu fechten haben, wenn wir zu hoffen aufgehört, irgend etwas Gutes im Leben zu erreichen. Die römischen Heere drängen sich bereits dicht um uns her, und wenn nicht um der Hoffnung Israels willen, so müssen wir um dieserwillen fechten." Damit legte er seine Hand mit ungewöhnlicher Weichheit auf seiner Tochter Haupt. „Morgen müssen wir unsre Streitkräfte mustern."

Azor schaute zu Boden: „Giebt es denn nichts im Himmel droben und drunten auf der Erde? Ist denn alles Lüge?" Und still nahm er seine Waffen wieder auf. In solchen Zeiten reift die Jugend, und des Alters Schatten stellen sich frühzeitig ein.

Eines Morgens, nicht lange danach, war Eleazar eben zurückgekehrt von einem geheimen Konzil der Anführer und saß nun in jenem inneren Hofraum mit seinen kühlen, grünen Wänden, halb auf eines der Ruhebetten gestreckt, den Ellbogen auf einen Marmor-

tisch lehnend und sein Gesicht mit seinen Händen beschattend, so daß er nicht merkte, daß Achsah sich näherte. Das stille Plätzchen war ihm für sein einsames Sinnen teuer und weihevoll geworden, und niemand außer dem kleinen Benoni, der mitunter sein Engelsangesicht durch die dicht um die Säulen sich schlingenden Weinblätter hervorlugen ließ, wagte es, ihn zu stören. Indes Achsah hatte es heut morgen gewagt, durch diese Schranken zu brechen. Eine Weile bereits stand sie vor ihm, ohne daß er ihrer gewahr wurde. Seine Haltung würde bei Azor nur ein glückliches Träumen bedeutet haben; bei ihrem Vater, das wußte sie nur zu wohl, drückte es tiefe Verzagtheit aus. Schließlich berührte sie sanft seine Schulter. Er erwiderte ihr holdseliges Lächeln durch einen schwachen Versuch, ihr ob solcher Störung Vorwürfe zu machen, doch sein Auge blieb zärtlich auf ihrem freudebewegten Angesicht ruhen. Dann zog sie ihre andre Hand hervor und hielt ein Manuskript in die Höhe.

„Vater, laß uns doch unser Lesen fortsetzen! Sieh', ich kann dies nicht verstehen, Du aber kannst es."

„Wo hast Du es gefunden?"

„In einer Nische in einem der Schlafzimmer."

„Dann werden es wohl irgendwelche heidnische Thorheiten sein, mein Kind, vermutlich ein Spiel, auch vielleicht ein Lied, das sie bei ihren gottlosen Götzenfesten sangen! Gieb es her! Denkst Du etwa, alles Geschriebene ist heiliger Art?"

„Nein, Vater, aber Du verstehst doch diese heidnischen Sprachen?"

Schweigend las er weiter.

Achsah wurde ungeduldig und fragte: „Sag', ist es wirklich ein Schauspiel?"

„Nein!" sagte er. „Sonderbar, es ist an unser Volk gerichtet von jemand, der sehr wohl vertraut scheint mit unsern heiligen Schriften. Wahrscheinlich ist es das Werk irgend eines Alexandriners. Der Stil ist ganz eigenartig."

„O Vater, bitte, lies es mir vor!" bat sie, sich zu seinen Füßen setzend.

Er begann: „Nachdem Gott vorzeiten manchmal und mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat Er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, welchen Er gesetzt hat zum Erben über alles, durch welchen Er auch die Welt gemacht hat.“

„Vater,“ rief sie, „durch Seinen Sohn! Sag', haben die Propheten schon von solchem geredet?“

„Wohl, es wird einmal von einem gesprochen, der mit den drei treuen Männern im feurigen Ofen wandelte, dessen Gestalt gleich war der eines Sohnes der Götter,“ sagte er und sann nach, und weiterlesend fuhr er fort: „Ja auch im hundertundzehnten Psalm: „Du bist mein Sohn; heute habe ich Dich gezeuget!“ Dies Buch ist wirklich voll von Citaten aus der Heiligen Schrift: Hier z. B.: „Denn Er hat nicht den Engeln untergethan die zukünftige Welt, davon wir reden, es bezeuget aber einer an einem Orte und spricht: Was ist der Mensch, daß Du Seiner gedenkest, und des Menschen Sohn, daß Du Ihn heimsuchest? (8. Psalm.) Du hast Ihn eine kleine Zeit niedriger sein lassen als die Engel; mit Preis und Ehre hast Du Ihn gekrönt und hast Ihn gesetzt über die Werke Deiner Hände.“ Seltsam, allenthalben diese Verschmelzung der Erniedrigung und der Herrlichkeit in ein und demselben Wesen! „Alles hast Du untergethan zu Seinen Füßen. In dem, daß Er Ihm alles hat untergethan, hat Er nichts gelassen, das Ihm nicht unterthan sei.“ Der das schrieb, hat, so scheint es, noch mehr vorausgesehen, das offenbar werden mußte. „Den aber, der eine kleine Zeit niedriger gewesen ist als die Engel, sehen wir, daß es Jesus ist, durchs Leiden des Todes gekrönt mit Ehre und Preis, auf daß Er von Gottes Gnaden für alle den Tod schmeckte“.“

„Wieder dieser Nazarener!“ murmelte Eleazar, mit den Zähnen knirschend, und schleuderte das Heft von sich, als wäre es eine Schlange.

„Vater, ich habe Dir nicht weh thun wollen; wie konnte ich das wissen?“ rief ganz entsetzt Achsah aus.

„Du hast nichts Böses gethan, liebe Tochter,“ erwiderte er in innigem Tone, „aber es ist besser, daß Du mich jetzt hier allein läßt.“

„Soll ich nicht das Buch aufheben?“ fragte sie schüchtern.

„Nein,“ versetzte er hastig, „nie wieder sollst Du es anrühren!“ Darauf schlich sie sich leise von dannen.

Er aber setzte sich wieder auf die vorige Weise nieder. „Wenn ich doch ebenso leicht die Gedanken auch von mir schleudern könnte, wie dieses Buch!“ sprach er bitter vor sich hin. „Was habe ich gethan, daß der böse Feind mir allenthalben also in den Weg tritt? Habe ich auch nur eine Vorschrift je vernachlässigt, daß ich also alle Macht über mich verloren habe? Habe ich nicht unter denen gesessen, welche die Nazarener zum Tode verurteilt haben und auch nicht eine Silbe zu ihrer Verteidigung gesprochen? Habe ich nicht daneben gestanden und zugeschaut ihren Qualen und auch nicht einen Finger gerührt, ihnen beizustehen, in der Hoffnung, mein Herz dadurch gegen diese entsetzlichen Zweifel zu verschanzen, daß ich in ihre Schande und Strafe einwilligte; und als sie den alten Bischof folterten, habe ich ihn da nicht angeblickt, als ob solche Pein eine Augenweide für mich wäre? Ist nicht einer der Freunde des Richters selbst bleich geworden und hat sein Antlitz von dem widerstrebenden Anblick abgewendet und den heiligen Eifer bewundert, der solchen für mich zu einer Lust wandelte? Und wenn, als ich den sterbenden, unseligen Opfern in die Ohren schrie: „Also mögen umkommen alle Feinde des Herrn!“, mein Herz erbebte und schwach ward und mir zugeflüstert hat: „Solche Qualen hast Du verdient, Zweifler!“ — ist das Sünde gewesen? Und konnte ich es hindern, daß das Bild Abels und des Brudermords, auch das des Jeremias im Gefängnis und der drei Männer im feurigen Ofen vor meine Augen trat? O Du Gerechter, Heiliger und Barmherziger! Du weißt, daß ich meine widerstrebenden Hände gezwungen habe, teil an diesem Hinschlachten zu nehmen! Wird solcher Opferdienst darum Dir minder wohlgefällig sein, weil das Herz mir dabei geblutet, indem ich es darbrachte? Wird das Opfer nicht meine Sünde auslöschen? Habe ich Dir nicht meinen erstgebornen Sohn, um Deine Sache zu fördern, drangegeben? Hast Du mehr von Abraham begehrt? Warum kann ich denn nicht in Frieden zu Dir aufschauen?“ Und so saß er den ganzen Tag da in jenem bitter schmerzlichen Seelenkampf mit sich selbst,

bis der Abend kam, und Achsah leise eine Lampe hereinbrachte und sie schweigend auf den Tisch setzte.

Doch sie konnte es nicht aushalten, ihn so dasitzen zu lassen, und ihren Arm ihm um den Nacken legend, flüsterte sie ihm zu: „Vater, kann ich nichts für Dich thun? Wir sind doch so glücklich mit einander gewesen, als wir nachmittags am alten Brunnen saßen und lasen, und nun scheint alles so umgewandelt.“

Sein Gesicht bebte vor Erregung, als er sagte: „Ach Achsah, hätten wir doch nie diese Lesestunden gehabt! Wenn ich sie doch nur aus meinem Gedächtnis auslöschen könnte!“

„Aber Vater,“ versetzte sie, „es war doch Gottes eignes Wort!“

„Ja,“ erwiderte er ganz kleinlaut und gedrückt, „die Sünde und Dunkelheit ist lediglich durch mich hervorgerufen. Geh' jetzt, mein Kind, Du kannst mir nicht helfen!“

„Kann ich denn gar nichts für Dich thun, Vater?“

„Du kannst für mich beten, Kind! Gott hat die Stimme des jungen Ismael auch gehört und Hagars Augen aufgethan.“

Und sie ging hinaus und rief zu dem Gott Israels für ihren Vater. Und im selben Hause ward bei Tag und Nacht noch anders gefleht im Namen des gekreuzigten Gottessohnes, welchen sie nicht kannten, und in dem doch alles Beten erst wirksam wird.

Als Achsah an diesem Abend ihre Lampe in ihrem Schlafzimmer eben auslöschen wollte, glitt ein Schatten über die Thürschwelle. Sie schob den Vorhang zurück und erkannte Lucia.

„Wo bist Du noch gewesen?“ fragte Achsah.

„Auf dem Dache.“

„Allein? Was hast Du nur da gethan?“

Lucia konnte nun und nimmer durch ein Versprechen sich zu einer Lüge verpflichtet fühlen, viel weniger also durch eine Bitte Schelomiths, deren Erfüllung sie nie versprochen. Deshalb erwiderte sie bloß: „Ich habe gebetet, Achsah!“

„Zu Deinen Göttern? O Lucia,“ rief da das warmfühlende junge Mädchen aus, „wie leid thut mir das doch um deinetwillen, denn ich weiß, daß Deine Götter nicht hören.“

„Ich habe zu Eurem Gott gebetet,“ versetzte Lucia, „und ich w e i ß, Er hat mich erhört.“

„Wie, Du weißt, Lucia? Ach, ich wollte, ich könnte auch solch Gefühl haben."

Da zögerte Lucia einen Augenblick; dann sagte sie: „Ich weiß, Er hat mich gehört, Achsah, denn ich habe im Namen Seines Sohnes Jesu Christi gebetet, der für unsre Sünde gekreuzigt ward."

Darauf zog sich Achsah in ihr Gemach zurück und Lucia in das ihrige. So ging die Nacht dahin. Eleazar lehnte noch immer an seinem Tisch, doch vor ihm lag das griechische Manuskript ausgebreitet. Er hatte es über die Lampe gehalten und sah ruhig zu, wie es zu brennen begann, in der Hoffnung, daß er damit auch seine Zweifel aus seinem Herzen herausbrennen könnte; doch als es so langsam sich verzehrte, traf sein Auge auf einen vertrauten Namen nach dem andern, bis ihn der Inhalt immer mehr und mehr in Anspruch nahm und er die Rolle halb unbewußt auf den Tisch gleiten ließ, während seine innerste Seele den alles überwältigenden Lebensstrom in sich sog, der so viele Tausende von belasteten Gewissen frei gemacht hat. Er hatte so völlige Erfahrung von dem zermalmenden Gewicht der Sünde, und wie machtlos all sein ängstlich Mühen gewesen, auch nur ein Sandkorn davon nehmen zu können, daß, als ihm die wahre Bedeutung all dieser mühseligen Zeremonieen klar wurde und das Bild des himmlischen Tempels, des göttlichen Hohenpriesters und des ewiggiltigen Sühnopfers vor ihm aufstieg aus den Schriften eines, der vom gleichen Joche gebunden gewesen wie er, da schien die Erde vor ihm dahinzuschmelzen und kaum vermochte er sich soweit zurückzuhalten, daß er vor Freuden nicht laut aufschrie. Dann kamen andre Gedanken, wie sie vielleicht nur ein aus Israel Bekehrter hegen kann. Dieser Gottessohn, dieser ewige Hohepriester, dieser glorreiche Heiland war Jesus, der Nazarener, der verraten, verhöhnt, beschimpft und ans Kreuz geschlagen ward (und welche Schmach letzteres in sich schloß, war ihm völlig bewußt) von seinem Volk. Die Juden hatten ihren König, ihren Messias gekreuzigt, und er selbst, er hatte gemeint, Gott einen Dienst damit zu thun, daß er die, welche Seinen Sohn geehret, mit aller nur möglichen Qual verfolgte! Dieser Gedanke war wohl Seelenfolter, doch war er — kaum wußte er's, weshalb — keine Verzweiflung. Es lag über der Gestalt des gekreuzigten Er-

lösers, die sich jetzt also vor ihn hinstellte, etwas, davon er die Augen nicht abzuwenden vermochte, und sollte er auch um des Hinschauens willen den Tod erleiden, und so konnte er die ganze übrige Nacht durch nur weinen und sprechen:

„O Herr Christus, ich habe Dich gekreuzigt, ich!"

Dies auszusprechen, brachte einen unbegreiflich wunderbaren Frieden über ihn, und es that ihm wohl, all die schmähenden Bezeichnungen zu jenem heiligen Namen, all die damit bisher verbunden gewesene Verachtung sich jetzt vor Augen zu führen als eine Ehrenkrone von höherem Wert denn alles, was menschliche Lippen zum Ruhm nur zu sagen vermögen.

„Nazarener, Nazarener, gekreuzigt, verworfen, geschmäht, von Gott verlassen, zerschlagen! Jesus von Nazareth, Galiläer! Du bist der Messias; Du bist unser König in Ewigkeit; keiner, keiner, denn Du allein."

Er sprach den hochheiligen Namen immer und immer wieder aus; der bloße Klang desselben war schon eine Freude; er schrieb ihn auf das übriggebliebene Manuskript, dann preßte er die Buchstaben an seine Lippen, als ob er sich zu dieser kostbaren Erkenntnis mit allen Fähigkeiten bekennen und sie in jedem Sinn in sich hineintrinken möchte. Nicht, als hätte er das Gefühl, ihm sei vergeben, hatte er doch das „Vater, vergieb ihnen!" von den Lippen dessen, den sie ans Kreuz schlugen, nimmer gehört, noch kannte er die Geschichte dessen, der einst diese Worte des Lebens niedergeschrieben; aber er hatte Christum gefunden, Ihn am Kreuz gefunden, dahin sein Volk Ihn gebracht; mit seinen eignen Sünden hatte er Ihn dort angeheftet; mehr zu ertragen vermochte sein Herz nicht.

* * *

Am andern Morgen erhob sich die Familie frühzeitig wie gewöhnlich, um die erquickende Frische des Ostermorgens zu genießen. Doch Eleazar nahm nicht teil an ihrem Frühmahl. Achsah sagte, er sei diese Nacht sehr lange aufgeblieben. So wagten sie seinen Schlummer nicht zu stören. Ein jedes ging seinen gewohnten Geschäften nach; Schelomith in ihren Haushalt; Achsah und Lucia saßen auf ihrem Dache, vom Zelte beschirmt; Benoni

spielte unten umher und spähte von Zeit zu Zeit durch das Weinlaub, ob ihm nicht sein Vater daraus zulächeln würde.

Achsah flüsterte ihrer Mutter zu, was sie in Bezug auf Lucia am Abend zuvor entdeckt habe.

Schelomith hatte es augenscheinlich schon gewußt, darum hielt es Achsah für keinen Verrat an ihren Eltern, Lucia darüber noch weiter auszuforschen, obschon sie mit einem gewissen Bangen den Gegenstand berührte. Lucia gab zu Anfang nur kurzen Bescheid, als sie aber von Achsahs Enttäuschung mit Barchochebah vernahm, dazu auch von jenen Mittagsstunden gemeinsamen Lesens mit ihrem Vater, und den lebhaften, ernsten Anteil nehmenden Ausdruck ihres Angesichts sah, da schien es ihr, als würde ihr nun eine höhere Pflicht zugewiesen; sie erhob ihr Herz im Flehen um Weisheit, und reicher und immer reicher strömte nun ihr lang zurückgehaltenes Empfinden hervor, bis die ganze segensvolle Geschichte — soweit sie selbst sie kannte — von ihren Lippen floß. Achsahs Fragen wurden immer seltener, ihre Aufmerksamkeit immer tiefer, bis sie, als es zu dem „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?" kam, Worte, die der syrischen Maid sogar noch vertrauter sein mußten, als es die hebräischen waren, sich zu Lucias Füßen warf, deren beide Hände erfaßte und ausrief: „Gott sei gedankt, Er hat uns Zeichen gegeben, die nicht irrtümlich verstanden werden können; ich muß es sofort meinem Vater sagen!" Dann schaute sie in atemloser Spannung, doch ohne eine Thräne, Lucia an, bis diese zur Geschichte des Thomas kam. Und als sie nun die Worte hörte: „Reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!", da barg sie ihr Gesicht in Lucias Schoß und schluchzte: „Und keinen Vorwurf, auch nicht ein Wort?"

„Und Thomas sprach: „Mein Herr und mein Gott!"" erwiderte Lucia. „Jesus aber sprach: „Dieweil Du mich gesehen hast, Thoma, glaubest Du; selig sind, die da nicht sehen und doch glauben!""

Darauf erhob sich Achsah, und ihre Thränen strömten über ihre Wangen, als sie mit einem Blicke voll selig frohen Entzückens zum Himmel aufschaute und sagte: „Ich habe nicht gesehen, aber ich glaube, ja ich glaube: „Mein Herr und mein Gott!"

Es folgte nun ein glückselig Zwiegespräch; war Achsah doch völlig gewiß, daß ihre ganze Familie sich zum Glauben bringen lassen müsse, und daß endlich ihr Vater zum Frieden kommen würde.

So ging der Tag weiter hin, bis Benoni zu ihnen kam und schier gekränkt ausrief: „Vater sieht heute gar nicht aus dem Fenster, Schwester!"

Da erschrak Achsah und erblaßte.

„Wir haben alles vergessen!" sagte sie, und sie eilten rasch hinunter.

Leise und behutsam trat Achsah in die kühle Marmorhalle. Eleazar saß noch fast in der gleichen Haltung da, wie am Abend zuvor, neben ihm die ausgebrannte Lampe und das halbverkohlte Manuskript. Sein Schlummer dünkte sie wunderbar schwer und tief; sanft legte sie ihre Hand auf seine Schulter; doch er rührte sich nicht. Dann sprach sie seinen Namen aus, weich und leis zuerst, dann immer lauter, bis ihre Stimme sich zu dem Schmerzensschrei erhob: „Vater, Vater!"

Aber er gab keine Antwort. Nun stürzte sie hinaus, ihre Mutter zu holen.

Der alte Mann war tot. Die unverhoffte Freude hatte die schwachen Fäden des Lebens durchgerissen. Seine Augen hatten seinen Heiland gesehen; nun konnte der müde Geist in Frieden fahren. Welche Worte können das tiefe Weh aussprechen, das dem ersten lähmenden Entsetzen folgte, all das tausendfache Bedauern, das Gedenken an all die liebevolle Sorgfalt, damit sie ihn so gern überströmt, an all die Angst, die sie ihm so gern erspart hätten! Und da lag nun das bleiche, liebe Antlitz vor ihnen mit den geschlossenen Augen und den so ausdrucksvollen Lippen, die doch nimmer etwas ausdrücken konnten und nur sagten: „Alles ist umsonst."

Aber mehr denn auf allen übrigen lastete das Leid auf Achsah, und keine Thräne kam in ihre Augen. Es war nicht bloß deshalb, weil sie ihm das Manuskript, das ihn so erregte, gebracht hatte, nein, noch Schwereres bedrückte sie. Ein Leid, das keinen lindernden Trost mit sich brachte, denn es umdunkelte ihr die

Ewigkeit. Als sie aber an diesem Abend, nachdem sie die Mutter überredet, sich niederzulegen, sich mit Lucia neben die Leiche zur stillen Wacht niedergesetzt und bereits manche Stunde in Schweigen vergangen war und Lucias liebevolle Trostesworte auch nicht ein Wort der Erwiderung ihr entlockten, da schien Achsah schließlich die Pein nicht länger ertragen zu können, und so erzählte sie Lucia mit gefaßter, herb klingender Stimme den Vorgang des gestrigen Abends. Dann erhob sie die brennenden Augen zu Lucia und sagte:

„Sieh, wenn ich den Gedanken, die jene heiligen Stunden des Lesens in mir erweckten, Raum gegeben, sie ihm ausgesprochen, ihn wahrhaft lieb gehabt hätte, wenn ich überhaupt mehr als mein armseliges und so feiges Selbst geliebt hätte, so würde er gewiß zum Glauben gekommen sein! Er war so ehrlich, so lauter und mutvoll; er würde sicher geglaubt und alles drangegeben haben."

Lucia hatte das Gefühl, daß hier alle Versuche des Beschönigens oder des zarten Widerspruchs, der Gegenvorstellung sich als nichtige, eitle Worte gegenüber dieser Wahrheit, diesem tiefen, thränenlosen Weh erweisen würden. Darum neigte sie ihr Haupt und schwieg.

Endlich fiel ihr Blick auf das noch immer auf dem Tische ruhende Manuskript. Achsah vermochte es nicht anzurühren, und die andern hatten nicht darauf geachtet. Da gewahrte Lucia unten auf dem einen Blatte frische Schrift; vor kurzem erst konnte sie niedergeschrieben sein. Sie stand auf, um sie zu entziffern.

Sie traute ihren Sinnen kaum, als sie dort in griechischer Sprache las: „Jesus von Nazareth, König der Juden."

Darunter stand ein Satz in andrer Sprache; schließlich rief sie Achsah herzu. Ehe sie aber diese fragen konnte, was dieser Satz hieße, kniete Achsah neben der Leiche nieder und badete die kalte, regungslose Hand mit ihren Thränen und schluchzte in derselben Sprache, darin jene Worte geschrieben waren, hervor: „Jesus von Nazareth, für unsre Sünden gekreuzigt, der Messias, geheiligt sei Dein heiliger Name in Ewigkeit! Du bist der König von Israel. Du bist der Sohn Gottes." Und dann kehrten all die süßen Erinnerungen an ihres Vaters Liebe wieder, an das

Lächeln, das er stets für sie gehabt, an die liebe Hand, die so oft ihr sich aufs Haupt gelegt, um sie zu segnen. Sie kniete nieder und weinte und betete und sagte Gott Dank, indes Lucia von Zeit zu Zeit vom Heiland sprach, der auferstanden ist, und von der Auferstehung, die dereinst geschehen soll. Denn die teure Gestalt, die dort ruhte, war nun auch Christi Eigentum, und die Stimme, die da erwecken wird alle, die da schlafen, würde dem nicht mehr fremd klingen, den seines Kindes Stimme nimmer zu erwecken vermochte.

Azor kam und las in ehrfurchtsvollem Schweigen die Worte, welche seiner Schwester solche neue Lebenshoffnung gebracht; dann sagte er im Tone der Bitterkeit: „Alles andre ist besser als jener tyrannische Betrüger Barchochebah."

Schelomith schien von der Sache nicht allzusehr erfaßt; sie sagte nur: „Das einzige glückselige Sterbebett, das ich je erblickt, ist das meiner Schwester gewesen, und sie glaubte dasselbe."

Als aber Achsah dann mit ihr sprach und das ganze wundersame Friedensevangelium allmählich vor ihr entfaltete, da schien Schelomith es ganz wie naturgemäß, als eine alte, wohlbekannte Geschichte hinzunehmen und darin auszuruhen ohne irgend einen großen Ausbruch der Freude, aber mit stillem Dank und vollem Vertrauen.

Am andern Morgen begruben sie ihren Entschlafenen in aller Stille, um den jüdischen Wehklagen und Trauerförmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, obgleich sie sehr wohl wußten, welchen Verdacht sie dadurch erregen, in welche Gefahr sie sich damit bringen konnten.

Also ward inmitten des Zentrums der Stadt jenes „falschen Christus" eine ganze Familie in die Hürde des guten Hirten eingeführt und inmitten der lärmenden Herrschaft des fremden Aufrührers und Gewalthabers ein Häuflein dem Reiche des Friedensfürsten einverleibt und unterthan gemacht.

Nur Azor schien noch nicht recht befriedigt. „So ist also Israel für immer verworfen? Soll die Erde nimmer ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit kennen lernen?" pflegte er wohl zu fragen.

Hierauf aber wußte Lucia ihm keine Antwort zu geben. Der Patriotismus, der das Herz St. Pauli durchglühte, war ihr fremd. Sie wußte von dem himmlischen Vaterland, von dem Jerusalem, das droben ist, von der einen Familie im Himmel und auf Erden, der großen Wahrheit am Anfang und am Ende, schlichtester und doch höchster Art; doch von den sich dazwischen noch offenbarenden Zielen Gottes, die einen so großen Teil der Prophezeiungen des Alten Testaments bilden, wußte sie nichts. Sie konnte das nur sagen: „Er wird wiederkommen in Herrlichkeit und alle Seine heiligen Engel mit Ihm, und dann wird uns alles offenbar werden.“

Für Achsah und Schelomith, die in Wahrheit Jesum ihren Herrn zu nennen gelernt, war solches genug, doch Azor erschien es hart, daß all die seinem Volke gegebenen alten Sonderverheißungen so zusammenschmelzen sollten. Es machte ihn bestürzt, daß also die Hälfte der Heiligen Schrift so wundersam ausgelegt und buchstäblich erfüllt worden war und die andre Hälfte von einem Nebelschleier allgemeiner Segnungen umhüllt blieb. Dennoch war er überzeugt, daß das, was er gehört habe, wahr sei, und darum sah er voll Ungeduld weiterem Lichte entgegen.

Unterdes berieten sie häufig miteinander, was für Schritte zunächst von ihnen gethan werden müßten. Achsah meinte, sie müßten dableiben und ihren Glauben, den Glauben, darin ihr Vater starb, offen bekennen. Schelomith verhielt sich passiv. Sie war zufrieden, dort zu sterben, wo ihr Gatte gestorben war, und ebenso, dorthin zu gehen, wohin ihre Kinder gingen. Azor hatte, obschon von der Wahrheit des Christentums äußerlich vollkommen überzeugt, doch noch nicht jenes inwendige Zeugnis des Geistes vom Heiland empfangen, das seiner Schwester den Gedanken an das Märtyrertum zur seligen Freude machte. Lucia aber, die besser als sie alle wußte, was es mit dem Märtyrertum auf sich hatte, und die auch noch lichtvollere Aussichten und Hoffnungen für dies Leben hegte und noch kindlicher sich auf die Obhut und liebende Fürsorge Gottes, auch in den kleinsten Dingen, verließ, sehnte sich, aus der sündenbefleckten Stadt herauszukommen. Sie sagte, daß ihnen geboten sei, der Verfolgung zu entfliehen, nicht sie aufzu-

suchen, und sie flehte aus tiefstem Ernst alle Abend und Morgen, ihren Liebsten wieder zugeführt zu werden. Jetzt wollte es sie nun dünken, als läge der Weg für ihre Rückkehr offen vor ihr.

Doch in Jerusalem schien sich alles mehr und mehr zu umnachten. Die Römer hatten wiederholt die Anhänger des „falschen Christus" geschlagen. Mit diesen Niederlagen kehrte Roms altes Prestige wieder; Niederlagen wiegen in einem religiösen Kriege doppelt schwer, weil dadurch Betrug im Spiel erscheint. Der scharfsichtige Mut der Hoffnung gab gar rasch der ungestümen, blind vorwärts stürmenden Verzweiflung Raum, und solche kann, wenn auch zum Sterben fähig machen, so doch nicht den inneren Kampf stillen. Es brachen lange niedergehaltene Eifersuchtsbewegungen aus. Wenn etliche düster dreinblickten, wurden sie für ungläubig angesehen; und waren sie fröhlich und feierten mit einander, so klagte man sie des Verrats an. Die unglückselige Stadt vereinigte das Elend einer Tyrannenherrschaft mit dem eines gesetzlosen Heerlagers. Keiner traute dem andern. In den Häusern ward der Mord etwas Häufiges, und in den Straßen wogten blutige Kämpfe und Zänkereien. Was aber über das alles ging, das war die furchtbar drückende Überzeugung, die auf den Gemütern der mehr zum Nachdenken Geneigten lagerte, daß sie des Himmels Zorn dadurch auf sich herabgerufen, daß sie einen Dieb und Mörder als ihren Messias erwählt hatten.

„Was haben denn die Leute gewollt, Lucia," so fragte eines Tages der kleine Benoni, als sie sich mit ihm allein befand und ihn unterhielt, „daß sie uns heute so böse angeschaut haben, als wir durch die Straßen gingen, und von einem Opfer gesprochen haben? Werden noch andre Dinge geopfert als Lämmer?"

Lucia aber schauerte zusammen und wandte das Gespräch ab, indem sie ihm die Geschichte von Iphigenia erzählte.

„Aber ich weiß doch noch eine viel schönere Geschichte," meinte der Kleine, „die hat so hübsch geendet." Und nun erzählte er in seiner kindlichen Weise das Opfer Isaaks. „Und Gott hat einen Widder gefunden, Lucia," so schloß er „und Abraham hat seinen Sohn wieder mit nach Hause genommen zu seiner Mutter. Gott

hat den Knaben nicht wollen töten lassen, sagt Mutter, denn Er ist sehr gut."

„Ja, Gott hat Ihm ausersehen ein reines, unbeflecktes Opferlamm," erwiderte sie ihm.

Und er wunderte sich im stillen, warum ihre Augen dabei voll Thränen wurden.

Neuntes Kapitel.

Am nächsten Morgen verließ Azor das Haus, ehe es Tag wurde, und die Leute waren kaum an ihr Tagewerk gegangen, da stürzte einer der Sklaven herein in den Hof, wo Schelomith und die Frauen ihr Frühmahl einnahmen.

„Sie kommen die Straße heraufgezogen, ganze Scharen," sagte er, „und drohen uns zu ermorden."

„Sie kommen, mich zu holen," sagte Lucia aufstehend und wollte fortgehen, „ich bin das Opfer."

Da faßte Schelomith sie beim Arm.

„Wo willst Du hingehen?"

„Ihnen entgegen," sagte sie leise.

„Bist Du von Sinnen, Lucia? Weißt Du denn nicht, daß Blut nach mehr Blut dürsten macht? Bleibe um unsertwillen! Ist nicht Dein Gott unser Gott?" fügte sie in ruhigerem Tone hinzu.

Das Kind klammerte sich an Lucia an, und bevor diese sich von ihm loszumachen vermochte, schritt Achsah rasch durch die völlig bestürzten Sklaven und verriegelte die äußere Thür. Im nächsten Augenblick ertönten heftige Stimmen draußen auf der Straße, und wuchtige Schläge dröhnten wider durch den schmalen Gang, der die Straße von dem Atrium trennte, wo die Frauen samt den Sklaven sich furchtvoll an einander schmiegten. Lucia erhob ihr Herz in einem Schmerzensschrei des Gebets himmelan. Sollte es über sie beschlossen sein, daß dieses Haus um ihretwillen vernichtet ward, die doch von ihm so treuen Schutz empfangen? Und indem sie also flehte, war es, als ob ihr Herz das Lächeln eines Vaters

schaute, und mit einem neuen, freudig hoffenden Mut, den sie selber nicht begreifen konnte, ordnete sie eine Art Verteidigung an. Die Thür konnte, obschon sie schwer war, doch nicht lange widerstehen, aber auf dem schmalen zu ihr führenden Gange ließ sich eine Barrikade erbauen. Was nur irgend Gewichtiges im Hause war, ward auf einander gehäuft. Sie gruben sogar die Pflastersteine des Hofes auf, um die Scheidewand stärker zu machen, und als sie dieses gethan, warteten sie eine Weile schweigend das Weitere ab.

Aber die schwachen Schranken mußten schließlich doch weichen. Ein jeder gewonnene Augenblick war nur hinausgeschobener Tod. Diese Überzeugung drängte sich in der dem Verschanzen folgenden Pause allen auf.

Lucia stieg auf das so wohlbekannte Dach, Umschau zu halten, wo sich etwa irgend ein Zufluchtsort noch fände? Auf der einen Seite, wie bereits erzählt ist, erhob sich die Mauer des Hauses in gleicher Linie mit dem Fels, auf welchem die Stadt erbaut war. Scharf musternd spähte sie über den steilen, glatten Abhang, bis ihr Auge auf einem schmalen Absatz haften blieb unterhalb des Fundaments ihres Hauses. Das konnte einen Zufluchtsort abgeben. Wie aber dahin gelangen, das war ein Geheimnis; jedoch alles andre war dem vorzuziehen, in die Hände einer tobenden Meute zu fallen. Rasch flog sie ins Haus zurück, und in einem Augenblick war alles, was dasselbe an Schnüre und Bändern besaß, zu einer Strickleiter zusammengeschlungen, und rasch eilten sie wieder aufs Dach, um sie dort fest zu machen; doch sie war noch zu kurz. Die Schläge donnerten fort; Holz wie Eisen begann zusammenzuknacken. Nun warf Lucia ihren Obermantel ab, der ihre Tunica bedeckte; die andern Frauen thaten das Gleiche; drauf flocht man die Umhänge an einander; endlich war die Leiter lang genug.

Mittlerweile hatten etliche Sklaven sich auf die Dächer von Nachbarhäusern geflüchtet, für sie wohl eine sichere Bergungsstatt, nicht aber für irgend einen von denen, gegen welche die Rachlust des Volkes hauptsächlich gewendet war. Ein Sklave blieb noch, um die Leiter zu halten, auf welcher Lucia, Schelomith, Achsah

und Benoni die schmale Felsenplattform wohlbehalten erreichten. Dann warf er die Leiter ihnen nach und entfloh.

Doch auch an diesem Ort war die Sicherheit eine höchst mißliche. Unter ihnen senkte sich der Abhang gar steil zum Thale hernieder; über ihnen ragte das Haus, mit dem sie doch alle ihnen einzig noch zu Gebote stehenden Verkehrswege abgeschnitten hatten. Jetzt erschien ihnen der Tod, der ihrer hier wartete, schrecklicher als der, dem sie entronnen waren. Schelomith blickte auf ihr Bübchen, Achsah auf ihre Mutter, und Lucia war es, als ob sie die Mörderin ihrer aller sei, und sie schaute auf zu dem schwarzen Felsen, als ob er minder undurchdringlich wäre als die sonstigen sie umgebenden Schwierigkeiten. Wie ihr Auge also an ihm herumschweifte, nahm sie am äußersten Ende ihrer Plattform einen mit Mauerwerk ausgefüllten, kunstlosen Bogen wahr. Hastig darauf zugehend, drückte sie mit aller ihrer Kraft gegen einen der kleineren Steine. Er gab nach und fast eher noch, als sie zurückspringen konnte, fiel das ganze lose, durch das Entfernen dieses einen Steines aus dem Gefüge gebrachte Mauerwerk mit großem Krach ins Thal hinunter, die Öffnung dadurch freimachend. Es war der Eingang in eine Höhle. Im selben Augenblick hörte sie ein grelles Aufjubeln von oben her. Die Meute mußte ins Haus eingedrungen sein. Die Frauen kauerten sich angstvoll an der steilen Felswand zusammen; doch ehe das Echo des letzten herniederrollenden Steines in dem tiefen Thalgrund verhallt war, hatte sie Lucia in das Versteck hineingezogen. Als dann das wüste Geschrei oberhalb immer wirrer und wilder ward und Benoni vor Angst laut aufschrie, nahm Lucia ihn aus seiner bebenden Mutter Arm und wußte ihn durch liebreiches Zureden mit ihrer holden, herzgewinnenden Stimme zu beruhigen und zum Lächeln zu bringen.

Achsah hatte, ehe es zu jenem Gespräch auf dem Dache kam, sich kaum mit Lucia in irgendwelche Unterhaltung eingelassen. Sie hatte sie als Heidin sogar gemieden, sie auch für ziemlich kindisch angesehen, und wenn sie das holde Lachen der jungen Griechin dem ihres Brüderleins antworten hörte, so sagte sie wohl bei sich: „So würden hebräische Weiber nimmer ihre Trauer kundthun; ich würde mein Lieben anders beweisen; als auf diese Weise.“

Und jede neue Anstrengung, die Lucia machte, um dem Hause, das ihr Obdach gab, nicht zur Last zu fallen, schien Achsah bloß ein Beweis von dem leichten, kühlen Herzen der Griechen. Sie würde ihr jedenfalls mehr heldenhaft erschienen sein, wenn sie ihrem Leide Raum gegeben, sich in einen Winkel gesetzt, nicht gegessen und sich langsam im Gram verzehrt hätte. Eine Märtyrerin, die lächeln konnte, Guirlanden flechten, mit einem Kinde spielen und schwatzen, war nicht nach ihrem Geschmack. Und noch heute morgen hatte sie sich dem bittern Gedanken überlassen, daß Lucia nicht fühle, wie teuer sie ihnen zu stehen komme.

Doch jetzt schien sich ihr ein neues Licht zu erschließen, und neben Lucia sich niedersetzend, sagte sie zu ihr: „Lucia, ich bin ungerecht gegen Dich gewesen; Du hast uns allen das Leben gerettet."

„Ist das wohl schon jetzt zu behaupten?" fragte jene verwundert.

„Du siehst wenigstens so aus, als ob es so wäre," meinte Achsah.

Da blickte ihr Lucia hellen Auges ins Gesicht und sagte leise: „Wir sind geborgen; denn Gott weiß, wo wir sind."

Achsah schwieg; sie fing an, Lucia zu begreifen, den Glauben zu verstehen, der das Martyriumsheldentum mit der fröhlichen Zuversicht eines Kindes zu vereinigen vermag.

Unterdessen beschäftigte sich Lucia, nicht ahnend, welche Lektionen sie lehrte, damit, einige Datteln und Kastanien, die sie noch in aller Eile in ihrem Mantel unterzubringen gewußt hatte, für den kleinen Benoni hervorzuholen. Das vertrieb ihm die Zeit, bis er schläfrig wurde, und Schelomiths Schwäche verschwand, als die Mutter den müden Knaben in ihre Arme nahm und er gar bald sanft einschlummerte.

Über ihnen währte der wüste Lärm weiter, und ein paarmal dachten sie bereits, als schwere Steine, ja Tische und Bänke, die die enttäuschte Menge ins Thal schleuderte, ganz in ihrer Nähe zu Boden sanken, daß ihr Versteck entdeckt sei. So saßen sie und schauten sich an, stundenlang, in der größten Sorge, durch irgend ein Bewegen das Kind aufzuwecken, das sie dann leicht durch

erschrecktes Rufen hätte verraten können. Doch friedlich schlummerte er weiter, als ob die steilen Felswände für ihn durchbrochen seien und die Sonne hindurchschimmere, und der Anblick des schlummernden Kindes strömte ein Gefühl des Friedens in die Herzen derer, die über ihm Wache hielten.

Endlich hörte der schreckliche Lärm oben auf; dann aber dünkte sie die nun folgende Stille noch schrecklicher, als die Dämmerung sich über das tiefe Thal herniedersenkte und wie eine schwere Bürde auf die Herzen der Flüchtlinge fiel. Unfähig waren sie drum, noch heut abend ihre Höhle weiter zu durchforschen. Lucia löste Shawls und Mäntel aus dem Geflecht ihrer Leiter, und in diese gehüllt, versank sie samt Achsah, sich einander in den Armen haltend, in Schlummer.

Schelomith saß und hielt Wache bei ihrem Kinde.

„Es ist recht so," dachte sie, ihr Herz emporhebend, so daß solch Selbstgespräch zum Gebete ward, „doch es war nicht bloß Furcht, die mir die Lippen verschloß, mein Glaube war noch gar schwach und durch tausend Zweifel umdunkelt. Ich wäre gern gestorben, doch wer hätte dann diese hier zu Dir zu weisen vermocht? Du hast sie mir gegeben; wie hätte ich in den Himmel einziehen dürfen ohne sie? Aber ich sehe es jetzt alles ein. Ich dachte, ich wollte Dich ehren, aber ich hätte Dir folgen sollen; ich meinte meine Liebsten zu retten, und Du starbst, um sie zu retten, und ich konnte Dir nicht vertrauen."

Als Lucia diesen Morgen aufwachte, sah sie die Mutter noch am gleichen Platze sitzen wie am Abend vorher, das Kind auf ihrem Schoß.

„Wie selbstsüchtig bin ich gewesen!" sagte sie. „Ich habe doch nicht länger als eine Stunde schlafen wollen."

„Schelomith lächelte. „Den Seinigen giebt er Schlaf," erwiderte sie.

„Aber," sagte da Lucia in rührendem Ton, „Dich hat Er doch auch lieb."

„Das weiß ich wohl, liebe Schwester," lautete die sanfte Antwort. „Er hat zu hohen Preis gezahlt, es uns zu beweisen, als daß wir zweifeln dürften."

Lucia ließ sich nun nur mit Widerstreben bereden, etliche Datteln zu essen, und begab sich sodann an die Untersuchung der Höhle.

Glücklicherweise erwachte Benoni höchst vergnügt und schien geneigt, die ganze Sache als ein für seine besondere Unterhaltung ausgedachtes Extrapläsir zu halten; er kletterte über die rohen Felsblöcke und freute sich lebhaft an dem die Wände zum Teil ganz umhüllenden Moos, an dem dürren Grase vor dem Eingang, und so schwirrte er wie ein Bienlein umher und summte Liederverse vor sich hin.

Die Höhle war augenscheinlich sehr kunstvoll, und es fragte sich für sie nun darum, ob sie bloß eine Grabes- oder Bergungsstätte war, die man in den Felsen hineingehauen, oder ob sich ein Durchgang zu einem der vielen unterirdischen Gewölbe der Stadt finden ließ. Wohl zog sich die Höhle weit hinein in den Fels, doch ach, sie ward immer schmaler und niedriger, je weiter sie kamen. Die Furcht lag nun nahe, daß sie vom Thale her ausgehauen worden, und daß also der einzige Ausweg dorthin führte; dennoch krochen und kletterten sie vorwärts unter dem losen Gestein, bis das Licht ganz verschwand. Da sah Achsah plötzlich einen schwachen Schimmer von der gegenüberliegenden Seite her; er ward deutlicher; doch gerade in dem Moment, wo ihnen die Hoffnung anbrach, neigte sich das Dach abermals, und es ward unmöglich, auch nur einen Fuß breit weiter zu dringen. Sie tasteten und krochen ein Weilchen noch umher in der vergeblichen Hoffnung, von dem Gestein des Mauerwerks etwas ablösen oder doch einen Ausweg entdecken zu können, bis sie es aufgaben und zurückkehrten. Schelomith brauchte sie nicht erst zu fragen; ihre Gesichter sagten es alles hinreichend. Achsah fiel ihrer Mutter um den Hals und weinte bitterlich.

„Ach Mutter, Mutter, so ohne jegliche Wahl den Tod vor sich zu haben und langsam dahinzusiechen, ihn so Schritt vor Schritt kommen und näher rücken zu sehen! Ich wäre so gern mit dem Bekenntnis zum Messias gestorben, doch dies ist schrecklich; so dunkel, so ganz vergeblich!“

Gern wollte Lucia ein paar Worte rechten Trostes sagen, doch sie wollten nicht kommen, und Mutter und Tochter mit einander sich ausweinen lassend, nahm sie den kleinen Benoni und erzählte ihm von jenen segensreichen heiligen Geschichten, die früher ihn zu lehren und ihm lieb zu machen, sie für nicht recht loyal gehalten hatte. Als sie die Geschichte vom Töchterlein des Jairus eben beendete und ihr kleiner Zuhörer sein ernsthaftes, regen Anteil nehmendes Gesichtchen, darauf der Ausdruck ihres eignen sich widerspiegelte, zu ihr emporwendete, um mehr zu hören, sah sie, daß Achsah sich schweigend neben ihr niedergelassen und ebenso andächtig wie ihr Brüderchen lauschte. Der alte, hochfahrende Ausdruck ihrer dunklen Augen war weich und milde geworden; dafür lag ein tief banger, bekümmerter Blick darin. Lucia fuhr mit Erzählen fort, eine Geschichte nach der andern aus den Evangelien, bis das Kind müde ward und zurückkehrte zu seinem Spiel; doch Achsah hörte weiter zu, anfangs schweigend, dann sagte sie am Schluß:

„Ach, Lucia, hätten wir doch als Märtyrer sterben dürfen! Aber so wie Flüchtlinge und Feiglinge hier umzukommen!"

„Ist denn das nicht schon viel, als Gläubige zu sterben?" erwiderte Lucia sanft.

„Aber ich hätte so gern für Ihn irgend etwas gethan, sterbend noch also für Ihn mit meinem Munde gezeugt, daß andre dadurch Ihn kennen, Ihn anbeten gelernt!"

„Hast Du solches um Seinetwillen Dir ersehnt?" fragte da Lucia.

„Denk' doch, was Er für uns geopfert hat!" gab Achsah mit stockender Stimme hierauf zurück. „Und durch nichts, gar nichts Ihm das vergelten zu dürfen!"

„Aber, teures Herz," sagte Lucia, „sind wir nicht Seine Diener? Und hat Er uns dieses und nur dies als unsre Aufgabe gestellt, muß es da nicht eben gerade dies und nur dies sein, was Ihm beliebt? Will Er nicht Liebe von uns haben? Und ist nicht Gehorsam der einzige Prüfstein der Liebe? Und ist nicht der Gehorsam der Unterwerfung in Seinen Willen Ihm ebenso wertvoll wie der Gehorsam des Martyriums?"

Achsah sah gedankenvoll vor sich hin; dann umleuchtete ein helles Lächeln ihr Angesicht, und sie sprach: „Es muß wohl wahr sein. Wir können sogar dies für Ihn erdulden. Und, Lucia, ob Sein Lächeln des Wohlgefallens uns hier wohl ebenso umstrahlen wird als die Märtyrer, die jener „falsche Christus“ quälen ließ?“

„So jemand Mein Diener sein will, der folge Mir nach!“ sagte Lucia weich. Darauf versanken beide in Schweigen.

Ab und zu sprachen sie auch wieder unter einander. Lucia erzählte ihnen von den Aposteln, die dastanden und aufschauten gen Himmel, als der Herr hinaufgefahren war, bis die Engel sie mit der Verheißung, ihr Herr werde wiederkehren, heimschickte. Dann von den ihnen von Ihm geweissagten Drangsalen, von der letzten großen Anfechtung, von dem letzten furchtbaren Antichrist, dessen Herrschaft ein Ende zu machen Er wiederkommen wolle.

„Ist dies nicht schon wie diese Zeit?“ fragte Achsah.

„Der Bischof und Irene sind nicht der Ansicht gewesen,“ erwiderte Lucia, „obgleich sie sagten, daß jene wunderherrliche Freude uns zu jeder Stunde zu teil werden könnte.“

Darauf sagte sie ihnen von dem „Zeichen des Menschensohnes“. Sie waren der Meinung, daß ein feuriges Kreuz sich über dem Himmel wölben und Seiner Ankunft unmittelbar vorangehen würde. Und dann sprach sie von dem himmlischen Jerusalem und dem Thron, auf dessen Mitte sei das Lamm, das erwürget worden, und von der Stadt, deren Leuchte Gott sei und das Lamm.

So saßen und sprachen sie mit einander zwei Tage lang. Doch am Abend des zweiten Tages wurden sie stumm und still. Sie hatten den ganzen Tag nichts gegessen, und nun war selbst für das Kind nichts mehr vorhanden. Erst ward es heftig, dann weinerlich vor Hunger und wollte nicht mehr spielen.

„Wann kommt mein Vater?“ fragte es. „Weshalb holt er uns nicht fort von hier oder bringt uns Brot zu essen?“

Schelomith nahm ihn auf ihren Schoß und suchte ihn zu beruhigen, doch vergeblich. Dann sagte sie, halb besorgend, er werde sie nicht verstehen: „Dein Vater wird nicht herkommen, Benoni, aber Jesus, der Messias, wird es thun.“

Da klärte sich das kleine Gesicht auf, und leise fragte er: „Mutter, wann?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte sie. „Er hält jetzt Wacht über Dir, obschon Du Ihn nicht sehen kannst, und Ihm wird es wohlgefallen, wenn Du recht geduldig bist."

Da schmiegte sich das Kind an ihre Brust und schlummerte still ein. Es erwachte mit einem fieberhaften Verlangen nach Brot. Seine Mutter flüsterte ihm abermals den Namen über alle Namen zu. Da zuckten die ausgetrockneten Lippen einen Moment und thaten sich zu einem Lächeln aus einander. Dann lag es still, stundenlang; mehr und mehr neigte sich das Köpfchen, bedeckte das Gesicht sich mit Rot, bis, als das Fieber zu steigen begann, sein Geist herumirrte zu ihrem Landhäuschen samt dem Weinberge und dem Brunnen, und dann sprach er von lichten Bildern, die sie nicht sehen könnten, und dann breitete sich die Weihe einer Engelsfreude über sein Kindesangesicht. Er hörte nicht auf, einen jeden von ihnen mit Namen zu rufen. Aber die Nacht brach herein, und damit hörte auch das auf. Bleich und eingefallen wurden die Bäckchen, und mit schwacher, wieder natürlich klingender Stimme murmelte er leise: „Mutter!"

Sie richtete sein Haupt in die Höhe und fragte flüsternd: „Bist Du müde, mein Benoni?"

Da heftete er die großen, klugen Augen auf sie und murmelte: „Er nimmt die Lämmer in Seine Arme." Dann blickte er auf mit wundersamem, ernstem Lächeln und seufzte: „Herr Jesus!" Und fast noch ehe der heilige Name ihm von den Lippen geglitten, war das Kind zu Ihm geholt, und auf dem Schoß der Mutter lag die kleine, entseelte Gestalt.

Keiner von ihnen weinte. Sie hofften ja, so bald wieder mit ihm vereint zu sein. Doch da die Schatten der Nacht sie umfingen, schmiegte Achsah sich dicht an Lucia und sagte: „Sieh', jetzt kann ich Dich und die Mutter sterben sehen und nachher selber sterben, und doch werde ich gewiß sein, daß ich nicht allein bin."

So ging die Nacht dahin; unruhig war sie. Durch das Thal heulte der Wind, und mit ihm kamen noch unheimlichere Töne, wild und wirr, voll Wehelaut und Kriegesgeschrei. Außer-

halb ihres lebendigen Grabes lebte, hoffte und fürchtete die Welt weiter.

Achsah sprach: „Jetzt sind alle, die uns teuer, dort oben.“

Dieser Gedanke durchströmte das Herz Schelomiths mit neuem Leben, und aufmerksam lauschte sie jetzt.

Immer lauter wurden die Töne um sie her und immer heftiger, auch über ihnen und unter ihnen. Aus der Tiefe des Thales schimmerten Fackeln herauf. Dann, als es Morgen wurde, vernahmen sie das Zusammenkrachen von Mauern, hörten es näher und näher, als plötzlich der starre Fels über ihnen zu wanken schien, so dicht und entsetzenerregend war das Geräusch. Sie bedeckten ihr Angesicht, bis es vorüber war. Achsah klammerte sich fest an ihre Mutter. Da wurden sie aus der todesartigen Betäubung, in die sie versunken waren, plötzlich herausgerissen.

Lucia blickte empor in der Erwartung, das Zeichen des Menschensohnes, das Feuerkreuz, am Himmel erglänzen zu sehen. Doch statt dessen strömte nur das stille, klare Tageslicht in ihre Höhle hinein von jener andern Seite her.

Die Mauerwölbungen waren eingefallen, und das drohende Verderben, das unter den Streitscharen des „falschen Christus“ eine Panik verbreitet hatte, brachte den Gefangenen Befreiung. Die drei Frauen schlossen einander in die Arme und weinten vor Freuden, und teure Namen, die auszusprechen sie seit Tagen bereits nicht mehr gewagt hatten, kamen wieder auf ihre Lippen. Sie hatten es nicht gewußt, wie kostbar das Leben ist. Doch Schelomith hielt ihres Knaben Leiche umschlungen, und nun zum erstenmal strömten ihre Thränen darüber.

Jedoch immer noch umwogte sie Kriegsgetön. Lucia brachte es nach vielem Bitten dahin, daß Achsah bei ihrer Mutter blieb, indes sie hinaufkletterte ans Tageslicht, um zu schauen, was dort geschehe. Sie kam dicht an ihr altes Heim. Es war ein Trümmerhaufen; aber die Straße war menschenleer. So schlich sie behutsam in die so wohlbekannten Räume hinein, fand auch Wein, Brotreste und Früchte achtlos umhergestreut. Sie rasch zusammenraffend und noch einen Krug mit Wasser füllend, flüchtete sie sich in ihr

Versteck zurück, gerade noch zeitig genug, um einer Schar herumspähender Leute in Waffen zu entgehen.

Nun setzte sie Schelomith und Achsah das Mitgebrachte, das sie bis dahin noch nicht angerührt hatte, vor. Dann aber sank sie, von Hunger, Furcht und all den verschiedenartigen Empfindungen der letzten Tage überwältigt, ohnmächtig neben ihnen hin.

Was nur ihr an Liebe und Fürsorge zu erweisen möglich war, wurde ihr zu teil, und so hingenommen waren sie hiervon, daß, ehe sie noch einen Schritt gehört, ein römischer Kriegsmann vor ihnen stand.

In einem Augenblick lag er neben Lucia auf den Knieen und hatte ihr Haupt dicht an seine Brust gelehnt und überschüttete sie mit den zärtlichsten Liebesworten in einer Sprache, welche die beiden hebräischen Frauen nicht zu verstehen vermochten. Für Lucias Ohr aber waren diese Worte und Töne der Gruß des Lebens. Die matten, schwachen Augen thaten sich auf, und sie hauchte ihres Gatten Namen: „Cyril!“ Dann murmelte sie: „Mein Kind!“ und schloß die Augen abermals. Eine Zeitlang lag sie wieder regungslos wie unter einem Banne da, dann aber ermannte sie sich, sah lächelnd auf Achsah und Schelomith und sagte: „Cyril, meine Mutter und meine Schwester.“ Darauf wollte sie aufstehen, aber sie vermochte sich nicht aufrecht zu erhalten und sank wieder auf das steinichte Lager zurück.

Jetzt sah ihr Gatte zum erstenmal ihre Gefährten, und zum alltäglichen Leben wieder zurückkehrend, dachte er jetzt, so schien es, an das, was er noch zu thun hatte. Mit freundlichem Worte seine Gattin der Fürsorge Achsahs anheimbefehlend, erhob er sich, um wieder hinauszugehen. Da aber hing sich Lucia an seinen Arm voller Herzensangst. „Cyril, zusammen laß uns sterben,“ sagte sie, „gehören wir doch zu einander!“

„Aber Du bist ja hier in Sicherheit,“ erwiderte er ihr.

„Aber Du — was ist mir die Sicherheit ohne Dich?“ entgegnete sie.

„Möchtest Du mich etwa von meinem Posten zurückhalten?“ fragte er, und sein Ton wurde herb vor schmerzlicher Inbrunst des Empfindens.

Nicht vergeblich waren die letzten Monate über die heißfühlende, Impulsen folgende Natur Lucias dahingegangen, und ihre Hände von seinem Arme lösend, faltete sie dieselbe einen Augenblick; dann wendete sie ihre von Thränen erfüllten Augen zu ihm, und die Hand fest auf ihr Herz drückend, dann sie herniedergleiten lassend, sagte sie: „Cyril, ich kann Dich getrost Gott anvertrauen."

Mit einem Kuß auf ihre Stirn wandte er sich zum Gehen. Da vertrat ihm Schelomith den Weg und fragte: „Wer herrscht jetzt in Jerusalem?"

„Wisset Ihr also nichts von dem, was geschehen ist? Der „falsche Christus", der Betrüger, ist geschlagen. Blut strömt wie Wasser durch die Straßen; die Thäler rings umher sind voll Erschlagener; die römischen Heere sind eingezogen in die Stadt, aber noch tobt der Kampf durch alle Straßen und Häuser."

Er eilte rasch von dannen, wandte sich aber nochmals und sagte: „Ich will eine Wache für Euch schicken, aber bleibt, wo Ihr seid!" Im nächsten Augenblick war er ihrem Gesichtskreis entschwunden.

Lucia getraute sich fast nicht, Schelomith anzusehen, doch als sie es that, sagte diese, und dabei blieb ihr Antlitz ruhig: „Ich danke Dir, o Gott, unser Vater, mein Kind ruht in Frieden." Dann wandte sie sich zu Lucia und sagte im Tone tiefer, unbezwingbarer Bitterkeit: „Danke Du Gott, daß Du diesem von Ihm verfluchten Geschlechte nicht angehörst!"

Lucia fuhr zusammen, und halb über ihre eigne Freude beschämt, sagte sie freundlich: „Die Apostel haben dem gleichen Volke angehört wie die Pharisäer, und hast Du nicht auch von Ihm den Segen empfangen?" Dann suchte sie, da sie die Machtlosigkeit ihrer Worte fühlte, das Herz der armen Mutter auf die Gegenwart hinzulenken, und so rüstete sie das Kind zu seinem Begräbnis, indem sie aus ihrem eignen weißen Mantel ein Leichentuch machte.

Darauf folgten lange Stunden gespannten Wartens, bis sie, als der Tag vorrückte, das Geräusch von sich nähernden Schritten vernahmen, die wieder aufhörten, worauf ein leises Stöhnen des Schmerzes folgte. Der Kampf zwischen Mitleid und Furcht

währte nur einen Augenblick. Achsah blieb bei der Leiche, Schelomith aber und Lucia eilten zu der Stelle, von wo jene Töne kamen.

„Es muß jemand sein, der das Geheimnis dieser Gewölbe kennt,“ sagte Schelomith.

„Vielleicht Cyril,“ murmelte Lucia.

„Oder einer von unsern Leuten,“ erwiderte Schelomith.

Ein augenblickliches Aufleuchten des Danks glitt über Lucias Antlitz, als sie Azors Züge erkannte, welches jedoch der aufrichtigsten Teilnahme Platz machte, als sie das Weh in Schelomiths Angesicht sah.

Langes Leiden, Schmerz, verzehrende Pein hatten den Zügen des jungen Israeliten seinen Stempel zu tief aufgedrückt, um bei diesem plötzlichen Wiedersehen auch nur für einen Augenblick zu verschwinden, und mit kaum wahrnehmbarer Erregung sprach er: „So werden wir nun also mit einander sterben?“

Fast triumphierend wies er auf das von seiner Seite herniedersickernde Blut. Schelomith bückte sich und versuchte, ihn dicht an sich heranziehend, dasselbe zu stillen.

„Ach, Azor, das Leben ist es selbst jetzt noch wert, daß man sich's zu erhalten sucht, und Gott ist barmherzig. Ich habe das vor drei Tagen auch nicht gedacht, aber wir sind seitdem am Rande des Grabes gewesen, und es ist wirklich süß, das fühle ich, wieder zum Leben zurückzukehren.“

„Ich dachte, Du wärst Christin geworden, Mutter?“

„Und weil ich das bin, ist mir das Leben kostbar.“

„Weil Dir der Himmel offen ist,“ sagte er müde und resigniert, „wie aber soll ein Jude sich noch wünschen, weiter zu leben? Gottes Rache ist auf unser Volk gefallen; es ist zunichte gemacht und das, wie ich glaube, nicht durch die Hand des Römers, sondern durch das Verwerfen des wahren Messias. Was also bleibt uns auf Erden noch zu hoffen übrig?“

Achsah trat jetzt zu ihnen, und neben ihrem Bruder niederknieend, sagte sie: „Teurer Azor, Juden sind wir, und Juden sollen selig werden, und Christen sind wir, um Christum zu bekennen.“

Er gab keine Antwort, aber der schwermütige, verzagte Ausdruck schwand allmählich dahin. Seine Lippen waren fest zu-

sammengepreßt; seine Augen lichteten sich, als ob ihnen Hoffnung und Lebenszweck wieder leuchteten, und dabei half er ihnen, ihm die Rüstung abzunehmen und seine Wunde zu untersuchen und zu verbinden. Sie war tief, aber nicht gefährlich, und von der Erschöpfung durch Schmerz und Blutverlust überwältigt, verfiel er in erquickenden Schlummer, sein Haupt auf seiner Mutter Schoße ruhend, indes Achsah sich zu Lucia begab.

Endlich kam Cyril mit Männern und Fackeln, und nach ein paar Lucia zugeflüsterten Worten gelang es ihnen, Azor, ohne ihn zu wecken, fortzutragen, während Schelomith die Leiche ihres Jüngsten in ein Haus brachte, das Cyril unter den Ruinen für sie ausfindig gemacht hatte.

Auf Lucia übte das Glück seine beste, belebende Wirkung aus, und Schelomith und Achsah wurde, weil beide völlig ermüdet waren, die gleiche Segensgabe des Schlummers zu teil.

Lucia erwachte zuerst. Ihre Augen erhebend, ruhten sie auf denen ihres Gatten, der Wache haltend ihr zur Seite saß. Es war ein Erwachen zu ungemischter Freude, als sie nun ihre Hand in die seine legte und abermals ihre Augen schloß.

Schweigend betrachtete er sie und dachte, wie süß es doch sein würde, wenn er aus diesem noch so jungen und frischen Angesicht, das doch aber bereits von Angst und Leid gezeichnet war, jegliche Spur davon auszutilgen vermöchte. Er glaubte, sie schliefe wieder, so kindlich war das Lächeln auf ihren Lippen; aber sie bewegten sich leise, und als ihre dunkeln Augen sich öffneten, waren sie voller Thränen.

Sie hatte gebetet, und solch Beten hatte sie zur Fürsorge für ihre Umgebung zurückgerufen. Auf die noch von Schlummer umfangenen Gestalten Schelomiths und Achsahs blickend, erhob sie sich leise und sprach von dem kleinen, toten Benoni.

„Er ist begraben,“ erwiderte ihr Gatte.

„Wo?“ fragte sie.

„An jener Stätte, wo Du Dich an jenem Morgen mit den andern zum Gebet vereinigt hattest,“ erwiderte er, „jenseit des Baches Kidron.“

Da blickte sie rasch auf. Eine Hoffnung regte sich in ihr, so köstlich, daß sie nicht wagte, sie durch irgendwelche Fragen wieder zu schanden zu machen.

„Konntest Du nicht warten, Cyril,“ fragte sie bloß, „bis Schelomith wach war?“

„Warum?“ entgegnete er düster. „Ihr hättet nimmer Euch zu jenem Orte wagen können; so war es besser, es abgethan zu haben. Das ganze Thal ist voll von verstümmelten Leichen.“

„O Cyril,“ sagte sie zusammenschaudernd, „laß uns fliehen von diesen Stätten des Gerichts!“

„Es ist alles schon dazu bereit,“ erwiderte er. „Heute noch müssen wir auf dem Weg nach Antiochien sein, und dann fort aus diesem furchtbaren Lande für immerdar!“

„Cyril, ist mein Kind dort und Vater und Mutter und Irene?“

„Ja, alle.“

Da war sie abermals ganz in süßes, seliges Glück versunken.

Als Schelomith erwachte, war es ihr, als sie sich prüfend umsah, als ob sie etwas verloren hätte. Als sie völlig sich ermuntert, trat sie zu Lucia heran und fragte sie leise: „Wo ist mein Kind, mein Benoni?“

„In sein Grab gebettet,“ sagte Lucia, von der Trauer zu erfüllt, um die Wahrheit verbergen zu können. Sie fürchtete nun, daß ein leidenschaftlicher Ausbruch des Schmerzes folgen würde.

Doch Schelomith sprach nichts als diese Vorwurf enthaltenden Worte: „Das war kaum liebreich gehandelt, Lucia! Du hättest doch wissen können, daß ich es zu ertragen vermocht hätte.“ Dann fügte sie, heftiger werdend, hinzu: „Es war mein Kind; niemand hatte ein Recht, es anzurühren. Wo hat man ihn hingelegt?“

Lucia senkte die Augen vor ihrem durchbohrenden Blick und sagte tiefbewegt und voll Ehrfurcht: „Dorthin, wo Er, unser Heiland, in Seinem großen Seelenkampfe gerungen und dreimal gefleht hat, der bittere Kelch möge von Ihm genommen werden, und es geschah nicht.“

Da wandelte sich der Blick leidenschaftlicher, zürnender Erregtheit in den eines widerstandslosen Wehs, und Schelomith sank auf ihr

Lager, barg das Antlitz in ihre Hände und regte sich auch dann nicht, als sich die Arme ihrer Tochter um sie schlangen. Lucia aber überließ die beiden sich selbst und ging, ihre Zurüstungen zur Reise vorzubereiten.

„Cyril war dennoch im Recht,“ dachte sie bei sich selbst, und als sie eine Stunde später wiederkam, sah sie, wie Schelomith über ihres Sohnes Azor Gestalt sich neigte und in aller ihrer Schwachheit all die zärtliche Liebe und Fürsorge über ihn ausströmte, die sie in seiner Kindheit ihm angedeihen ließ. So hatte Gott für einen Balsam gesorgt, und Lucia fühlte, dieser würde Schelomiths Schmerzen heilen.

Am andern Morgen verließen sie Jerusalem. Das junge Tageslicht fiel auf lauter Verwüstung und Todeszeichen. Die Hügel ringsum lagen verödet; die Stadt war nichts als ein Trümmerhaufen. Hie und da schwelten Feuerflammen, darin die die Straßen füllenden Leichen begraben wurden. Weinberge und Kornfelder waren niedergetreten und zu Boden gehauen. Die Natur schien hier teilzunehmen an dem Elend der Menschen. Auf den kahl gewordenen Bergabhängen und den von Leichen erfüllten, umschatteten Thälern wie zwischen den vernichteten Weingeländen saßen, jeglicher Hoffnung bar, Gruppen von Gefangenen. Es war jetzt ja alles aus, das Herz des Volkes gebrochen, und seitdem ist Judäa nie wieder eine Heimat für Israel geworden.

* * *

Das Dach des Hauses in Antiochien gewährte vollen Überblick auf die See, und unten im Hafen lag das Schiff, das die Familie zu den „Inseln der Heiden“ führen sollte. Cyril und Nicias machten allerlei Besorgungen in Gemeinschaft mit Azor; Schelomith saß und schaute sinnend auf die Hügel von Palästina, und Achsah lehnte sich neben ihr an die Balustrade. Ihr gegenüber versuchte ein kleines, dunkeläugiges Mägdlein seine Großmama zu allerlei Scherz und Spiel zu verlocken unter zärtlichen Liebkosungen, sie, die niemals ihren eignen Kindern solche erwiesen hatte, und Lucia, die mit Irene in angelegentlicher Unterhaltung

beisammen saß, schaute ihnen zu und ließ dann wieder ihren Blick zum blauen Mittelmeer hinüberstreifen. Irenes Wesen gegen Lucia hatte eine eigne, aus Verehrung und Innigkeit zugleich sich entfaltende Art angenommen, die Lucia ganz betroffen machte.

„Du bist gegen mich nicht mehr, wie Du früher warst,“ sagte sie halb vorwurfsvoll. „Es ist, als ob zwischen uns eine Entfremdung eingetreten wäre. Wohl weiß ich, daß ich Dir nie gleich werden kann, aber darum hast Du mich doch sicher nicht minder lieb.“

Irenes Stimme schwankte, als sie zur Antwort gab: „Besteht aber nicht dennoch eine Kluft zwischen uns? Hast Du nicht zu den Bekennern des Herrn gehört, nicht Märtyrerin zu werden, Dich bereit erklärt?“

Da schlug Lucia die Augen nieder und sagte: „Du weißt, es ging nicht anders, Irene! Zu sterben bereit bin ich aber nie recht gewesen. Ich wünschte so sehr, noch leben und Euch alle wiedersehen zu können, und ich bat Gott darum, daß es geschehe, und nun bin ich so dankbar und glücklich.“

„Aber Du hast doch vorgezogen, lieber zu sterben als Ihn zu verleugnen?“

Lucias Gesicht bedeckte tiefes Rot. „Das hätte ich freilich nicht thun können — und Du ebenfalls nicht,“ fügte sie mit einem Blicke voll strahlenden Lächelns hinzu.

„Ich bin nicht auf die Probe gestellt worden,“ lautete die Antwort.

„Du hättest Dich edler erwiesen als ich. Du würdest Gott nicht gebeten haben, entrinnen zu dürfen.“

„Ich habe ja nicht das, was Dir das Leben köstlich macht, obwohl ich sicher schon viel habe,“ gab Irene ihr sanft zurück. „Doch meinst Du, daß ich Dir Deine Krone mißgönnte? Ich habe solche Ehrfurcht vor Dir um der von Gott Dir erteilten Ehre willen. Einst habe ich mich danach gesehnt,“ sagte sie mit einem Seufzer, „aber jetzt nicht. Es ist am besten so, wie Er es will.“

„Der Bischof sagt, daß dies das Ihm wohlgefällige Opfer sei,“ meinte Lucia, „wenn man sich ganz einfach und schlicht dem

Willen Gottes ergiebt. Nein, nein, meine Irene, Du bist die Märtyrerin," setzte sie mit liebreichem Lächeln hinzu. Dann veränderte sie plötzlich ihren Ton und sagte: „Du mußt in der That viel gelitten haben, Irene! Noch lange, lange nicht genug habe ich daran gedacht. Wie furchtbar, ohne mich zurückkehren zu müssen! Sind sie hart und böse gegen Dich gewesen?"

„Dein Gatte hat mich beschützt und wert gehalten wie seine Schwester; er sagte, es sei ihm, als ob ich Deine Schwester sei." Dann der bitteren Worte und zornerfüllten Drohungen gedenkend, damit man sie empfangen hatte, fuhr sie fort: „Es war ja natürlich, daß sie mir ihren Verlust zuschrieben, auch meinen Einfluß auf das Kind fürchteten. Und wohl war es hart, daß ich dasselbe nicht einmal anrühren durfte, wo doch mein Herz so sehnliches Verlangen danach trug." Von den Flüchen und Schmähungen, damit man sie überhäuft, sagte sie nichts; und die Sklaven hatten den Haß ihrer Herrin in gesteigertem Maße noch an ihr ausgelassen. Nichts sagte sie von dem Tode, davor sie nur Cyrils feste, Wache haltende Hand bewahrt, nichts von dem tiefschmerzlichen Weh der Verlassenheit, das sie durchbebt, als Lucia während der ersten Minuten ihres fröhlichen Wiedersehens mit den Ihrigen sie kaum zu sehen schien, die arme Sklavin, die doch jeden Blick und jedes Wort begierig einsog. Das hatte sie als selbstisch und sündig sofort zurückgedrängt und es dann auch in der darauf folgenden herzlichen Begrüßung Lucias wieder vergessen.

Bei dieser schloß jetzt ein beglückender Gedanke alle andern aus: „Cyril," sagte sie, „wie ähnlich ihm das sieht! Ich habe es gewußt, daß Du bei ihm wohlgeborgen warst, denn, Irene, ich habe wohl Deiner gedacht, wenn auch mein Herz oft gar voll von selbstsüchtigem Hoffen und Fürchten war."

Ehe der Morgen anbrach, war die ganze Familie an Bord des kleinen Kauffahrteischiffes und segelte hinaus auf das weite Meer.

Einer nach dem andern von den Hügeln Palästinas erblaßte zu schwachen, umschatteten Umrissen, um dann ganz ihren Blicken zu entschwinden, als sie sich den Küsten Cyperns näherten. Und

als dann nichts mehr zu sehen war, blickte Lucia um sich in stiller, dankerfüllter Freude und fühlte, sie hatte ihre Schätze um sich, und dieser Gedanke ließ sie Schelomith und ihren Kindern Worte voll Liebe und Trost zusprechen, die ein Lächeln auf deren leidvolle Angesichter riefen, so daß sie den Blick von der bisher so schmerzlich betrachteten Küste wendeten, um ihr Antwort zu geben.

„Cyril," sagte jetzt Lucia in schüchternem Ton, „es ist bloß eines, was ich gar gern noch gerettet hätte: das Buch der Heiligen Schrift."

„Das habe ich hier!" sagte er, die Hand auf seine Brust legend. Und ihm in das Auge schauend, las sie da eine Bestätigung ihrer besten Hoffnungen.

„Das ist mir die wertvollste aller Freuden," flüsterte sie, sobald ihre seligfrohen Thränen sie wieder zu Worte kommen ließen. „O Irene, ich und eine Märtyrerin! Hatte ich doch weder Mut noch Glauben zu bitten, ob dies nicht möglich sein könne! Sieh', das ist das größte Glück!"

In der Ruhe dieses Weilens auf dem Schiff, das blaue Mittelmeer vor Augen, oder auch an den Landungsstätten unter den sonnenbeglänzten Hügeln der griechischen Inseln, ward die Geschichte der Monate ihres Getrenntseins allmählich Lucia offenbar gemacht.

„Ich nahm Deine heiligen Bücher wieder vor", erzählte ihr Cyril, „in dem Gedanken, daß die lieben Hände, die so fleißig sich gemüht, sie für mich abzuschreiben, nicht mehr Leben und Kraft besäßen. Ich wußte, daß das, was in den Schriften an Hoffnung enthalten war, Deine Stärke gewesen, und nun las ich in ihnen, und das Eis meiner stolzen Kritik zerschmolz, und mein Herz erschloß sich der Wahrheit. Was bedurfte es noch mehr?"

„So fandest Du Ihn?"

„Ich fand mich mir selbst offenbart. All das dunkle Sehnen und Verlangen, die ungenannten Lasten, unter welchen ich unaufhörlich gekämpft, das alles ward hier mit Namen genannt und mit dem rechten Namen, wie ich wohl fühlte. Ich erkannte, daß all die philosophischen Namen, die ich den sich in mir und über mir darstellenden Dingen gab, bloße Nebelgebilde von Worten waren,

dahinter sich mir unermeßliche Tiefen bargen. Ich hatte danach getrachtet, die Sterne zu zählen, und die Sterne waren doch unzählbar und jene selbstgeschaffenen Namen nur Menschenwerk, und das Feuer meines Herdes war mittlerweile erloschen. Da erwachte ich aus den hohlen Abgründen, darin ich bis dahin schaudernd gefröstelt, aus der Fülle, die mich doch verhungern ließ. Ich sah mich vor Gottes Thron stehend, Sünde über mir, Sünde in mir, ein Teil meines Wesens und Seins."

„Das war noch kein Evangelium."

„Nein, jeder Abgrund hatte minder Erschreckendes, als in jene heiligen, alles erforschenden Augen zu schauen."

„Aber danach, Cyril?"

„Ach, meine Lucia, Du weißt es schon! Ich las von Seiner unaussprechlichen Gabe; ich sah Ihn, der im Anfang war bei Gott, welcher ist Gott. Blutend sah ich Ihn, von allen verlassen, am Kreuze, zum Fluch gemacht für uns. Und wieder sah ich empor und erblickte Ihn abermals — im Himmel. Kein Fluch war mehr da, keine Sünde; und so rein, wie der Himmel davon geworden, so rein war auch mein nun entlastetes Herz, denn Sein Blut macht uns rein von aller Sünde. Ich blickte auf, meine Lucia, durch Ihn und in Ihm; unter dem Kreuze schaute ich empor zum Universum und begegnete dem Blicke eines Vaters."

Und als einst Martia mit Lucia sich allein sah, die kleine Janthe nur zu ihren Füßen spielte, da erschloß sich auch ihr Herz im Vertrauen, und sie sprach: „Sieh', ich rief zu allen Göttern Deinetwegen, meine Tochter! Ich brachte ihnen Opfer dar, weinte und versprach ihnen die kostbarsten Dinge, dich ich besaß, doch der Himmel schien ehern; es war, als ob mein Wehgeschrei ihn nur noch mehr gegen mich aufbrachte. Wie konnte auch die Stirne eines Unsterblichen sich von Kummer umwölken lassen? Mir war es, als hörte ich aus dem Innern der goldenen Thore die Klänge von Musik und festlichem Reigen, und ich sah ein, daß dahinein kein Laut menschlichen Elends dringen dürfe. So ließ ich denn, stumpf und gramversunken, wie ich war, mir von Cyril aus Deinen Büchern vorlesen. Das erste, was ich hörte, war die Geschichte

von einem Mann, der vier Tage im Grabe gelegen, und Er hatte mit den Schwestern geweint. Er sprach mit lauter Stimme zu dem Toten und weckte ihn. Aber das war nicht so viel für mich, als daß Er weinte. Diese Worte von einem Gott, der da weinen konnte, haben mich Tag und Nacht begleitet. Und ich rief, kaum wissend, was ich that, zu Ihm. Ein Aufschrei der Verzweiflung war es, nicht des Glaubens; aber dennoch hörte er mich, Lucia! Ich sprach zu Ihm, doch überkommt mich bisweilen ein Schaudern im Gedanken an das, was ich sprach. Ich habe Ihm nichts versprochen, Ihm keine Opfer dargebracht; es war mir, als müsse das alles unnütz sein. Ich kam zu Ihm mit nichts anderm als mit meiner Verzweiflung und meiner großen Not, und ich flehte zu Ihm, daß Er Sich meiner erbarme, meiner, der Ärmsten."

„Das hat Er sicherlich erhört."

„Ja, es war nur sonderbar, daß das, um was ich Ihn bat, nicht kam. Du bliebst immer noch fern. Ich wußte nichts andres, als daß Du tot seiest; dennoch war ich ganz gewiß, daß ich erhört worden war. Und allmählich lernte ich einsehen, daß Er uns eine so köstliche Gabe beschert, daß daneben jede andre Segnung, die Er auf uns herniederströmen läßt, gleich nichts ist. So, meine Lucia, habe ich gelernt, mein Vertrauen auf Ihn zu setzen."

Lucias Augen füllten sich mit Thränen. „Mutter, alle Sühne und Opferung, Kreuz und Todespein hat Er allein auf Sich genommen; was wir zu opfern vermögen, ist lauter Dank; unser Ihm wohlgefälliger Gottesdienst ist, Seiner uns zu freuen."

„Ich habe Dir ja immer gesagt, es würde uns nichts helfen," sagte Nicias, als er Martia von den stürmischen Liebkosungen der kleinen Janthe befreite, „habe Dir auch gesagt, daß wir mit Verfolgung nichts ausrichten würden," sprach er dann weiter zu sich selbst und sah ganz wie in sein Schicksal ergeben drein. „Sie haben unsre Lucia zur Märtyrerin gemacht, und jetzt sind wir alle hier bei einander, Griechen, Römer und Juden, auf dem besten Wege, ihrem Beispiele zu folgen. Es ist freilich sehr wenig philosophisch, aber ich sehe keinen andern Weg, uns dem zu entziehen. Wir werden beide, liebe Martia, mit unsrer Enkelin katechetischen Vor-

lesungen beiwohnen müssen.“ Doch als er nun des Kindes weiche Wange an die seine preßte, lag ein Ausdruck weihevoller Innigkeit in seinen Augen, der dem leichten Tone seiner Worte widersprach.

* *
*

So segelte diese kleine, im Glauben vereinigte Hausgemeinschaft dahin auf dem weiten Weltmeer, ein lebendiger Zweig und Typus von der einen erlösten Familie der Christenheit mit all ihren Verschiedenheiten in Geschichte und Charakter. Hinweg zogen sie von jenen Ufern, da ein Polykarp starb und ein Ignatius für den Christus Zeugnis gab, den er in seinem Herzen trug, und hinüber gen Westen zu jenen griechischen Städten im Süden von Gallien, wo nicht lange danach die Märtyrerhelden von Vienne und Lyon jene Schätze treuen Glaubens kundthaten, von denen die Geschichte sonst nichts erfahren hätte bis hin zu dem Tage, da offenbar werden alle Kinder Gottes. Über siebzehnhundert Jahre ruhen nun diese getreuen Zeugen schon aus bei ihrem Herrn, und Seine mit Freuden und Wohlgefallen sie begrüßende Liebe hat nichts von ihrer ersten Wärme verloren. Doch durch die über alles Verstehen gehende Ruhe jener „besseren Stadt“ strahlt das tiefere Licht einer Hoffnung, welche noch „weit besser“ ist: die selige Hoffnung auf jenen Tag unsers Herrn Christi, da Er zu der Fülle Seiner Freude eingehen wird und alle Seine Erlösten mit Ihm, wenn alles Geschaffene frei werden wird von seiner langen Knechtschaft und Himmel und Erde einander nimmer fremd sein werden. Dem harren auch wir entgegen, die wir noch auf der Wahlstatt stehen; dem eilen wir zu. Die Zeit des Martyriums ist nicht vorüber. Der Glaube, welcher sich in jeder Heimsuchung der Liebe seines Gottes getröstet, die Liebe, die ganz mit Seinem Willen eins ist und dadurch Ihn bekennt, daß sie in Ihm allezeit fröhlich ist, sind vor Ihm so wertgeachtet auf der Bahn des täglichen Lebens, als sie es auf dem blutumflossenen Amphitheater sind. Kein Glied Seiner Kirche ist von Ihm ohne dieses oder jenes Gefäß mit köstlicher Narde gelassen, das teuer und wert ist in Seinen Augen, so armselig es auch in den unsrigen erscheint, um zerbrochen und Ihm zu Füßen ausgeströmt zu werden. Jede Stunde hier stellt

uns auf die Probe, ob es die Welt ist oder ob es „die Jünger“ sind, denen wir zu gefallen trachten, oder vor allem Ihm, dem wir alles verdanken und zu thun schuldig sind. „Hast Du mich lieber denn diese?“ das ist die Frage, die jedes Geben und jedes Nehmen Gottes, jedes Glück und jedes Leid uns stellt. Und die einzige Antwort, die ebensowohl das Martyrium als jeden schlichten Akt des Gehorsams weiht, ist diese: „Herr, Du weißt alle Dinge,“ — meine Sünde und die Liebe, gegen die ich gesündigt, dennoch —: „Du weißt, daß ich Dich lieb habe.“

Dritte Erzählung.

Eine Geschichte aus dem dritten Jahrhundert.

Erstes Kapitel.

Sommer war es und Mittagszeit. In der von Menschen durchwogten Stadt Alexandrien ruhten die reichen Leute in den kühlen, innern Gemächern ihres Hauses; die Handwerker schafften schläfrig weiter im Schatten ihrer offenen Werkstätten, und nur schwach drang das Gebrause der Großstadt in die mittägliche Stille der Villa des alten römischen Generals Caius Sertorius. Schlummernd lag der Veteran auf einem Ruhebett in der Halle, nachdem die Mahlzeit beendet war, während zwei Kinder in dem Garten, zu seinen Füßen spielend, sich unterhielten.

Es war ein steifer, alter, echt römischer Garten mit einer so militärischen Ordnung, wie sie nur der Geschmack eines im Dienste römischer Zucht ergrauten Veterans zu gestalten vermochte. Da standen Cypressen in Reih und Glied, dort Palmenalleen, hier einzelne Posten von blühenden Sträuchern, die ein Marmorbassin mit Springbrunnen bewachten und von einzelnen Statuen und Obelisken beaufsichtigt wurden. Das Ganze umschützte eine terassenartig aufsteigende Mauer, zu deren Füßen einer der Ausläufer des Nils als Graben diente. Indes that die Natur alles, was sie vermochte, um diesen Heeresplan zu durchbrechen. Nicht unsre mühsam vorwärts dringende nordische Natur, die langsam von Jahr zu Jahr die Bestrebungen ihres Fortschritts auswirkt, sondern die ungestüme Natur des Südens, die das Werk einer Jahreszeit innerhalb eines Tages vollbringt, und ganz märchenhafte Wunder

im Rahmen von einer Nacht hervorzaubert, die all die steinernen Götter und Helden mit Gewinden von lebensfrischer Schöne umschlingt, um die hohen Stämme Gewebe von Weinlaub flicht und ungeheißen holde Blüten hervorlockt, die sich an den vom Wasserquell herniederperlenden Tropfen laben, und allenthalben phantastische Gebilde aus Licht und Schatten heraufführt.

Die Kinder waren des Spielens bald müde. Der Knabe lehnte sich gegen das Piedestal einer Bildsäule der Diana; das Mägdlein setzte sich an die Erde, um einen Kranz zu flechten. Ihr weißes Gewand mit dem breiten purpurnen Saum schimmerte im Schatten der Cypressen, und ihre sonnigen Augen leuchteten, wenn sie von Zeit zu Zeit das lange Haar sich aus der Stirn strich und zu ihrem Gefährten aufblickte.

Geschwister waren es nicht; ihrer beider Gestalt hatte ein völlig verschiedenes Gepräge. Er war Grieche, sie Italienerin. Der erste Eindruck seiner Erscheinung, zumal wenn in Ruhe, der tiefe, weiche Ausdruck des dunklen Auges, der zierliche Wuchs hätte der der Schwäche sein können; doch die festen Linien des Mundes widersprachen der schlaffen Ruhe seines Auges; der schlanke, muskulöse Bau seines Körpers schien, wenn in Thätigkeit, nur eine Verdichtung von Kraft zu sein, und selbst beim Blick in das Auge konnte man bei aufmerksamer Beobachtung mehr von schlummernder als mangelnder Stärke wahrnehmen. Das Mädchen war noch ein Kind, die Herzensblume des alten römischen Kriegers, die Musik seines Lebens, immer fröhlich und frisch, ohne die geringste Sorge für das Morgen oder eine Thräne für das Heute. Der Knabe erzählte ihr alte Geschichten von den Göttern Griechenlands und seinen Helden, wie die Götter einst gewandelt hätten unter den Menschen, wie sie einigen ihre Liebe geschenkt und sie hinaufgehoben in den Himmel, um als Sterne zu leuchten.

„Hoffentlich werden sie Dich nie mit ihrer Liebe beglücken, Cleon, noch mich,“ sagte leis das Mägdlein.

„Weshalb, Maia?“ fragte er.

„Weil ich viel lieber möchte, daß wir Kinder bleiben, wie wir jetzt sind, als Sterne, die hoch oben und allein in dem kalten Himmel thronen, von allen abgesondert.“

Aber sie spenden doch Licht, Maia, und werden von jedem gesehen und verehrt, und sie wohnen unter den Göttern."

„Ich möchte Dich aber viel lieber Geschichten erzählen hören", sagte Maia, „und mit Dir spielen und auf Vaters Schoße sitzen als da oben unter den fremden, hohen Göttern leben, die wir nie gesehen haben."

„Das kommt daher, weil Du ein Weib bist und keinen Ehrgeiz hast."

Maia saß ob solcher Worte verblüfft da und fragte sich im stillen, was wohl Ehrgeiz bedeute.

Dann erzählte ihr Cleon von den Kriegen der Götter und der Titanen, wie die rebellischen, aber besiegten Riesen unter der Berge Last im Staube sich wänden, wie man bisweilen in stillen Nächten ihr Stöhnen durch die Schluchten der Hügel höre, oder auch, wie sie durchs Geäst der Bäume hindurch klagend dahinsausten, wo doch kein Luftzug sich rührte, und Mittags im Sommer, wenn alles still und schwül daläge, dann habe man gefühlt, wie der Boden sich höbe unter ihrem Bemühen, sich wieder frei zu machen.

„Die armen Riesen," seufzte die weichherzige Maia, „sie thun mir recht leid, Cleon! Werden sie denn nie aus ihrem Gefängnis herauskommen?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte er.

„Was haben sie denn gemacht, daß sie so bestraft wurden?" fragte Maia.

„Sie haben sich gegen die Götter aufgelehnt und begehrten auf ihren Thronen zu sitzen, aber die Götter waren die stärkeren, und so verloren sie die Schlacht."

„Sind sie denn so sehr gottlos gewesen?"

„Ich hörte, sie hätten sich stets sehr freundlich gegen die Menschen erwiesen, und deshalb, weil sie für diese irgend eine Gabe vom Himmel zu entwenden gesucht haben, muß einer von ihnen nun so leiden."

„Aber, Cleon, wie konnten die Götter nur so hart strafen!" rief Maia ganz böse. „Ich liebe die armen Riesen; könnten wir nicht etwas für sie thun?"

Cleon war still. „Es giebt auch Menschen, die ungerecht leiden, Maia," sagte er nach einer Weile. „Meines Vaters Familie stand groß da in Griechenland, als Dein Volk eines Tages zu der Stadt kam, in welcher wir wohnten. Bis dahin hatte ich nie von ihnen gehört. Wir hatten ihnen keinerlei Unrecht gethan. Ich denke noch jetzt, obschon ich damals gar klein war, an jene Nacht. Meine Mutter hatte mich eben zu Bett gebracht. Mein Vater lag in der Halle auf dem Ruhebette, weil er auf der Jagd gewesen und davon ermüdet war. Meine einzige Schwester, die sehr viel älter war als ich, sang ihm liebliche Lieder vor, wie ich solche seitdem nie wieder gehört habe. Da weckte mich ein großes Getöse, gellendes Geschrei, Drohen und Rufen; ich hör's noch heut. Meine Mutter schlang ihre Arme um mich, aber rauhe Hände rissen mich los von ihr und brachten mich fort. Ich war zu erschrocken, um noch viel zu sehen; aber ich glaube, ich hörte die Stimme meines Vaters und sah, wie meine Mutter sich über ihn neigte; ich glaube, sie hatten ihm die Hände gebunden, und er blutete. Und weiter entsinne ich mich, wie meine Schwester Alce sich umsah, als man sie hinwegschleppte; noch heute fühle ich ihren Kuß. Sie weinte nicht, wehrte sich auch nicht, sondern ließ sich ruhig von ihnen die Hände binden und sagte mir, ich solle mich nicht fürchten. Weiter aber weiß ich nichts, bis ich mit Euch hierher kam."

Maia ließ ihren Kranz fallen; ihre hellen Augen füllten sich mit Thränen. Sie erhob sich und legte ihre Händchen schmeichelnd in die seinen und sagte: „Cleon, lieber Cleon, jetzt bin ich Dein Schwesterlein."

Er nahm sie in seine Arme und setzte sie auf das Piedestal, daran er lehnte.

Sie aber fragte: „Hast Du denn nie wieder von den Deinen seitdem gehört, Cleon?"

„Nein, Maia, nie!"

„Und Du weißt gar nicht, wo sie sind, noch was aus ihnen geworden ist?"

„Es giebt Leute, die sagen, es gäbe eine glückselige Welt, wohin alle, die gut sind, nach dem Tode kommen, aber ich weiß es nicht," erwiderte er düster.

„Aber ich weiß es," wandte das Mägdlein ganz zuversichtlich ein; „die Wärterin spricht, dort, wo meine Mutter, die ich nie gesehen habe, ist, gäbe es grüne Felder und Blumengärten."

„Und da schleichen sie alle bleich und kalt und ruhelos herum und reden von dem, was gewesen und nicht wieder zurückzubringen ist. Ach, Maia, laß uns davon nicht weiter reden! Heimat ist das doch nicht und kein Leben; die dort sind, können weder leben noch arbeiten noch fechten und kämpfen wie wir; was kann's auch für die Toten wohl für Freude geben!"

Maia schwieg einen Augenblick; dann sagte sie: „Nein, nein, wir wollen nicht mehr davon reden. Erzähle mir von dem Sonnengotte und von den Nymphen in Wäldern und Flüssen und auf dem Meeresgrund und von dem lieben, freundlichen Mond! Das sind die Götter, Cleon, die mir gefallen. Sprich mir von ihnen, und ich binde unterdes den Kranz fertig, damit ich ihn morgen Apollo geben kann. Als Belohnung schickt er vielleicht Deiner Mutter in ihrem kalten Todesgefilde einen warmen Sonnenstrahl hernieder."

Cleon lächelte ungläubig, erfüllte indes ihren Wunsch, bis Caius Sertorius erwachte und herabschritt, sich seinem Liebling zuzugesellen.

„O Vater," rief sie, „Cleon hat mir solche wundervollen Geschichten erzählt von Göttern und Göttinnen!"

„Es ist Zeit, daß Cleon etwas Gescheiteres thut als Kindern Geschichten erzählen," entgegnete Sertorius ernsten Tons.

Cleon biß sich auf die Lippe, und Maia wurde rot und legte Fürsprache ein: „Er ist doch aber den ganzen Tag so fleißig gewesen in der Schule in Alexandrien, und Du weißt doch, neulich haben Dir seine Lehrer gesagt, daß er ein Philosoph werden könnte, wenn er wollte."

Der alte Römer hatte nun gerade nicht allzuviel Respekt vor Schulmeisterei und nicht allzuviel Gabe klarer Unterscheidung zwischen Denken und Träumen. Ihm dünkte Geistesarbeit wenig besser als eine Art von geschäftigem Müßiggang, für Griechen und Sklaven wohl ganz gut, für Männer aber, die sich zu irgendwelcher Auszeichnung im Staat zu erheben vermochten, gänzlich unter der Würde.

„Es giebt keine Philosophie, die sich zu haben lohnt," meinte er unmutig, „als die, die einen Menschen Schmerz ertragen und dem Tode mutig ins Auge zu blicken lehrt, und diese lernt ein mannhaftes Herz gar bald. Nichts ertragen, was man vermeiden kann, über nichts murren, was man nicht vermeiden kann, das ist die Philosophie eines Kriegsmannes. Cleon muß etwas Besseres thun, als dieses Haarspalten zwischen Juden und Platonikern in Alexandrien ist."

Maia war ein Weilchen ganz still. Doch als ihr Vater am Abend sein leichtes Mahl von Honig, Brot und Früchten einnahm und sie neben ihm saß und ihn durch ihr Plaudern erheiterte, kam sie wieder auf ihr Gespräch am Nachmittag zurück und legte ihm Cleons schwierige theologische Frage vor: warum die Götter solchen unverdienten Zorn gegen die Titanen hätten.

Der alte Römer war kein Theologe, aber ein treu ergebener Anhänger an die Götter seines Landes oder doch wenigstens ein Anhänger der Ansicht, es sei ratsam, diese festzuhalten, und daher war er dem entsprechend entsetzt über die Anmaßung, eine solche Frage aufzuwerfen.

„Die Götter Roms sind stark und weise", sagte er, „und thun, was ihnen recht dünkt. Den Braven erweisen sie sich als Freunde und helfen solchen, die sich selbst helfen." Dann trat eine Pause ein, nach welcher Maia ins Bett geschickt ward mit der Anweisung, im Tempel des Jupiter morgen ein Opfer zu bringen.

Indes beschleunigte jene Frage die Entscheidung über Cleons Geschick. „Diese Griechen können doch niemals Ruhe halten, nicht mal die Götter bleiben von ihnen ungeschoren!" brummte der alte Römer. „Wenn ich hier nicht eingreife, so wird dieser Bube noch ein Christ wie seine Schwester Alce. Das jedoch soll nun und nimmer geschehen bei allen Göttern des Kapitols; dazu ist er doch von zu vornehmer Art. Werde ihn noch morgen nach Norden auf den Kriegsschauplatz schicken."

Cleon ward nun hergerufen und von dem soeben gefaßten Entschluß in lakonischer Kürze benachrichtigt. Der Alte gab darauf seinem Töchterlein den gewohnten Gutenachtkuß — sie hatte ja keine Mutter — und dann zog alles zeitig sich zur Ruhe zurück.

„Maia!“ rief Cleon am andern Morgen, vor Freude ganz erregt in die Halle hineinstürzend, wo sie ihre tägliche Aufgabe am Spinnrad eben begonnen — die Wärterin Julia war für einige Augenblicke hinausgegangen —, „Maia! Nächsten März schon werde ich mündig gesprochen, und morgen gehe ich hinaus zum Heere.“

Maia ließ ihre Spindel zu Boden fallen, aber sie sagte kein Wort.

„Zu dem Heere im Norden soll ich gehen,“ fuhr er fort, „wo Decius das Kommando hat, der größte, tapferste Feldherr, den Rom überhaupt besitzt, wie es heißt, und gegen die Barbaren soll ich kämpfen, die wir ebenso hassen wie Ihr, und ich will Dir auch Geschenke mitbringen, Maia, herrliche, sag' ich Dir, goldene Armbänder und Halsspangen, wie die gotischen Gefangenen sie tragen. Stell' Dir das doch bloß vor, meine Maia, wenn Du meine Siegesbeute nach meiner Rückkehr tragen wirst!“

Maia hatte ihre Spindel wieder aufgenommen und mit ungewöhnlicher Emsigkeit, indes er zu ihr sprach, weiter gearbeitet. Jetzt aber barg sie ihr Gesicht in ihre Hände und brach in Thränen aus. Er suchte sie zu trösten und sprach mit ihr von seinen großen Aussichten und Hoffnungen, von dem Ruhm, den er erringen, den Trophäen, die er ihr mitbringen werde. Maia aber wollte sich nicht trösten lassen, bis sie schließlich ihre Spindel fortschleuderte und aus dem Saale hinauslief.

„Was hat mein Herzblatt so zum Weinen gebracht?“ fragte die Wärterin, als Maia sich unter leidenschaftlichem Schluchzen auf ihr Bett warf.

„Cleon soll zu den Soldaten gehen,“ schluchzte sie und barg ihr Gesicht an der Schulter der Alten. Diese wandte nun ihre ganze Kinderstubenweisheit als Beruhigungsmittel auf: er würde nicht getötet werden, sondern auf schönem Rosse heimkehren als ein großer Herr mit Sklaven und Schätzen, und Maia würde dann eine große Dame werden.

„Ach, deswegen ist es doch gar nicht,“ sagte Maia ganz unwillig, in ihrem Weinen innehaltend. „Ich mache mir doch gar

nichts aus seinen Spangen und Armbändern und würde mir auch nichts aus seinem Fortgehen machen, wenn er sich bloß nicht so darüber freuen möchte!"

„Nun, wenn ich wie Du wäre, dann würde ich mich gleichfalls darüber freuen," meinte die Alte.

Maia nahm sich vor, es zu versuchen. Infolge ihres durch Unmut gesteigerten Heroismus verging der letzte Abend mit Cleon auch ganz fröhlich, zumal sie ein hübsches Spiel beschäftigte.

Als sie am nächsten Morgen aber allein in den Garten hinunterschlüpfte und auf den Treppenstufen, wo er gestern mit ihr gespielt, das kleine Schiff liegen sah, das er doch für sie fabriziert hatte, und daneben ihre Puppe, da war es ihr, als ob die Puppe das einzige Freundeswesen sei, das sie noch auf der Welt besäße, und zärtlich sie ans Herz drückend, begann sie bitterlich zu weinen. Dort fand sie ihr Vater, nahm sie auf seinen Schoß und sagte: „Jetzt mußt Du aber ein tapferes, kleines Römermädchen sein! Zur Zeit des alten Roms haben die kleinen Mädchen ihre Brüder noch recht aufgemuntert und ihnen Kriegslieder vorgesungen, wenn sie zum Heer hinauszogen."

Maia aber schmollte darob schier mit den Mägdlein des alten Rom und hörte nicht auf zu schluchzen. Dann sprach Sertorius von dem Ruhm und der Größe, die Cleon erwerben werde. Das Schluchzen aber wurde nur noch stärker. Der alte Kriegsmann befand sich in schmerzlicher Verlegenheit, womit er sie zu trösten versuchen solle. Schließlich sagte er: „Und Du wirst den Göttern Kränze und Guirlanden winden und sie damit ausschmücken, damit Cleon wohlbehalten heimkehrt?"

„Wird das Cleon etwas helfen?" fragte sie aufblickend.

„Die alten Römer machten es so," erwiderte er ausweichend, denn sein Glaube an das Hören der Götter auf Gebete war nicht allzugroß.

„Dann will ich's thun," meinte Maia und trocknete ihre Thränen. Und teils von dem Gedanken erfüllt, daß sie es nun mache wie eine Matrone des alten Rom, teils von dem, daß sie für Cleon bei den Göttern etwas auszurichten vermöge, und sodann

Angesichts der Thatsache, daß er, als die Stunde des Scheidens herankam, wirklich niedergeschlagen sich zeigte, gelang es ihr, von Cleon in einer Weise Abschied zu nehmen, die der Spielgefährtin eines Brutus nicht gerade Schande gemacht haben würde.

Zweites Kapitel.

Wenn sich bei diesem Abschied all die vielen Morgen, die zwischen diesem Tag und dem des Wiedersehens eintreten sollten, vor Maias Seele gestellt hätten, so wäre ihre Philosophie unter solcher Last wohl zusammengebrochen; doch hält uns das Leben zum Glück bloß lauter Heute vor Augen, und so verflossen auch für Maia die Tage inmitten ihrer heilsamen häuslichen Beschäftigungen und ihrer beglückenden häuslichen Umgebungen schnell dahin in holder Harmonie; jeder machte gleichsam Raum für die am folgenden sich erschließenden Blüten.

So lebte sie weiter im Schatten des väterlichen Heims, in treuer Fürsorge für ihren Vater und sein Haus und blickte aus demselben hinaus in die unbegrenzte, unbekannte Welt und lauschte und lernte und sann über so manches nach und entfaltete sich allmählich zur Jungfrau.

Bei Cleon hatte die Erziehung und ihre Resultate einen andern Charakter. Ihm war die Welt, die für Maia solch unerforschliches Gebiet blieb, seine Heimat, sein Lehrmeister geworden. Das nördliche Klima sowohl als die straffe, rauhe Kriegszucht hatte seiner Gestalt männliche Kraft verliehen; die Schlachten und Mühsale, Unruhen und Gefahren und so manches drangsalsvolle Ereignis hatte seinen Willen gestählt und seinem Geist die Kraft verliehen, sich zu beherrschen. In eine Sphäre gestellt, wo das Gesetz das Leben aufs Spiel setzte und Tüchtigkeit forderte, hatte sein klares Auge, seine stets allem gewärtige Selbstbeherrschung ihm frühe schon die Ehren und Anstrengungen eines militärischen Ranges erworben.

Doch schließlich gewährte der Krieg auch ihm eine Pause und ließ ihn solche zur Rückkehr nach Alexandrien benutzen.

Wie sich nun mittlerweile die Geschichte seiner Seele gestaltet, das zeigen die hier folgenden Tagebuchfragmente.

* * *

„So bin ich also wieder einmal in der Heimat meiner Kinderjahre. Ich schreibe in dem Portico, wo der alte Sertorius Caius an Sommerabenden sich auszuruhen pflegte. Vor mir sehe ich den Garten, wo Maia und ich einst zusammen gespielt haben.

Wie die Bäume doch gewachsen sind! Maia wird auch gewachsen sein. Ich habe mich ja auch verändert, scheine ein ganzes Zeitalter unterdes durchlebt zu haben. Ob sie wohl sich ebenso verändert hat? In einem Monat soll sie von Italien zurückkehren.

Wie sonderbar es ist, wenn man zu den alten Stätten zurückkommt und sieht, wie sich die Natur immer noch im gleichen Geleise bewegt, als da wir fortgingen, immer noch den gleichen Wechsel der Jahreszeiten, Tage und Gestirne bringend, und des nimmer müde wird, stets die gleiche und doch immer neue Natur, während wir Zeiten durchlebt haben, die nimmer wiederkehren; wir sind stets im Fortschreiten; sie fängt immer von neuem an, und doch trotz all unsers Fortschritts gelangen wir niemals über ihren unabänderlichen Kreislauf hinaus. Wie groß sie ist!

Ob sie wirklich das Spiegelbild des Unendlichen ist oder nur der Schleier, der unsre Geister abschließt von dem dahinter liegenden Unendlichen? Aber *was* für ein Unendliches? Ist diese äußere Welt, dies sterbliche Dasein wirklich bloß ein Schleier, eine glänzende Eiskruste, die aus Mitleid hinübergeworfen ward über den dunklen Abgrund, oder eine lichte Umhüllung, die den ewigen Tag des Himmels und der Gestirne vor uns verbirgt?

Vor uns! — Was sind *wir* denn? Sterne im Lichte der Ewigkeit, Blasen auf dem Meere der Zeit. Stehen *wir* dem höchsten Wesen am nächsten, oder thut es die Natur?

Wir, diese ahnenden, zweifelnden, zitternden, kühn wagenden Geister, wir, die wir gleich Göttern das Universum umschlingen und gleich Bestien im Staube vergehen, wir, deren Denken sich hinaufschwingt zum Unendlichen, und deren Hände doch nicht eine einzige Blume zu schaffen vermögen, die wir wohl Tausende unsrer Mitmenschen zum Tode bringen, aber nicht ein totes Insekt zum Leben wieder erwecken können, was sind wir? Der Ursprung des Lebens sind wir nicht; der ist anderswo. Doch wo? In der Natur? Um uns her strotzt und sprudelt und flutet das Leben allenthalben; Myriaden neuer Wesen werden alle Tage ans Licht gefördert; wo nun befindet sich der Ursprung dieses rings um uns her flutenden Lebens, das wir doch nimmer zu fassen vermögen? Ach, wer es fände, wer sich darin versenken könnte! Was aber ist das Leben, was der Tod? Sind es nicht Formen für denselben Begriff, Phasen desselben Daseins, das Verhüllen und Enthüllen Gottes? Leben, Tod, Kummer, Freude, Liebe und Leid, ist das alles bloß Schein und Luftgebild, ein Sommernachtstraum oder ein Winterbild? Sind wir wirklich nur aufs Geratewohl vom „Urgrund allen Lebens" herniedergefallene Tropfen, die eine Weile durch diesen niederen, irdischen Dunstkreis sickern, um dereinst in ihm wieder aufzugehen? Wäre dem so, warum dann auf solche Weise herniederfallen? Ist denn außer uns alles ohne Zweck und Ziel, ein bloßes, wirres Chaos? Und was ist der Unterschied zwischen diesem Chaos und dem Urgrund des Lebens? Liebend, kämpfend, fürchtend, hoffend, wie ich bin, soll ich dennoch sterben und all mein Kämpfen, Lieben, Freuen, Fürchten, Hoffen mit mir! Also gehe ich doch unter, denn was bin ich denn dann besseres? Wo ist der Unterschied zwischen nichts sein und dem Bruchstück von etwas, das nicht ich selbst ist? Was ist denn solche Unsterblichkeit besser als Vernichtung?

Und Tugend, Verbrechen, Kämpfe und Siege edler Herzen wie die Laster niedriger Naturen, die Irrungen der schwachen haben sie alle denn kein Ziel noch Bedeutung? Sind sie alle nur die vorübergehenden Phasen eines Fragmentes der Gottheit? Die Gottheit dem Leid, dem Verbrechen unterworfen, wie kann dies sein? Wie kann aus der Schwachheit Kraft, aus dem Tode Leben hervorströmen?

Giebt es denn also, wie sie das im Osten behaupten, zweierlei Ursprung alles Seins, zweierlei Kräfte, die ein Universum wirken, eine gute und eine böse? Und wenn das, welche ist dann die stärkere?

Und wenn es zweierlei Ursprung giebt, so muß es auch zweierlei Endpunkte geben. Zu welchem gehört die Natur? Welchem streben wir zu? Ist unser Herz, ist diese Erde der Kampfschauplatz des Bösen und des Guten? Sind wir gleich der Natur bloß ein Kampfschauplatz, oder sind wir selbst die Kämpfenden? Wenn letzteres, so müssen wir Stellung nehmen zu solchem Kampf, darin es sowohl Triumph als Niederlage geben kann. Eins der beiden Endziele und eine der beiden Kräfte müssen wir erwählen. Was aber ist unsre Rüstung, was unser Kriegsplan?

Die Stoiker sprechen: „Entsage!“ Wem entsagen? Der Freude, der Natur, alledem, daran das Herz seine Lust sieht. Was ist das aber anders als Tod vor der Zeit?

Ach, Licht, Licht! Und einen, den man um Licht bitten kann! Ich habe eine philosophische Schule nach der andern durchforscht, aber keine kann mir Befriedigung schaffen. Einige meinen, solcher Wunsch nach Befriedigung sei kindische Begier, Ungeduld, Unrecht; das Ziel des Lebens sei das Ertragen. Wenn ich ein Ziel wüßte, so könnte ich viel ertragen; aber leben, um zu ertragen, und ertragen, um zu leben! Giebt es keine andre Antwort auf das Fragen der Seele als diese, keine andre Verwertung der regen, rastlosen Fähigkeiten des Leibes wie der Seele als diese, nicht Schaden anzurichten?

Darauf habe ich mich bemüht, diesen inwendigen Kampf in äußerer Unruhe zu übertäuben in Geselligkeit, Kriegsgewoge, Abenteuer und kühnen Unternehmungen. Eine Zeitlang gewährt das alles wohl Erregung und Genüge für all unsre Anlagen. Wenn es aber danach stille wird, so regen die alten Fragen sich vernehmbarer denn je. Wozu soll das alles führen? Was liegt mir daran oder der Welt, ob Goten oder Römer die Völker zu Boden treten, ob die Laster des Barbarismus oder einer verderbten Zivilisation die Oberhand erringen, ob Philipp von Arabien oder Decius der Sklave der Prätorianer und der Gebieter der

Welt wird? Welchen Zweck hat mein Leben? Ich frage, und keine Antwort wird je mir zu teil!

* *
*

So war es also dem Caius Sertorius mit seinem Plan nicht geglückt. Die uralte Frage nach dem Ursprung des Bösen, der Streit zwischen den Göttern und den Titanen war noch nicht beglichen, auch noch nicht vergessen.

So manche Schlacht hatte Cleon durchfochten, so manche Ehren errungen, war für einen so jungen Mann schon zu hohem Range gelangt; ein Kampf jedoch blieb unentschieden; eins, das eine hatte er nicht erlangt.

„Fast hätte ich mein Versprechen vergessen," rief Marcellinus, einer von Cleons jungen Kriegskameraden, als sie eines Tages auf einem der Quais von Alexandrien müßig dahinschlenderten, „mich bei einer Festlichkeit im Hause des reichen Kaufherrn Papias einzufinden. Jetzt müssen wir uns trennen. Oder halt, neulich hat er mich nach Dir gefragt und mich gebeten, Dich bei ihm einzuführen. Willst Du mitkommen? Es werden nicht allzuviel Gäste da sein."

„Ich kenne ihn nicht, und bei kleinen Gesellschaften sind Fremde immer Eindringlinge."

„Nun, wie Du darüber denkst! Dieser Papias ist ein Christ, doch kein Fanatiker, und er giebt herrliche Gesellschaften."

Cleon zögerte. Schließlich aber siegte die Neugier, und er begleitete seinen Freund. Während seiner früheren Studien in Alexandrien hatte er viel von den Christen gehört als einer jüdischen Sekte, deren Ansichten einige Ähnlichkeit mit denen der Neuplatoniker hätten mit einer Beimischung eines neuen, wundersamen Aberglaubens. Weiter hatte er von ihren heiligen Schriften gehört, worin sich unter viel unbegreiflichem Mysticismus manche treffliche Vorschriften befänden. Er war den Christen im Heere wie auf Reisen begegnet und mehreremal über ihr ruhiges Ertragen von Hohn und Spott ganz betroffen gewesen, sowie über ihr stets mutvolles Sichergeben, lieber zu leiden, als den kaiserlichen Fahnen bestimmte Ehrerweisungen zu leisten. Ferner wußte er, daß sie

eine feste Gewißheit über die Unsterblichkeit besäßen und von ihrem Leben in dieser Welt als von einer bloßen Pilgerfahrt sprächen. Deshalb war er begierig zu sehen, ob solcher Glaube auch Wahrheit sei, wie Menschen, die eines nimmer endenden Lebens der Freude oder des Leides nach dieser Zeit gewiß seien, ihr Dasein hier führten.

„Kennst Du viele von diesen Christen, Marcellinus?“ fragte er unterwegs.

„Nein! Sie pflegen die Gesellschaft derer zu meiden, die ihren absonderlichen Ansichten nicht beipflichten, und außerdem sind sie, wie Du weißt, zum größten Teil arme, unwissende Leute. Doch die letzten unsrer Kaiser sind so tolerant gewesen, daß sie jetzt Handel treiben, Feste feiern, im Heer sogar dienen dürfen wie andre Menschen, und etliche von ihnen verstehen ihr Leben zu genießen wie andre vernünftige Wesen.“

„Sie glauben, daß ihnen die Unsterblichkeit offenbart worden sei, nicht wahr?“ fragte Cleon.

„Ich bin kein Philosoph“, lautete die Antwort, „und habe mich auf ihre besondern Glaubenssätze nicht eingelassen. Papias dringt sie niemals seinen Gästen auf und pflegt mancherlei interessante Leute um sich zu sammeln und sie bestens zu unterhalten. Das übrige ist seine Sache, nicht meine. Sie sagen, daß unser tapferer Kaiser Decius die Christen von Herzensgrunde haßt und sie auszurotten trachtet. Wenn dies der Fall ist, so werde ich entweder Papias aufgeben müssen oder Papias seine Eigenheiten. Ich weiß wenig von ihnen, außer daß sie einander Brüder nennen und glauben, sobald sie sterben, sei irgend ein Elysium ihnen sicher.“

Jetzt hatten sie das Haus erreicht. Über der innern Thür war eine griechische Inschrift in goldenen Lettern: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist.“ Darunter: „Unsre Bürgerschaft ist im Himmel.“ Diese erhabenen Worte fesselten Cleons Blick. „Was für eine Sorte von Menschen muß das sein!“ dachte er. „Wie ruhig und erhaben über allen Stürmen der Zeit, über all den verdrießlichen Kleinlichkeiten dieses Daseins, eines nimmer endenden Lebens der Freude gewiß!“

Der Kaufherr kam ihnen am Eingang der Halle entgegen und begrüßte Cleon mit ausgesuchter Höflichkeit. Nachdem beide ein Bad genommen, wurden ihnen prächtige Gewänder gereicht, und darauf führte man sie in den Speisesaal.

Alles war darin nach Art der vornehmen Häuser Roms eingerichtet. Die Lagerstätten, die sich um einen halbrunden Tisch zogen, trugen reiche Schnitzarbeit und eine Ausschmückung von Gold, Silber und Edelsteinen, das schöne Tafellinnen die satten Farben Syriens. Schöne spanische Sklaven umschlangen die Gäste mit Guirlanden und besprengten sie mit kostbaren Wohlgerüchen. Alle Arten von römischen Leckerbissen folgten einander bei Tisch, und in den Pausen der Unterhaltung tanzten Sklavinnen bei dem Klange einer holden Musik. Die Luft war ganz durchhaucht von aromatischen Düften Indiens und erfrischt durch die spielenden Wasserkünste im Hofe, im Mittelpunkt des Hauses, der von dem Speisesaal durch einen seidenen Vorhang geschieden war. An den Wänden prangten Fresken griechischer Künstler.

Einige Absonderlichkeiten indes fielen Cleon auf, doch keineswegs unangenehme. Es wurden vor dem Festmahl keine Trankopfer dargebracht, was als nichts weiter als eine Unterlassung der Achtung gegen die herkömmlichen Landesgötter anzusehen war. Nichts andres trat an dessen Stelle, aus Rücksicht auf die religiöse Verschiedenheit der Gesellschaft. Statuen von Göttern und Helden gab es gleichfalls nicht. Auf die Becher und Gefäße waren Tauben, Palmzweige, Monogramme statt der gewöhnlichen heidnischen Fabeln eingraviert, und die von den Fresken dargestellten Gegenstände waren entweder der neueren römischen Geschichte entnommen oder Gruppen symbolischer Gestalten, welche Cleon nicht verstand, ihn aber als Bewohner des mystischen Ägyptens nicht weiter in Erstaunen versetzten.

Die Unterhaltung war lebhaft und anregend. Politische Neuerungen wurden nur leichthin gestreift, Handelsprojekte dagegen eifrig besprochen. Viel Beachtung aber ward der jetzt sich im Steigen befindenden Nilüberschwemmung — dem ägyptischen „Wetter" — geschenkt. Theater und öffentliche Spiele zu berühren ward vermieden aus Artigkeit gegen die von ihnen hierbei vorausgesetzten

Vorurteile des Wirtes, bis dieser das Thema selbst aufs Tapet brachte, indem er einen Lieblingsschauspieler erwähnte. Es schien, als läge Papias daran, jeglichem Verdacht der Absonderlichkeit vorzubeugen, und das gelang ihm auf bewundernswerte Weise, denn das ganze Fest trug denselben leichten, luxuriösen Charakter wie in den besten heidnischen Familien. Doch von Zeit zu Zeit tönten jene Worte gar seltsam in Cleons Ohren: „Unsre Bürgerschaft ist im Himmel.“ Jedenfalls schien sich sein Wirt auf das völligste hier naturalisiert zu haben; in seiner Art zu sprechen und zu leben lag nichts, das jenes Vaterland hätte verraten können.

Doch als die Sklaven sich zurückzogen, erwartete Cleon, daß man auf tiefer gehende Gegenstände sich jetzt einlassen werde. Auch nahm die Unterhaltung wirklich einen mehr philosophischen Anstrich an. Die Gäste bekannten sich zu vielen Schattierungen von Ansichten. Da war ein jüdischer Platoniker, ein platonischer Jude, ein Kaufmann aus dem Orient und Marcellinus, der sich zu der gerade „in Aufnahme gekommenen“ Religion bekannte, ganz ebenso tolerant gegen die Wahrheit wie gegen den Irrtum. Alle aber waren Männer von höchst liberaler Gesinnung, die ihre Ansichten mehr als Zierrat trugen, als daß sie damit ihre Rüstung umgürtet hätten. So dienten diese Unterschiede also nur dazu, der ganzen Atmosphäre eine erquickliche, belebende Frische zu verleihen.

In solcher Versammlung wären allerdings ernstgemeinte Worte christlichen Glaubens völlig unangebracht gewesen, so wenig dazu passend wie tiefe Orgeltöne zu einem Flötenkonzert. Papias war viel zu höflich, um solche seinen Gästen aufzudrängen; auch war sein Glaube ein erblich überkommener. Er sprach mit viel Rühmens von Plato und verglich seine Schriften mit denen des christlichen Plato, Johannes aus Galiläa, gelegentlich auf einige der christlichen Lehren anspielend, doch mit einem solchen Schleier von philosophischen Ausdrücken umhüllt, daß niemand daran irgendwelchen Anstoß nehmen noch auch sich daraus belehren konnte. Er sprach von der Vernunft oder vom Wort Gottes, von der Seele des Menschen als einem Ausfluß des Allerhöchsten, der auch zu demselben wieder zurückkehren müsse, und Cleon lauschte und wunderte sich im stillen, da er das Christentum demnach für eine Art gemäßigten Platonismus

hielt, warum man dasselbe verfolge als eine „religio illicita“ und seine Bekenner nicht lieber ruhig sich selbst überließe als eine philosophische Sekte. Da er auf dem Ehrenplatze saß, am Mittelpunkt des Tisches zur Rechten des Wirts, sprach er diese seine Verwunderung auch einmal, als die Unterhaltung gerade in hoher Woge zusammenschwoll, gegen Papias aus.

„Sieh',“ lautete die Antwort, „die Regierung versteht uns nicht. Sie schließt von unwissenden Fanatikern auf uns und handelt dem entsprechend. Doch jetzt lernt sie uns schon besser kennen, und seit vielen Jahren bereits lassen sie uns in Frieden.“

„Also giebt es unter Euch noch solche Fanatiker?“

„Es wird bei jeder Sekte Leute von übertriebener und verschrobener Frömmigkeit geben. Spiritualismus und Asketentum sind Dinge, die aus der natürlichen Konstitution herzuleiten sind; derartige Seelenbildungen sind die der geistlichen Welt natürlichen Sonderbarkeiten, die keiner Sekte besonders angehören und keinem Glauben charakteristisch sind.“

„Aber darf ich mir die Frage erlauben: Sind jene weihevollen Worte, die ich in goldenen Buchstaben in Deinem Portale fand, Eurer Heiligen Schrift entnommen? — „Unsre Bürgerschaft ist im Himmel.“ “

„Allerdings, aber Kolonisten können auch hier heimisch werden.“

„Nun ja,“ dachte Cleon, „wenn sie keine echten Patrioten sind.“ Laut sagte er: „Also habt Ihr solche unter Euch, die dieser Regel bis auf den Buchstaben treu sind?“

„Ja, wie es auch unter den Juden manche Buchstabengläubige giebt, Leute von überspanntem Enthusiasmus oder solche, die lediglich am Glauben festhalten und noch nicht zu der vollkommenen Weisheit hindurchgedrungen sind.“

Überrascht sah Cleon ihn an: „Man hat mir gesagt, daß Eure heiligen Lehren allen gemein sind. Also habt Ihr doch eine Klasse von Eingeweihten, Geheimwissern?“

„Nun, es giebt gewisse Lehren, welche allen angehören, doch läßt sich von armen, ungelehrten Leuten nicht erwarten, daß sie zu den Höhen ekstatischer Anschauung sich aufschwingen. Wir haben, wie wir's nennen, Geistliche und Laien, Philosophen und Kinder.

Ich für mein Teil bin ein Geschäftsmensch, doch beabsichtige ich, mich eines Tages diesen Dingen ganz zu widmen."

„Wo wohnen denn Eure Philosophen?"

„Unser Bischof Dionysius lehrt die Katechumenen oft in seinem Hause; sodann haben wir die katechetische Schule, in der einst Clemens und Origenes Vorlesungen hielten, und etliche unsrer Lehrer kannst Du auf den Straßen, am Strand und in den Markthallen treffen, ganz wie einst Sokrates gekleidet und umgeben."

Wieder ward nun die Unterhaltung allgemein, und nicht lange darauf erhoben sich die Gäste und entfernten sich.

Papias überlegte, als alles vorüber war, also bei sich selbst: „Sicher wird dieser junge griechische Offizier nun nicht mehr den Schluß ziehen, daß wir Christen ein Haufe von bigotten, närrischen Leuten sind."

Cleon dagegen sagte sich in trauriger Enttäuschung, als er heimwanderte: „Es scheint mir doch gar kein großer Unterschied zu bestehen zwischen dem Christentum und andern philosophischen Systemen; also darf ich auch in ihm keinerlei Lösung erwarten für das Rätsel des Lebens."

Ist es nicht stets also? Die Kirche verliert ihr Salz, ihre Kraft und auch ihre Anziehungskraft, wenn sie sich der Welt anbequemen, wenn sie, das Licht, sich mit der Finsternis amalgamieren will, anstatt sie zu überwinden, wenn sie ihr eigenstes Element darangiebt und sich weigert, alles auszuscheiden, was ihrer Natur widerstrebt. Ein Bekenntnis, das den leichten Gemütern nicht Anstoß erregen will, kann die ernsten auch nicht unterweisen. Wenn das Salz dumpf wird, an Kraft verliert, kann es die bittern Wasser nicht heilkräftig machen.

Auf den Stufen des Hauses saß, wie Cleon diese hinabstieg, ein lahmer Greis, als ob er etwas erwarte. Der junge Grieche fragte ihn, worauf er warte.

„Der Herr dieses Hauses", erwiderte der Alte, „giebt mir von Zeit zu Zeit zu essen, da ich arbeitsunfähig bin und noch viele junge Kinder habe." Währenddessen kam auch schon ein Diener heraus und brachte einen Korb mit allerlei Resten, den Überbleibseln des verschwenderischen Mahles.

„Du hast wohl irgend welches Anrecht auf diese Spende des reichen Handelsherrn?" fragte ihn Cleon.

„O nein," entgegnete der Alte, „kein andres, als daß wir Brüder sind der einen Gottesgemeinschaft."

„Sehr stark können die „Bruderbande" aber kaum da sein, wo ein „Bruder" sich damit abfindet, daß er dem andern die Brocken seines Überflusses zuwirft," dachte Cleon. „Darum halte ich dafür, das ist bloß ein Name wie so vieles."

Drittes Kapitel.

Die Heimkehr des Caius Sertorius und seiner Tochter verschob sich, so daß Cleon beschloß, eine Tour zu den abgelegenen Stätten Ägyptens zu unternehmen, zu jenen einsamen Orten, die sich bereits mit Scharen von Einsiedlern bevölkerten, welche sich von allem Hergebrachten absonderten, Religionsruinen, die ihm ebenso abstoßend waren als uns. Zu jenen stillen, schönen Plätzen im Thal des Nils also zog er hinaus. Er verweilte einige Tage bei der wunderlichen jüdischen Kolonie an den Ufern des Sees Möris, den therapeutischen Mystikern, die Modelle vermutlich von jenen späterhin um Theben sich drängenden Derwischen.

Er unterhielt sich mit ihnen in ihren einsamen Hütten, nahm teil an ihrem Abendessen von Brot und Salz und Wasser, das sie schweigend und im Dunkeln verzehrten, damit die Sonne nicht dadurch befleckt werde, daß sie Zeuge der Ernährung des verachteten Leibes sei, dieses Sklaven der Materie und Feindes des Himmels wie der Seele. Und am Sabbat sah er einsame Klausner aus ihren verborgenen Zellen treten und im Zwielicht sich zu einem feierlichen mystischen Tanze gesellen nach dem Klange einer grellen Musik.

Es war ein seltsames Bild, als nun die mächtige Scheibe des Orientmondes heraufstieg und ihre blassen Streiflichter auf die taubeperlte Ebene warf und in langen Strahlenschleiern im See sich spiegelte, als die Vögel ringsum still, des Tages Geräusch

vorüber war und nun diese weißgekleideten Gestalten hervorkamen, eine nach der andern, bis der ganze Strand damit bedeckt schien. Dann wurde die feierliche Stille unterbrochen durch das langsame Anschwellen eines monotonen Gesanges der Männer, welcher von Zeit zu Zeit durch das Rasseln von Zimbeln (kleine türkische Trommeln) und andern orientalischen Instrumenten von den Frauen unterstützt wurde und am Schluß, gleich dem Winde zum Sturme des Südens anschwellend, sich zu einem lauten, wilden Triumphgesang erhob. Sie ließen, nachdem indes zweitausend Jahre verflossen waren, das Triumphlied, das ihre Väter am Ufer des Roten Meeres gesungen, wieder ertönen: „Singet Jehovah, dem Herrn, denn Er hat eine herrliche That gethan! Roß und Reiter hat Er ins Meer gestürzt."

Für die Therapeuten aber hatte dieser Gesang noch eine tiefe, symbolische Bedeutung. Der alte Nationalglaube an den lebendigen Gott, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, war verschwunden und mit ihm das Erwarten eines Messias. Für sie war Ägypten vermutlich der Inbegriff der zu Sklaven machenden Gewalt der Sinne und aller materiellen Dinge, davon sie durch dieses Leben voller Entsagung und asketischer Vereinsamung sich zu befreien suchten.

Es läßt sich leicht verstehen, wie ein solcher Glaube wohl eine Stufe auf dem Wege zum Christentum werden konnte, zu dem Glauben an Ihn, der uns erlöst hat von der Knechtschaft des Verderbens und uns sicher hindurchträgt durch das Rote Meer des Todes durch Seine Auferstehung, doch unglücklicherweise begnügten sich diese Klausner nicht immer damit, daß sie empfingen, sondern legten im falschen Spiritualismus solcher Halbbekehrten den Keim zu mehr denn einem jener bösen Schäden, die in der Folgezeit im Christentume zu Tage traten.

Immerhin aber machte die ganze Szene samt den Symbolen einen tiefen Eindruck auf den jungen Platoniker. Was konnte dies freiwillige Aufgeben aller Freuden des Lebens für einen Sinn haben, wenn nicht die dieses Aufgeben leistenden Wesen unsterblich waren und der Schauplatz solcher Leistungen, die Welt, vollkommen gut war?

Also sinnend und grübelnd, streifte er weiter durch das breite Nilthal dahin, bald auf schwankem Boot stromauf fahrend mit Schiffern, die zu den oberägyptischen Steinbrüchen segelten, bald zu einer Karawane ismaelitischer Kaufleute stoßend oder einer Schar von im Lande umherfahrenden arabischen Reitern sich zugesellend oder auch wohl sich allein durch die vielverschlungenen Windungen des Nilufers seinen Pfad suchend.

Es war eine wildromantische, einzigartige Fahrt, damals wie heute noch; der alte Kontrast zwischen Fluß und Wüste bekundete sich in der eigentümlichen Berührung von Luxus und Verödung, in dem gleichen wunderbaren Kampf des Menschen mit der Natur und der Zeit mit den Menschen. Städte, deren Schatten gleich denen von Bergkolossen waren, schweigend wie die Steinbrüche, aus denen sie gehauen waren; gigantische, hohe, einzelnstehende Säulen, die aussahen, als ob sie nur durch ein Erdbeben in die Höhe gehoben werden könnten; Tempel, deren Gottesdienst ebenso ausgelöscht war wie die, welche darin angebetet; Heimstätten und einst vielbewegte menschliche Zufluchtsorte, deren Hausmusik nun das Gekrächze wilder Vögel und das Geschrei des Schakals und der Hyäne war. Wann war diese ganze Verwandlung geschehen, die aus einer volkreichen Wohnstätte eine Wüste gemacht hatte? War eine plötzliche Zerstörung über sie hereingebrochen, die an einem Tage voller Weh Halle und Tempel verödet hatte? Oder war der Fluch eines langsam schleichenden Gifthauchs über sie gekommen, der sie allmählich vergehen und als einzigen Erben von tausend vernichteten Wohnungen „einen einzigen Menschen" und einen einzigen Priester einer sterbenden Religion in leeren Tempeln zurückbleiben ließ?

Eines Tages hatte er sich frühzeitig erhoben, um den letzten Rest seiner Reise in der Kühle des Morgens zurücklegen zu können. Rasch sattelte er sein Roß und sprengte über die Ebene dahin; sein Herz hob sich im köstlichen Gefühl der Kraft und der Freiheit. Die aufgeschreckten Vögel flatterten zwitschernd und kreisend ihm um das Haupt; Herden von purpurfarbenen Nilgänsen tauchten plätschernd und flügelschlagend unter im Strom, und wo die tiefen Schichten zusammengewirbelten, silbernen Triebsandes sich von lebens-

frischem Grün umarmen ließen, lugte auch wohl hie und da eine helläugige Gazelle aus dem dicht durchwachsenen Unterholz hervor und sprang dahin über die weite Fläche der Wüste. Oder wenn er in langsamerem Tempo ritt, so ließen sich auch wohl Paradiesvögel nieder auf den Myrtenzweigen am Wegesrand, das traut vergnügte Girren der Turteltauben grüßte ihn aus den Hainen der blühenden Akazien, und grüne Eidechsen schimmerten mit ihren glänzenden Augen aus den zahllosen Blumenkelchen ihm entgegen, die am Ufer emporblühten, während die aromatischen Düfte von Limonen, Zitronen und Orangen die klare Luft durchwogten und bald hier, bald dort die schlanken Säulen von architektonisch gemodelt scheinenden Palmbäumen aus der unteren Vegetation emporragten mit ihren Kapitälen von luftigem Laubwerk. Alles um ihn her redete von einer unermüdlichen, heilkräftigen Macht; in jedem Geschöpfe erschienen alle seine Fähigkeiten in voller Anspannung und im Vollgenuß von Leben und Lust. Cleon fühlte sich selbst so frei und stark wie nur einer, eine lebensvolle Macht inmitten des Lebens, ein freudefähiges Wesen inmitten von Myriaden freudefähiger Wesen und er als ihrer aller Krone und König. Alles Bangen, Bedenken und Sorgen schien weggeblasen wie die ungesunden Dünste der Nacht beim duftig frischen Windhauch des Morgens. Es war einer jener Momente, wo die Seele sich hoch über die Wolken aufzuschwingen scheint, von welcher lichten Sonnenhöhe aus sie alle die erdgeborenen Nebel wie Silberschleier wallen sieht und die Wetter des Lebens in harmonischen Klängen hinauftönen.

Sollte nicht die Natur, dieser herrliche Bau der Außenwelt, dieser frohlockende Chor von glückesfrohen Geschöpfen — das Heilige und der Mensch mit seinem niedrigen Getreibe und wildaufstrebendem Kampfe der Flecken sein auf ihrem makellosen Gewande — das Unheilige? War nicht diese sichtbare Welt dennoch Gott näher noch als der Mensch?

Da fiel der Schatten einer gigantischen Säule auf seinen Pfad, und als er aufsah, fand er sich am Eingang einer verfallenen Stadt. Überrascht ritt er durch die von Schweigen umfangenen Portale, und vom Roß herunterspringend, ließ er es im verwilderten Hof eines Tempels friedlich grasen.

Wie er sich dann gleichfalls auf dem Rasen ausgestreckt hatte, sah er ein dunkles Gewand sich in einer entfernten Säulenhalle hin und her bewegen. In der Wüste schließt das gemeinsame Band der Menschheit sich besonders eng zusammen, darum eilte Cleon, den Fremden zu begrüßen. Er war alt und erwiderte Cleons Gruß mit dem Gebetswunsch: „Gott sei mit Dir, mein Sohn, und Sein Friede!"

Cleon schloß, er müsse einer jener mystischen Klausner sein, die für ihn nicht mehr den Reiz eines neuen Phänomens besaßen; aber das hohläugige und doch so würdig ausschauende Antlitz des Alten und der Kontrast zwischen seinem feurigen Auge und dem stillergebenen Ausdruck des Gesichts erregte sein Interesse.

„Das Alter bedarf der Fürsorge und Pflege," sagte er, „und beides kannst Du hier nicht finden."

„Ich bin hergekommen, um Leiden aus dem Wege zu gehen," lautete die Antwort.

„Hat also das Leben für Dich gar keinen Reiz mehr?"

„Nur zu viel. Ich warf den Becher der Lust beiseite, als er mir am süßesten war, und weil er mir süß war. Nun bin ich ein Nachfolger dessen, der am Kreuze starb; nur dadurch, daß wir uns selbst kreuzigen, können wir Ihm nachfolgen."

„So glaubst Du, die Natur sei bloß schön, um uns zur Versuchung zu dienen?"

„Nein, die Welt ist gut; Gott hat sie geschaffen; wir aber sind böse."

„Also glaubst Du, daß der Leib der Feind der Seele ist?"

„Wir sind unsre eignen Feinde; Leib, Seele und Geist, alles ist verderbt."

„Was giebt es dann für ein Entrinnen für uns?"

„Indem wir der Welt entsagen und uns in Betrachtung des höchsten Wesens versenken. Im Blick auf Ihn lernen wir Ihn lieben; wenn wir Ihn lieben, verlieren wir uns selbst."

„Aber wem sollen wir entsagen?"

„Allem: der Liebe, der Freude, der Furcht, der Hoffnung, allem, was das Leben zum Leben macht. Allezeit sollen wir an uns tragen das Sterben unsers Herrn Jesu Christi, auf daß auch Sein Leben offenbar werde an unserm Leibe."

„Hat uns denn Gott böse geschaffen?“

„Nein, der Mensch entartete aus dem Bilde Gottes, dazu er geschaffen wurde. Gott ist heilig; der Mensch ist sündig. Nur durch Verleugnung unser selbst können wir wieder mit Gott vereinigt werden.“

Cleon blieb stehen und sagte: „Das ist entsetzlich!“

„Wohl wahr. Fleisch und Blut können es nicht ertragen.“

„Wie aber sich selber entfliehen? Bin ich doch ebenso ich selbst in der Wüste als im Forum; ja, das Ich breitet sich aus wie die Luft im leeren Raum.“

„In der Wüste sind wir mit Gott allein. Hier unter den Ruinen der Menschenwerke und der Verwüstung der menschlichen Wohnungen lerne ich an der Geringfügigkeit der Menschheit mein Ich mit Füßen treten, die Fußspuren der Ewigkeit auf den Trümmern der Zeit erkennen und die Majestät des Ewigen anbeten.“

„Aber das ist furchtbar!“ sagte Cleon und schauderte innerlich zusammen. „Das böse Geschöpf soll dem allein Heiligen, der Staub dem Allmächtigen von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen. Dann wäre doch das Gewoge der Menschen sicher besser als solche Einsamkeit.“

„Die Menge der Menschen“, erwiderte der Klausner, „ist bloß Staub und Sünde wie ich selbst; ein Odemzug aus dem Feuerherd des Himmels kann sie alle mit einander in Asche verwandeln; doch einer ist zwischen mir und Gott.“

„Wer ist das?“ fragte Cleon leise.

„Der, welcher der Sohn Gottes und der Menschensohn ist, heilig gleich Gott dem Allheiligen, doch eines Wesens geworden mit uns.“

Cleon blieb zwei bis drei Tage in dieser Trümmerstätte und hörte dem Emeriten zu und fragte ihn mancherlei. Als er wieder von dannen zog, beseelten ihn neue, wundersame Gedanken. Das Licht hatte Einzug gehalten in seine Seele. Wohl war es noch ein umschleiertes, mit dichtem Dunkel noch kämpfendes Licht, dessenungeachtet aber ein Strahl des Lichtes, das Leben giebt.

Der Emerit vermochte ihm das Christentum nicht zu lehren, wie Paulus und Petrus es thaten; er wußte noch wenig von der Gnade Gottes, sehr wenig von der Versöhnung, die solche für den

Menschen gewirkt hat. Doch Cleon kehrte durchs Nilthal mit andern Gedanken zurück, als mit denen er es vorher durchzogen, denn er hatte an einen Gott glauben gelernt, der lebendig, persönlich war, der hören und reden konnte, dessen Abbild keineswegs sich in einem Urgrund des Lebens findet oder auf einer weiten, unvorstellbaren Flut des Daseins, sondern in dem liebebeseelten Herzen und in dem klar blickenden Verstande des Menschen. Er glaubte an die Existenz des Bösen nicht mehr als an ein bloßes Attribut der Materie, an einen vorübergehenden Flecken der Schöpfung. Sie war ihm keine notwendige Verdunkelung in den Phasen des Himmelslichts mehr, sondern er glaubte an sie als Sünde, als die Pest im Menschenherzen und in seiner eignen verantwortlichen Natur. Er glaubte, daß der Mensch von dem Bilde, danach er geschaffen, entartet sei, verführt durch ein Wesen, das vor ihm aus noch größerer Höhe gefallen war, Gott entfremdet und das in sich bergend, was Gott nimmermehr dulden kann. Und unklar, gleichsam durch ein wirres Chaos von Bildern und Tönen hindurch, gewahrte er etwas von einem, der zwischen dem Sünder und dem allein Heiligen stand, der in gleich geheimnisumwobener Weise der Weg zur Wiederherstellung für ihn sein sollte. Wohl mußte es ein Schmerzensweg sein voller Schrecken und Kämpfe, voller Gefahr und Weh, voll Herzeleid und Schatten des Todes, darauf müde Füße sich mühsam weiterschleppen, von schwerwiegenden Lasten niedergebeugt, dennoch aber für jemanden, der so ratlos und schier verloren gewesen wie er, war es schon viel, wie viel, das vermögen wir kaum recht zu ermessen, zu wissen, es giebt einen lebendigen, persönlichen Gott und einen Weg, auf welchem der Mensch Ihn zu erreichen vermag.

Viertes Kapitel.

Die Zeit kam endlich, wo auch die Frage, ob Maia sich ebenso umgewandelt habe wie er, sich für Cleon entscheiden sollte.

Sie kam ihm in dem alten trauten Garten wieder entgegen, so fröhlich, frisch und schön wie je. Sie sang ihm die alten Lieder

vor; sie lachte über ihre alten Streitereien und schwatzte vertraulich von dem, was sie in alten Zeiten sich mitgeteilt, und von mancherlei neuem dazu. Sie erschien in jeder Beziehung, was sie gewesen war; ein Fremder hätte sicher keinerlei Unterschied in ihrem Verkehr wahrnehmen können. Dennoch war ein Gefühl der Verehrung zwischen ihnen emporgesproßt, das im Bunde mit der alten geschwisterlichen Zuneigung ihrer Kinderjahre sich ganz naturgemäß zu einer tiefen, weihevollen Liebe ausgestaltete. Wohl war sie seine Spielkameradin, doch mit einem Heiligenschein ums Haupt. Wäre Maia das von ihr so gefürchtete Los zu teil geworden: daß die Götter sie liebten und sie zu einem Stern am Himmel erhoben, so hätte Cleon sie nicht mit tieferer Ehrfurcht anschauen können. Nun beglückte es ihn aber gar sehr, daß sie keineswegs ein göttliches Sternenbild war, sondern eine holde, liebliche Maid, die sich an seine Liebe anlehnte und auf seine Fürsorge sich verließ.

Der würdige Caius Sertorius hatte auf etwas derartiges lange im stillen gerechnet und schien seine Jugend in der ihrigen wieder aufleben zu sehen, und die alte Julia war wohl zufrieden. So wurden Maia und Cleon mit einander verlobt.

Eine Zeitlang wurde nun die Welt für ihn ein Tempel, der ihr geweiht war, heilig durch ihre Gegenwart, ein Himmel, den sie erhellte, den ihr Lächeln belebte, den ihre Stimme harmonisch ertönen ließ.

Wären seine inneren Kämpfe bloße ungesunde Nachtgebilde gewesen, so hätten sie in solchem Sonnenschein verschwinden müssen, aber das thaten sie nicht. Bisweilen überkam ihn das Bewußtsein einer furchtbaren Macht und überschattete ihn selbst, wenn er Maia zuhörte; das Herz schauerte ihm dann zusammen. Doch wie die Menschen es mit allem Glauben, der mehr Schatten als Licht ist, stets machen, so suchte er solchem schauererregenden Bewußtsein zu entfliehen. Er fragte sich, ob Maia wohl irgendwie derartiges empfände. Wenn ihre Seele gleich der seinen war, Gott ihr dasselbe war wie ihm, so mußte sie auch so fühlen. Aber war ihre Seele auch der seinen gleich? Konnte auf einem Herzen, das so rein und offen war wie das ihre, ein Flecken ruhen, auf einem Herzen, das all seine Tiefen ihm erschloß und in allem, was aus

ihm hervorströmte, ihn nie mit irgend etwas anderm überschüttete als mit Liebe und Güte?

Die Sommerszeit und die Nilüberschwemmung hatten gerade ihre Höhe erreicht und überschritten. Alexandrien war zur Zeit in eine Stadt im Meer, Ägypten in einen Archipelagus von üppig grünenden Eilanden verwandelt worden. Allenthalben strahlte eine Flut von Licht hinein in eine Flut von Wasser und spiegelte sich darin wieder. Die Erde war so azurblau wie der Himmel, und zum Ersatz für dessen Sterne glänzten grünende, mit Palmen und Akazien und weißen Tempeln geschmückte Inseln aus den blauen Tiefen hervor. Die mit Palästen besetzten Straßen spiegelten sich in den glatten Wasserfluten, die leise an die marmornen Stufen anschlugen, und in und aus den Straßen zogen durch Triumphbögen, im Blumenschmuck und dicht an den Hausthüren entlang von duftenden Blütengewinden umschlungene Boote, darauf sich eine ihren Festtag genießende Menge zusammendrängte, denn dies Jahr hatte der Nil ein sehr günstiges Antlitz gezeigt. Die Götter Ägyptens hatten ihre Felder reichlich gesegnet; das Volk wogte in Scharen zu ihren Tempeln, um dafür Danksagungs- und Huldigungsopfer zu bringen.

Nun war das Tagewerk des geschäftigen Alexandriens gethan. Das stille Säuseln der Erholung war dem Gebrause des Geschäfts gefolgt, und auf Tempelhöfen und bewaldeten Inseln wie auf den Stufen der Paläste lagerten die Bewohner und ergötzten sich an dem Luxus des Müßiggangs oder in energischer Lebhaftigkeit, je nachdem das nationale oder individuelle Temperament beschaffen war.

Die Vorhalle eines der Tempel war mit Müßiggängern aller Art erfüllt. An dem einen Ende hielt ein Stoiker eine Vorlesung über Apathie vor einer hinreichend apathischen Zuhörerschar; am andern Ende stand eine Gruppe junger syrischer Stutzer bei einander und vergnügte sich damit, über die Vorübergehenden allerlei Glossen zu machen; dort lagen, auf Ruhebänken ausgestreckt, asiatische Kaufleute, die in träger Gemächlichkeit mit halbgeschlossenen Augen die Welt musternd beschauten; hier schritten junge griechische Männer auf und nieder und besprachen die neuesten Erscheinungen

in Kunst und Literatur, in Sprache und heftiger Gestikulation ganz den Helden Homers gleichend, indes ihre lebhaften, klassischen Angesichter und ihre langwallenden, weißen Gewänder bald mehr, bald minder hell aus dem Schatten des Säulenganges hervorschimmerten; dazwischen standen zu zweien und dreien Römische bei einander und besprachen die Politik des Reichs mit einem Ernst, als ob sie berufen seien, die Welt zu beherrschen. Alle Nationen, alle Trachten, alle Sprachen waren vertreten, ein Zeichen für den Inhalt der von Menschenschwärmen erfüllten Stadt, dem großen Schmelzofen in jener Zeit des Schmelzens.

Cleon stand allein an eine Säule gelehnt; seine Augen ruhten auf der Wasserflut, die zur Zeit diese zum Tempel führende Straße in einen Kanal verwandelt hatte. Er wartete auf das Nahen einer Prozession, an der Maia teilzunehmen beschlossen. Endlich wandte das erste Boot sich um die Ecke der nächsten Straße. Langsam, unter den Klängen einer weichen Musik, zog die Prozession daher und erreichte die Stufen des Tempels.

Dann stiegen die Knaben und Mädchen aus, Frucht- und Blumenkörbe auf Haupt und Armen tragend, und Priester, die weiße Stiere zum Opfer führten. Sie traten in den Tempel hinein, indem sie Dankeshymnen sangen, wobei ihre volltönenden, aus der Fülle des Südens entquollenen Stimmen sich bald einzeln in klarem melodiösem Aufschwunge, bald in frohlockendem Chor gemeinsam erhoben, während die sie umgebende Menge von Zeit zu Zeit den Refrain enthusiastisch wiederholte. Es war der natürliche Überschwang hoch vom Reichtum der Erde beglückter Herzen.

Cleon ward von dieser Hochflut des Enthusiasmus weit hinweg getragen. War dies nicht, so meinte er bei sich selbst, das Ideal der alten griechischen Religion? War nicht die Kindheit das Priestertum der Menschheit, Schönheit und Kunst nicht der vermittelnde Engel zwischen Gott und den Menschen? War dies alles, diese ursprüngliche, dankerfüllte Freude am Leben nicht schließlich dennoch die wahre Religion? Wohnte nicht die wahre Weisheit in kindesgleichen Herzen wie das Maias, desgleichen bei allen andern Menschenherzen, wenn sie, von Bewegung ergriffen, zu einem kindesgleichen gewandelt worden? Und war nicht jenes schreckliche Be-

wußtsein von Zwiespalt, Sünde und Gericht, darunter er stöhnend sich gewunden, das bloße Schreckgespenst einer krankhaften Phantasie, der verstörte Traum eines überarbeiteten, übermüdeten Denkens?

Soll das Leben und nicht der Tod, der Genuß und nicht der Verzicht das rechte Opfer sein für ein Wesen, das selbst Leben und Freude war?

Sollte es keine andre Alternative geben als: ein Leben ohne Gott oder Gott ohne Leben? War nicht der fröhliche Instinkt des Kindesherzens wahre geistige Gesundheit und die Selbstqual des Asketikers die Krankheit?

Mit solchen Gedanken und Empfindungen setzte Cleon sich an Maias Seite in das kleine Boot, das sie in ihres Vaters Behausung tragen sollte.

Die ganze Prozession versammelte sich in der Villa des Sertorius, und weit über Mitternacht hinaus währte der Tanz und das festliche Gewoge. Im Laube der Weingelände waren buntfarbige Lampen angebracht, und das Ganze hatte solch heiteres, anmutsvolles Gepräge, wie solches ein strahlender Mondenschein, ein orientalischer Garten und der Wärterin Julia auserlesenste, durch Maias Feingeschmack geordnete Früchte und Leckereien samt dem frohen Jauchzen der Kinderstimmen es nur zu verleihen vermochten.

Endlich gingen die Gäste auseinander, um in ihre verschiedenen Behausungen zurückzukehren; und oben auf hoher Terrasse standen Cleon und Maia und beobachteten, wie die Boote mit ihren Lampen wie Leuchtkäfer unter den lichterfüllten Hainen dahinglitten, und lauschten dem Klange des über die stillen Wasser dahintönenden heitern Gelächters.

Das letzte Boot war außer Sicht, die letzte Stimme verklungen. Die unergründlichen Tiefen des Himmels wurden vom herrlichen Glanze des Vollmonds durchwogt, und wie auf silbern schimmerndem Fittich zog er nun auch über die Flut daher, dem Orte zu, darauf sie standen. Mit schneebleichen Fingern berührte er die Tempel und verwandelte sie in das zarteste Alabaster, und die federumschirmten Kronen der Palmbäume umwob er mit silbernem Schimmer. Es war gleich einem neuen Tage, aber einem

Tage mit der Ruhe und der ungestörten Stille der Nacht, eine Fülle des Lichts, wie sie wohl in Harmonie gestanden hätte zu jenem Gesange der Engel, den sie einst in das nächtliche Schweigen hineintönen ließen: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

„Wie gut doch alles um uns her ist, Cleon!" flüsterte Maia. „Wie die Götter doch die Welt und auch uns lieb haben müssen!"

„Meine Maia, das nächste Fest wird das unsrer Hochzeit sein; ein Fest, das durch unser ganzes Leben fortdauern soll."

Als er das sagte, schlug bereits sein Boot an die Treppenstufen. Hastig nahm er Abschied von ihr, sprang hinein und war bald ihren Augen entschwunden.

Am andern Morgen sollte sie ihren Vater auf einer in Angelegenheit der Regierung zu unternehmenden Reise nach Oberägypten begleiten, und nach ihrer Rückkehr sollte die Hochzeitsfeier stattfinden.

„Und für sie soll auch jederzeit alles gut sein," dachte Cleon, heimwärts fahrend. „Ich will für immer zwischen ihr und jeglichem Leide stehen. Was auch von Kampf und Bösem in mein Herz gedrungen ist, ich will es allein tragen; nie soll etwas davon diesem reinen, glückbeseelten Herzen sich nahen!" Wie er sich so stark fühlte in der Kraft seiner Liebe zu ihr, sie zu verteidigen!

Der Mond war untergegangen; und zu ihm drang nun, gleich den Scharen der Sterne, welche das Tageslicht verbirgt, so feierlich und wahrheitsvoll die Stimme, welche der Tag zum Schweigen gebracht, die Stimme eines unbeschwichtigten Gewissens und des mit banger Ehrfurcht erfüllenden Bewußtseins der Nähe Gottes. Allenthalben also, durch das ganze unendliche Universum, empfand er die Gegenwart des Alleinheiligen und des Allmächtigen und sich als sündiges Geschöpf.

Abermals befand er sich im sittlichen Universum als ein verantwortliches Wesen vor dem alles durchforschenden Auge, als der Schuldner vor seinem Richter. Denn auch in dieser Nacht war der Schatten abermals auf seine Seele gefallen.

Traumbilder können solche Schatten nicht werfen.

Was denn sonst wirft sie?

Er selbst; sein eigner Schatten trübte ihm die Welt, denn sein Angesicht war abgekehrt von der Sünde!*)

Der Teil der Stadt, darin er wohnte, befand sich auf hoch gelegener Stelle. Darum konnte er bald landen und die Ruhelosigkeit seines Herzens durch körperliche Thätigkeit zu beschwichtigen versuchen. Auf dem Wege zu seiner Wohnung kam er durch einige der armseligsten, verrufensten Straßen, daraus Töne ausgelassenster Lust, von zornigem Geschrei und heftigen Drohungen unterbrochen, ihm von Zeit zu Zeit ans Ohr gellten wie Schmachflecken auf der reinen Stille der Nachtluft. Und in diesen Stimmen mußte er doch die seines Geschlechts erkennen, das Echo jener verderbten Natur in ihm, der er nicht zu entfliehen vermochte.

Wie er so dahinschritt, fesselte plötzlich der Klang einer fernen, gedämpften Frauenstimme sein Ohr in dringendem Flehen. Sie kam aus einer elenden Hütte hervor, die sich an das Eckhaus eines Baumganges lehnte, augenscheinlich die letzte Zuflucht der verkommensten Armut. Die Stimme aber klang edel und hold wie die Maias; es lag etwas in ihr, das seine Schritte festhielt, so wundersam und doch so vertraut klang sie ihm, und die Worte waren die seiner melodievollen, beredten Muttersprache. Die Thür der Hütte hatte nichts von Verschluß und stand halb offen. So stellte er sich in den Schatten des Vorsprungs vom Nachbarhause und lauschte. Die ruhige Stimme ward unterbrochen von einer andern, die schwach und abgebrochen klang wie die eines Sterbenden, doch voll tiefernster Erregtheit.

„Es hilft doch zu nichts. Du kennst mich nicht, kannst nie die Tiefe ermessen, zu welcher ich herabgesunken bin. Segen über Dich um Deiner Worte voller Mitleid willen! Doch der gleiche Himmel kann niemals Dich und mich zugleich umschließen."

Darauf erwiderte die sanfte Stimme: „Und es war ein Weib in der Stadt, die war eine Sünderin; und als sie hörte, Jesus säße zu Tische in des Pharisäers Hause, kam sie und trat hinter Ihn zu Seinen Füßen, weinte und begann Seine Füße zu netzen

*) Siehe Göthes Gedichte, S. 240, 11:
Was lehr' ich Dich vor allen Dingen?
Möcht' über meinen eignen Schatten springen.

mit ihren Thränen und sie mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen und küßte seine Füße und salbete sie mit Salben. Und das war Jesus, der Heilige Gottes."

„Hat Er es ihr zugelassen?"

Da fuhr die Stimme fort und sprach: „Da aber das der Pharisäer sahe, der Ihn geladen hatte, sprach er bei sich selbst: Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüßte Er, wer und welch ein Weib das ist, die Ihn anrühret, denn sie ist eine Sünderin. Der Pharisäer war nicht der Heilige."

„Aber hat Er sie abgewiesen?" fragte es wieder gar kläglich.

„Nein, sie nicht, sondern den Pharisäer. Jesus antwortete und sprach zu ihm: „Simon, ich habe Dir etwas zu sagen." Er aber sprach: „Meister sage an!" „Es hatte ein Wucherer zwei Schuldner. Einer war schuldig fünfhundert Groschen, der andre fünfzig. Da sie aber nicht hatten zu bezahlen, — hörst Du? sie hatten beide nicht zu bezahlen! — schenkte er es beiden. Sage an, welcher unter denen wird ihn am meisten lieben?" Simon antwortete und sprach: „Ich achte, dem er am meisten geschenket hat." Er aber sprach zu ihm: „Du hast recht gerichtet." Und Er wandte Sich zu dem Weibe — hörst Du? zu dem Weibe! — und sprach zu Simon: „Siehest Du dies Weib? Ich bin gekommen in Dein Haus, Du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen; diese aber hat meine Füße mit Thränen genetzt und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet. Du hast mir keinen Kuß gegeben; diese aber, nachdem sie hereingekommen ist, hat sie nicht abgelassen, meine Füße zu küssen. Du hast mein Haupt nicht mit Öl gesalbt; sie aber hat meine Füße mit Salbe gesalbt. Derhalben sage ich Dir: ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt; welchem aber wenig vergeben wird, der liebet we nig. Und Er sprach zu ihr: „Dir sind Deine Sünden vergeben." Da fingen die an, die mit zu Tische saßen, und sprachen bei sich selbst: „Wer ist dieser, der auch die Sünden vergiebt?" Doch Er, — hörst Du? — Er achtete ihrer nicht, denn eine war da, die Ihn verstand! Und zu ihr sprach er: „Dein Glaube hat Dir geholfen, gehe hin mit Frieden!""

„Vergeben! Vergeben! Friede!" so wiederholte die Stimme des sterbenden Weibes unter Schluchzen. „Aber ich kann nicht zu Ihm kommen wie sie und, wenn ich das auch wagte, nicht seine Füße salben und mit meinen Thränen netzen. Nichts giebt es, was ich für Ihn thun kann."

„Wohl ist's wahr," versetzte die andre Stimme im innigsten Tone des Mitgefühls, „Du hast nicht, zu bezahlen."

„Ach, wäre Er nur hier, nur in der Nähe! Könnte ich nur Seine Stimme hören und wissen, daß Er mich nicht von sich stoßen würde!"

„Er ist nahe; Er ist hier," flüsterte die andre, „und Er hat mehr gethan, Dir Seine Bereitwilligkeit zur Vergebung zu beweisen, als Er es je ihr gethan. Er hat alles, was Du verdient hast, auf Sich genommen. Nicht bloß vergeben hat Er Dir, auch sogar die Schuld bezahlt. Er hat Sich lassen verhöhnen, beschimpfen, kreuzigen. Er ist für Dich gestorben. Er lebt, um Dich zu erhören, Dir zu vergeben, Seinen Frieden Dir zu geben. Willst Du Ihn nun von Dir weisen?"

Keine Antwort erfolgte als von leisem Schluchzen unterbrochene Worte. Etwa wie ein reuiges Kind, das vom heftigen Sturm der Leidenschaft ermüdet ist, sich ausweint an der Brust seiner Mutter, so hatte dieses in Sünden müde gewordene Kind Ruhe gefunden am Herzen seines Vaters.

Ein langes Schweigen folgte. Dann erhob sich die sanfte Stimme abermals zur Danksagung und Bitte, und als dann die Redende aufstand, die Hütte zu verlassen, hörte Cleon von innen immer und immer wieder die Worte: „Friede! Friede! Deine Sünden sind Dir vergeben."

Endlich öffnete sich die Thüre, und eine vornehme Frau schritt heraus und ging geräuschlos die Straße dahin. In einiger Entfernung folgte ihr Cleon, um aufzupassen, daß ihr nichts zustoße, bis sie zur Thür eines großen, aber schlicht aussehenden Hauses kam und sie hinter sich zuschloß. Er merkte sich das Haus und beschloß, es am andern Tage wieder aufzusuchen, denn er fühlte, daß die Macht des Herrn und das Geheimnis des Friedens, wenn irgendwo, so hier sicher wohne. Etwas, was er in dieser Stunde

vernommen, schien ihm gleich einem Ausweg aus dem Labyrinthe, in das er sich verloren. Das Tageslicht strahlte ihm von ferne entgegen als ein mattes Sternlein, wie es dem zuerst erscheint, der aus dem dunklen Versteck einer Höhle herauskommt.

Der Heilige — und doch, weil heilig, fähig, den Sünder zu berühren, zu lieben, zu vergeben! Was sollte das bedeuten? Was für eine wundersame Kunde war das? Galt sie aber wirklich auch ihm? Konnte das die Lehre sein, welche die Menschen so haßten? Ohne Zweifel sollten sie Ihm alle zu Füßen fallen. Also weshalb waren sie Ihm so widerwillig, voller Hasses gesinnt? Da fielen ihm die Worte wieder ein: „Der Pharisäer aber verachtete die Sünderin und bot dem Heiligen kein Willkommen, der von Gott durch seine eingebildete Selbstgerechtigkeit und von den Menschen durch seine engherzige Selbstsucht ausgeschlossene Pharisäer." Diese wunderbare Wahrheit griff ihm ans Herz. Er ist es, der da weiß, was Sünde ist, und der sie nicht dulden kann, der aber allein Mitleid hat mit dem Sünder und ihn aufnimmt und ihm vergiebt.

Als er sich wieder in seinen Gemächern befand, sank er auf seine Kniee nieder vor dem, welcher Erbarmen hat, vor dem allein heiligen Gottessohne, vor dem Herrn Jesu Christo, und betete: „O Gott, ich bin nicht der Pharisäer, sondern der Sünder! Willst Du auch mich annehmen und mir vergeben, auch mir?" Und indem er also flehte, sank ein wundersamer Friede auf sein Herz hernieder von der Stätte des Friedens, da nun der Sohn Gottes, der all unsre Sünden hinweggetragen hat, für den Sünder bittet, Er, dessen Blut das Allerheiligste zum Gnadenthron gemacht hat.

Fünftes Kapitel.

Früh am andern Tage suchte sich Cleon wieder den Weg zu dem Hause, darein er am Abend zuvor jene Dame hatte eintreten sehen. Man sagte ihm, der Besitzer desselben sei ein Presbyter der Kirche von Alexandrien.

Sie luden ihn ein, sich in das Atrium zu begeben. Die Herrin des Hauses erhob sich aus dem Kreise ihrer Jungfrauen, um ihn zu empfangen und zu fragen, was er von ihr wünsche. Zwei noch kleine Kinder schmiegten sich in die Falten ihres Kleides, und in einem entfernteren Winkel des Zimmers saß ein Knabe von ungefähr vierzehn Jahren an einem Tische, mit dem Rücken gegen sie gekehrt, und las so eifrig, daß er die Unterbrechung nicht beachtete.

Die Dame war nicht mehr jung; ihr Gesicht hatte einen ruhigen, mütterlichen Ausdruck, und ihr ganzes Verhalten sowohl wie ihre Stimme war ebenso freundlich als demutsvoll, aber gerade in dieser Einfachheit voll wahrer Würde. Cleon bat sie um Verzeihung für dieses plötzliche Eindringen eines Fremdlings. Dann fragte er, ob der Herr des Hauses nicht ein Lehrer der Christen wäre.

„Ach so, Du begehrst meinen Gatten zu sprechen? Ich will Dich zu ihm führen," erwiderte sie.

Während sie dies that, sagte er: „Was ich begehre, ist gar einfach, dennoch kann es Dir seltsam erscheinen. Ich hörte Dich letzte Nacht in jener Hütte reden und folgte Dir alsdann heimwärts."

Da fuhr die Dame leicht zusammen und betrachtete ihn mit forschendem Blick; war doch bereits das Gerücht einer nahen Verfolgung zu ihr gedrungen. Sollte sie etwa ihren Gatten also irgend einem Boten der Regierung verraten? Sie zögerte einen Augenblick, aber Cleons offenes Gesicht schien sie wieder zu beruhigen, und so schritt sie weiter. Sie traten in ein kleines, nach Innen führendes Gemach, wo ihr Gatte saß und schrieb.

„Isidor," sagte sie, „ich bringe Dir einen Fremden, der für Dich irgend eine Botschaft zu überbringen hat."

„Nein," wandte Cleon ein, seinen artigen Gruß erwidernd, „das habe ich nicht. Ich komme, um zu erfahren, ob Du keine für mich hast." Dann richtete er sich an die Frau des Hauses und sagte: „Meine Angelegenheit hat für mich eine Bedeutung von Leben und Tod. Wenn Du und Dein Gatte mich lehren könnt,

wie Du diese Nacht das arme im Sterben liegende Wesen getröstet hast, so thue es, und ich will von Dir lernen wie ein Kind!"

Die Dame schien durch die ernste Dringlichkeit seines Tones bewegt. Sie blickte ihm lange ins Gesicht mit einem ganz eignen Interesse, und darauf ihrem Manne etwas ins Ohr flüsternd, verließ sie schnellen Schrittes das Zimmer.

Nun war Cleon allein mit seinem Wirt. Das Gemach war schlicht, doch nicht dürftig möbliert und ging auf einen hübschen Hof hinaus, durch welchen ein Wasser hinfloß.

Isidor hatte die Mittelhöhe des Lebens überschritten; sein Antlitz war durchfurcht, sein Haar grau; doch lag ein heitrer, liebreicher Ausdruck in seinen Augen, der das Herz zu ihm zog.

Cleon stand mit über einander gelegten Armen vor Isidor, indes dieser ihm allmählich die Geschichte seiner geistlichen Kämpfe und Fragen entlockte.

„Die Stoiker", sagte Cleon, „haben mir ruhiges Ertragen als ein Teil des großen Alls hingestellt; die Neuplatoniker rieten mir, in mystischer Anschauung der unbeweglichen und aller Erregung unfähigen Quelle allen Seins mein Ich zu verlieren; wie aber kann ich das Unfaßliche betrachten oder lieben? Jedes Bemühen dahin muß in Wahnwitz oder geistiger Erlahmung enden. Dann vernahm ich von Osten her von einer Doppelnatur aller Dinge, von Gutem und Bösem, von dem gestaltenden Geist und der gestaltlosen Materie, auch vielleicht von einem verunstaltenden, die Schöpfung und die Seele zerstörenden Geiste. Einige der Juden hier, sodann die Therapeutäer, sprachen von einem heiligen Gott und von gewissen Dingen, die gethan und erduldet werden müßten, um Ihn zu versöhnen."

„Das alles konnten die Juden ohne Tempel und ohne Opfer lehren," bemerkte Isidor.

Dann sprach Cleon von jener Unterredung mit dem Emeriten am Ufer des Nils. „Er nannte sich selber einen Nachfolger des Gekreuzigten," sagte er, „aber der Inbegriff all seiner Lehren war ziemlich der gleiche mit dem der Philosophen und Juden. Entsagung, Mühsal, Kampf, das alles sucht Gottes verlorene Nähe und Seine Liebe wieder zurück zu erlangen, ausgenommen, daß er

von einer lebendigen Persönlichkeit sprach, die mir wie niemals vorher die schreckliche Wahrheit zum Bewußtsein brachte, daß das Böse, welches die Schöpfung zerstört und verdirbt, mit jeder Faser unsers Gesamtwesens verbunden ist, daß unsre Herzen und Gemüter, daß unser Ich durch und durch verderbt ist. Dieser Gedanke hat mich in den Staub niedergedrückt, daß ich selbst ein Flecken und Schimpf auf Gottes Schöpfung sein soll, etwas, darauf Seine Augen zu ruhen nicht ertragen können. Wie gern, wie gern würde ich die Schatten des Todes aufgesucht haben, hätten sie mich nur verbergen können; doch ich weiß, daß ihnen das unmöglich ist. Endlich habe ich nun in der vergangenen Nacht Worte vernommen, die mir wie ein Aufdämmern der Hoffnung erscheinen. Der Eremit sprach von einem, der uns einen Weg zu Gott zurück gebahnt hat; Deine Gattin sprach von Ihm als dem, der da Sünde vergiebt und den Sünder heilig macht. Nun frage ich Dich, ob Du diesen Weg kennst und ihn mir weisen willst. Es ist mir gleich, was für Qual, Kampf und Anstrengung mit dem Betreten desselben verbunden ist, wenn Du mir nur solchen Weg zeigst, auf dem ich zuletzt heilig werde und so, wie Gott es liebt. Weißt Du einen solchen, so lehre mich ihn!"

Cleon hatte diese Worte mit der Schnelligkeit höchster Erregung hervorgebracht und stand nun da ohne sich zu rühren, den dunklen, durchdringenden Blick auf Isidor gerichtet und auf dessen Antwort harrend.

Dieser schwieg einige Augenblicke und beschattete seine Stirn mit seiner Hand; dann sah er empor und begegnete Cleons Blick mit einem herzliches Wohlwollen atmenden Lächeln, indem er dabei in gehaltener, würdiger Weise sprach: „Du hast alles beim unrechten Ende angefangen. Nicht Tod begehrst Du, sondern Leben. Nicht mit Verzichten mußt Du beginnen, sondern mit Empfangen."

„Aber sollen wir nicht dem Bösen entsagen? Und ist nicht Böses in mir?"

„Du wirst mit der Zeit vermutlich noch genug finden, dem Du entsagen mußt," meinte Isidor mit Ruhe. „Das erfahren wir alle, aber es ist nicht das, womit Du anzufangen hast. Du bedarfst der Vergebung, der Heiligung, des Lebens. Soll Dein

Entsagen völlig sein, so muß es bei nichts Geringerem als bei dem Grabe seine Endschaft finden, denn Deine ganze Natur ist von der Quelle des Lebens entfremdet und verderbt. Nicht Tod bedarfst Du, sondern Leben."

„Und wer," rief Cleon in bittrem Tone, „wer kann mir ein neues Leben darbieten?"

„Gott ist der Geber," versetzte Isidor feierlich; „bisher hast Du Ihn Dir nur als den Forderer vorgestellt."

„Nein," unterbrach ihn Cleon, „ich kenne Ihn lange schon als Geber. Hat Er uns nicht diese herrliche Welt geschenkt, uns Vernunft, Licht, Augen und Herz gegeben, dazu die uns teuer sind? Und habe ich nicht vor kurzem gehört, daß Er uns Seinen Sohn gab, um unser von Ihm abgeirrtes Herz zurück zu gewinnen? Aber gerade diese größte Gabe Seiner Güte ist der bitterste Tropfen im Kelche meines Leides. Denn für alle Seine Gaben habe ich Ihm etwas, was schlimmer ist als nichts, gegeben: ein sündiges Wesen, ein selbstsüchtiges Leben, ein Herz, das mit Freuden von dem Gedanken an Ihn sich abwendet, um Seine Geschöpfe oder Seine Gaben anzubeten."

„Verzeih', aber Du hast dennoch noch nie auf Ihn als den Geber allein gesehen," fuhr Isidor fort, „Du hast Ihn als den Gläubiger betrachtet und deshalb in einer jeglichen neuen Gabe von Ihm nur einen neuen Faktor in der unermeßlichen Liste Seiner Forderungen an uns erblickt."

„Ist denn dem nicht also, daß wir Ihm alles zu verdanken haben?" fragte Cleon.

„Ohne Zweifel! Und ebenso wahr ist es, daß wir Ihm nichts wieder zu vergelten haben. Nun bitte ich Dich, eine Weile Dich einmal ganz zu vergessen und auf das wenige zu hören, was ich Dir von Gott zu sagen habe! Unsre Religion ist nicht sowohl eine Philosophie als eine Geschichte. Das heißt, sie entspricht allen Bedürfnissen des Verstandes wie des Herzens, nämlich allen wirklichen, die nicht aus einem krankhaften Organ des Schauens, sondern aus thatsächlichen Widersprüchen und Disharmonieen in der Natur aller Dinge entstehen, indem diese unsre Religion uns gewisse, thatsächliche Begebenheiten offenbart. Nun können wir wohl abstrakte

Wahrheiten ahnen, voraussetzen, aber von Thatsachen können wir nicht eher etwas wissen, als wenn wir sie sehen oder uns von ihnen gesagt wird. Die Wahrheiten unsrer Religion sind Thatsachen, Thatsachen, die sich auf Gott, Seinen Charakter, Seine Thaten, Sein Verhältnis zu den Menschen beziehen. Du mußt einsehen, daß eine solche Geschichte Gott allein zu schreiben vermag. Und Er hat sie geschrieben. Unser Glaube also ruht einfach auf Gottes Geschichte einer wundersamen Reihe von Thatsachen. Einige derselben kennst Du schon; von einer aber weißt Du noch nichts. Wohl ist es wahr, daß Du sündig bist und Gott heilig; es ist ganz ebenso wahr, daß Er Forderungen Dir gegenüber hat, die Du niemals zu befriedigen im stande bist; doch hast Du noch nie gelernt, daß Er die Liebe ist, auch das nicht, daß Er zu Dir kommt nicht als Gläubiger, seine gerechte Forderung an Dich einzutreiben, nicht als Besitzer, der von dem durch ihn gepflanzten Weinberg Frucht begehrt, sondern als der König, welcher seinem Sohne ein Festmahl bereitet, zu dem er Dich, den Rebellen und Bettler, freien Anteil zu nehmen einladet. Du hast über Dich und Deine Armut nachgedacht, Gott aber denkt darüber nach, wie Er Seinen Sohn ehren und mit Ihm daran Sich erfreuen kann, Seinen Himmel mit glücklichen, heiligen Wesen zu erfüllen. Nun bitte ich Dich, einzig und allein Dein Auge auf Ihn zu richten, an welchem Gott Sein Wohlgefallen gehabt von Ewigkeit her, auf Ihn, durch den Er auf Dich blicken und sich an Dir ergötzen kann."

Also sprechend, erhob er sich und nahm eine Rolle Schriften aus einem kleinen Schrein, und mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte nun Cleon auf das, was Isidor zu lehren anhub.

„„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht" und zwar," schaltete Isidor ein, „vollkommen gemacht nach Seinem Bilde. „In Ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheinet in der Dunkelheit." Das Licht, darein die Menschen geschaffen wurden, hatten sie umdunkelt, so verdunkelt durch Sünde und Unglauben, daß, als das Licht „scheinete unter ihnen", sie es nicht begriffen. Du siehst hier den Kontrast. In

der Welt nichts als Finsternis und Tod — in Ihm Leben und Licht. Dennoch gab Er Sein gnädig Vorhaben nicht auf, die Menschen zu erleuchten. Die Zeit kam, da dies ewige Leben Sich selbst offenbarte. „Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen Seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ Das Licht wurde offenbar nicht als Feuer, sondern als Geber des Lichts; die Sonne der Gerechtigkeit ging auf, nicht um zu versengen, sondern um zu heilen. Er kam, die Herrlichkeit Gottes zu verkünden, und in Ihm erschien sie als „Gnade und Wahrheit“. Sie sahen Ihn Tag für Tag; hat Er doch viele Jahre unter ihnen gewohnt, gelehrt in den Straßen und in ihren Häusern mit ihnen gesprochen. Die ewige Weisheit, der lebendige Gottessohn nahm unsre Natur an Sich und kam in die Welt, die Er geschaffen, als ein kleines Kind. Dreißig Jahre hindurch kannte man Ihn nur als den Sohn Mariä, denn Er nahm Knechtsgestalt an und stellte sich in Abhängigkeit zu Gott und war Seinen Eltern unterthan und zeigte gar schlicht und einfach, was der Mensch sein sollte und was er nicht war. Die Menschen liebten Ihn, und Gott hatte Sein Wohlgefallen an Ihm. Doch es kam die Zeit, da das Licht sich offenbaren sollte und durch sein Leuchten die Finsternis frei und entdeckt machen. Er stand auf und lehrte das Volk; Er sagte ihnen, was ihr Schöpfer und Herr von ihnen zu fordern habe. Er enthüllte ihnen ihren verlorenen, sündigen Zustand, doch nur, um dem Sünder das Herz des Vaters zu enthüllen, die Tiefen des Erbarmens und der Liebe in Ihm, der Seinen Sohn gesandt hat, das Verlorene zu suchen und selig zu machen. Und dieser hat die Wahrheit Seines vom Vater Gesandtseins hauptsächlich durch die Macht bewiesen, die von Seinem Wort und Seinem heiligen Leben ausging, hinein in die Herzen der Menschen, aber auch durch so manches wunderbare Werk. Hat Er doch die Kranken geheilt, die Blinden sehend gemacht und die Toten auferweckt. „Das Licht scheinet in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht begriffen. Er kam in Sein Eigentum, und die Seinen nahmen Ihn nicht auf. Denen aber, die Ihn aufnahmen, gab Er Macht, Gottes Kinder zu heißen, die an Seinen Namen glauben.“

Hier ist das verloren gegangene Glied zwischen den toten und den lebendigen Christen. Die, welche Jesum aufnehmen, empfangen das Leben und leben, „welche nicht von dem Geblüt noch von dem Willen des Mannes, sondern von Gott geboren sind.“ “

„Wahrlich,“ rief Cleon, „diese Geschichte muß von Gott selbst herkommen!“

„Einige haben sich zu diesem Glauben bekannt und Ihn als den Sohn Gottes angesehen,“ fuhr Isidor fort. „Das waren Seine Jünger, die Ihm nachfolgten, wo Er hinging.“

„Auch ich würde Ihn als Gottes Sohn aufgenommen, an Ihn geglaubt haben!“ rief Cleon aus.

„Ich habe Dir noch mehr zu sagen,“ erwiderte Isidor, dessen Antlitz von ernster Freude aufleuchtete. „Einige haben Ihn aufgenommen; der größte Teil jedoch that es nicht. Sie haben Ihn gehaßt und gar oft getrachtet, wie sie Ihn zum Tode bringen könnten.“

„Warum?“ unterbrach ihn Cleon rasch.

„Sage, ist Er der einzige,“ versetzte Isidor mit weihevoller Würde, „den die Menschen zum Tode zu bringen trachteten, weil Er heiliger war denn sie? „Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsternis mehr denn das Licht, denn ihre Werke waren böse.“ Sie haben oftmals danach getrachtet, Ihn zu töten, doch es gelang ihnen nicht.“

„Wie sollte ihnen das auch gelingen,“ sagte Cleon, „war Er doch das Leben!“

„Zuletzt ist es ihnen dennoch gelungen,“ fuhr Isidor fort. „Die Hohenpriester und Obersten im Volk sandten eine bewaffnete Schar, die Ihn ergriff und Ihn vor den Hohenpriester des Jahres und vor den römischen Statthalter führte. Sie fanden an Ihm keine Schuld, keiner von ihnen, obwohl sie gar sehr um einen Vorwand sich abmühten; dennoch verurteilten sie Ihn zum Tode eines Verbrechers.“

Cleon schien für den Augenblick in Gedanken versunken; dann leuchtete sein Auge auf, und er sagte: „Jetzt, glaube ich, verstehe ich's. Was ist der Tod dem Sündlosen? Wenn Er wirklich starb,

so muß Sein Tod nur ein Eingang voll Triumph in Gottes Gegenwart gewesen sein, die Freudenkrone Seines ganzen unbefleckten Lebens."

„Er ward gekreuzigt zwischen zwei Missethätern. Der Gedanke schon an den Tod war tiefe Seelenpein für Ihn. Er bebte davor zurück, so daß der Schweiß Seines qualvollen Ringens ward wie Blutstropfen. Das Geißeln und die Nägel, die lange Marter am Kreuz entlockte auch nicht ein Murren von Seinen Lippen, aber etwas vermochte Ihm dennoch am Kreuz einen nicht zu unterdrückenden Angstschrei zu erpressen. Kurz ehe Er starb, rief Er mit lauter Stimme: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?""

Cleon heftete ernsthaft seinen Blick auf Isidor und sagte: „Was soll das bedeuten? Ist denn Gott nicht gerecht?"

„Wohl ist Er das," erwiderte Isidor feierlich, „und weil Er gerecht ist, darum starb der Sohn Gottes. Er hat unsre Sünde getragen. Gott der Vater hat all unsre Schuld und Missethat auf Ihn gelegt."

„Vermochte das Grab denn Ihn zu halten, der uns erlöset hat?"

„Nein!" versetzte Isidor. „Der Herr ist auferstanden; das Opfer ist angenommen, unsre Sünde hinweggetragen, begraben in Seinem Grabe. Während vierzig Tagen ist er in verschiedenen Zwischenräumen Hunderten Seiner Jünger erschienen, den Zeugen Seiner Auferstehung. Nun hat der Himmel Ihn für eine Zeitlang wieder aufgenommen und Ihn unsern Augen entrückt, und wir, die wir tot waren in Sünden, leben nun Gott durch Ihn und harren Seiner Wiederkunft und der Wiederbringung aller Dinge."

Er, der allein dem Sünder den Heiland offenbaren kann, der, welcher uns lehrt und tröstet, hatte mächtig zu Cleon geredet durch die schwachen Worte Isidors. Cleon erhob sich nach einer Pause, griff nach des Christen Hand und sagte langsam, wenn auch mit leiser, schwankender Stimme: „Ich glaube! Auch ich nehme den Gekreuzigten auf als den Herrn meines Lebens."

„Wohl Dir!" sagte Isidor. „Seine Kraft wird Dich stark machen; Er wird Dich nun Seinerseits auch aufnehmen als Seinen

erlösten Jünger und Dich Seinem Vater darstellen als Sein teuer erkauftes, erlöstes Kind."

Und dann kniete er nieder und betete laut. Wie er Gott als seinen Vater anrief und Ihm Dank sagte, so flehte er Ihn auch ernstlich an um Kraft und um die Salbung des Heiligen Geistes für das heimgebrachte verirrte Kind zu dem nun unausbleiblichen Kampfe. Cleon weinte still wie ein Kind; aber es waren eitel Freudenthränen. Er hatte keine Furcht mehr vor irgendwelchem Kampfe; er dachte lediglich der Freude, nun von Gott geliebt und ohne Aufhören gesegnet zu werden, und falls der Gedanke an ein Opfer ihm durch den Sinn fuhr, so war es nur der eines Weihe- und Dankopfers, welches Er zu den Füßen dessen niederlegen wollte, der ihn mit Seinem Blut erkauft. Doch er hatte noch so manches zu lernen.

Als er fortging, drückte ihm Isidor herzlich die Hand und übergab ihm als Geschenk eine Abschrift vom Evangelium St. Johannis.

„Es ist mein Licht gewesen in so manchen dunkeln Tagen," sagte er im Tone weihevoller Innigkeit. „Möchte es das auch für Dich sein!"

Cleon kehrte in sein einsames Daheim zurück und las die heilige Geschichte mit alles andre darüber vergessendem Interesse immer und immer wieder, und während er las, wuchs das Licht mehr und mehr.

Nach einigen Tagen kam er wieder zu Isidor zurück. Nachdem sie sich eine Zeitlang über die Cleons Geist jetzt ganz erfüllenden Wahrheiten unterhalten hatten, sagte der Presbyter: „Als der Herr Jesus gen Himmel fuhr, hat Er Seinen Jüngern zweierlei Zeichen hinterlassen, die sie von den andern Menschen unterscheiden sollten. Das erste derselben ist die christliche Taufe. Willst Du nun dieses Sein Gebot erfüllen und Dich werben lassen als Sein Kriegsmann?"

„Laß mich das Zeichen meines Bundes mit Ihm so bald als nur möglich erlangen!" bat Cleon.

„Aber in den Augen der Welt ist es ein Zeichen der Schmach. Es fordert von Dir vielleicht mancherlei Opfer und muß manche Schmach über Dich bringen."

Da durchzuckte Cleon die Vorstellung von einem wohl möglichen und doch ihn unmöglich dünkenden Opfer. Er hielt einen Augenblick inne; dann sagte er voll Ruhe: „Bin ich nicht bereits Sein Eigentum? Sollte ich davor zurückbeben, dies auch zu bekennen?"

„Du wirst einer stärkeren Kraft bedürfen als des bloßen Feuereifers eines jugendlichen Vorsatzes," wandte Isidor ernst ein. „Warte noch einige Tage, bevor Du Dich entschließest — und bete!"

Sechstes Kapitel.

Diejenigen, welche Gott gelehrt hat, was es ist um das Sichbekehren, was es heißt, von Selbstgerechtigkeit und Selbstsucht frei und von allem fruchtlosen Sichabquälen und grundlosen Grübeleien in die herrliche und doch so schlichte Freiheit der Kinder Gottes hineinversetzt zu werden, können sich vorstellen, wie sich nun das Leben für Cleon in so ganz neuem Lichte zeigte.

Das Gewebe des Zweifelns und des Ahnens, dieses Raupengespinst, dessen er gar so müde geworden, das er aber doch nicht von sich abzulösen vermocht, in das er nur durch jedes Mühen immer tiefer hineingeraten war, das den Himmel ihm verbarg und ihn lebendig begrub, war nun durchrissen, zersprengt durch einen Hauch von oben. Um ihn her lächelte der Himmel voller Sonnenschein, ertönten freudige Stimmen und öffneten sich Herzen so leicht und frei wie das seine.

Sein Herz erschloß sich gleich einer Blume an einem Frühlingsmorgen. Himmelstau, holder Zephyr und Sonnenschein umfächelte ihn; der Himmel stand offen über ihm, und die Engel Gottes traten heraus aus ihren Perlenthoren und dienten ihm. Das Auge, das so lange im Hineinblicken in sich selbst ermüdet sich überreizt hatte durch stetes Schauen ins Dunkle, bis es überall nur noch die eignen, brennenden Augen sah, war nun in die Höhe gerichtet. Die Schuppen waren von ihm abgefallen, und zur gleichen Zeit hatten sich die Wolken über ihm geteilt. Wo er nun hin-

blickte, begegnete er dem Auge eines Vaters, das in Liebe auf ihm ruhte.

Still hatte er bisher dagesessen und gebrütet über dem Feuerofen seines Herzens gleich einem Alchimisten, worüber ein solcher oft in vergeblichem Mühen, das Lebenselixir zu bereiten, alt und grau wird. Nun hatte ihn Gott dicht an Sein Herz gezogen und den Becher ewiger Jugendkraft an seine verschmachteten Lippen geführt. Was das alles bedeutet, ein „neuer Mensch" zu sein in Christo Jesu und durch Ihn ein völlig Ihm gehörendes, geliebtes Kind des allmächtigen Gottes, ausgerüstet mit der vollen Kraft eines neuen Lebens, das gänzlich im Dienste eines aufgehen sollte, der dessen so völlig wert war, das empfand Cleon. Vom Kampfe wußte er noch wenig; doch er brach gar bald über ihn herein. Das Licht ging ihm so mit einem Male auf, wie dies der Tag dort in Ägypten thut, und mit dem Tageslicht begann fast zu gleicher Zeit das Tagewerk.

Maia war von ihrer Reise mit ihrem Vater noch nicht zurückgekehrt; so behielt er noch Zeit zu reiflicher Erwägung. Er setzte die Notwendigkeit, seinen Herrn vor dem Pfleger und Schützer seiner Jugend zu bekennen, auch nicht einen Moment in Frage, noch zauderte er, dies sofort zu thun, obwohl die ganze Reihenfolge der darauf eintretenden Konsequenzen sich in diesen Stunden nüchternen Überdenkens mit voller Deutlichkeit vor ihn hinstellte. Doch kein Opfer konnte ihm so entsetzlich, so furchtbar erscheinen als sein Leben zu einer Lüge zu machen.

Er wußte, er müsse sich auf viel Spott und Hohn gefaßt machen von seiten seiner früheren Gefährten, ferner, daß sie, ohne irgendwie besonders hartherzig oder unwohlwollend zu sein, die Thatsachen nicht verstehen konnten, die sich ihm offenbart, und ihn darum als heißblütigen Enthusiasten oder als krankhaften Schwärmer, als das schwache Opfer eines abergläubischen Truggebildes ansehen mußten. Das wußte er alles und er bebte nicht davor zurück, es zu ertragen; etwas aber gab es, davor seine ganze Natur, deren reines, menschliches Empfinden sein neuer Glaube nur gekräftigt und vertieft hatte, zurückschauderte und bebte. Im Geiste traf ihn immer und immer wieder der verächtliche Blick,

das Stirnrunzeln, die bitterhöhnende Abwehr des Caius Sertorius, und dann versuchte er, Maias Blick zu begegnen, und vermochte es nicht. Er wußte, daß sie ihn nicht verachten, ihn nicht mit Mißtrauen betrachten, nicht tadeln würde, aber leiden! Und jeder neue Versuch, dies Weh zu durchringen, bevor es eintrat, brachte die gefürchtete Wirklichkeit ihm nur lebendiger vor die Seele und ließ ihn sich nur um so schwächer fühlen, bis er schließlich mit aller Entschiedenheit den Gedanken verbannte oder mit Worten des Heilandes oder im Gebet ihm zu begegnen suchte. Viel las er in dem Evangelium St. Johannis und andern Büchern der Heiligen Schrift, und am „ersten Tage der Woche“ wohnte er zum erstenmal einer christlichen Versammlung bei, zu der ihn Isidor eingeladen hatte.

Sie ward in Isidors Hause abgehalten, da die Furcht vor der bereits drohenden Verfolgung und das Bangen, das ein vor kurzem ausgebrochener Volksaufruhr verursacht, die Christen in ihrem Vorgehen vorsichtiger gemacht hatte. Cleon stand unter den Katechumenen. Der Gottesdienst hub schon zeitig des Morgens an und war augenscheinlich ein Fest der Danksagung für alle Versammelten. Isidor las, auf einer erhöhten Plattform stehend, dem Völklein aus dem Neuen Testamente vor, während ein Dolmetscher der eingebornen Ägypter wegen Satz für Satz ins Koptische übertrug. Als er mit dem Lesen geendet, erklärte er die Worte mit schlichter und doch weihevoller Sprache, sie mit andern aus derselben Quelle vergleichend und dem Herzen seiner Zuhörer so nahe bringend, daß diese, wie er sagte, sie mit sich nach Hause tragen und davon leben könnten.

Von Zeit zu Zeit fiel die ganze Versammlung mit Responsorien ein, während er die Gebete sprach. Stehend sangen, lauschten und beteten sie, denn es war der Tag der Auferstehung und sie die Jünger dessen, der die Gefallenen wieder aufgerichtet, und der ganze Gottesdienst, der heilige Tag selbst und eines jeden ganzes Leben sollte ein Dank- und Auferstehungsfest, ein lebendiges Zeugnis Seiner Auferstehung sein.

Was aber Cleon am meisten auffiel, das war der Gesang. Leise und immer stärker werdend erhob er sich, kaum hätte er

sagen können, woher, und schwoll auf von allen Seiten des Raumes, bis alle sich zu einem freudeerfüllten Chore vereinigten, der nichts lärmendes hatte wie der der Heiden, wenn diese ihre Triumphlieder anstimmten, sondern ruhig und herzandringend dahinfloß gleich einer Hymne des Feierabends nach des Tages Mühsal, wie eine Familie sie singt im Daheim des Elternhauses. Für Cleon hatten diese Klänge noch eine besonders ihn überwältigende Macht, denn außer der tiefen, neuerwachten Sympathie, welche die gesungenen Worte in ihm jetzt fanden, schienen sie ihm auch noch jene Lieder wieder in die Seele zu rufen, die einst Alce, seine Schwester, im Hause ihrer beider Eltern in Griechenland gesungen.

Als die letzte Hymne verklungen, allerlei Opfer von Brot, Wein und Honig für die Armen dieser kleinen Herde dargebracht war, die Isidor in Empfang nahm und sie auf den Tisch vor sich hinlegte, sie Gott weihend im Namen der ganzen Gemeinde, vereinigte sich dieselbe, „das königliche Priestertum", zur Darbringung geistlicher Opfer.

Ehe die Kommunion begann, entfernten sich die Neulinge und Taufkandidaten, wie dies gar früh schon Sitte ward in der Kirche und zu so viel Ärgernis unter den Heiden Anlaß gab wegen der Mysterien. Cleon wartete im Garten des Hofes, bis die Versammlung auseinandergehen und ihm so Gelegenheit zu einem Gespräch mit Isidor geboten würde.

Während er auf- und niederwanderte, kamen zwei Kinder in den Garten hineingehüpft und haschten einander. Plötzlich hielten sie still, da sie den Fremden erblickten; eben wollten sie davonhuschen, da fing Cleon rasch das flinke kleine Mädchen auf und hielt es fest. Er gehörte zu denen, die Kinder gleichsam wie durch eine Eingebung an sich fesseln und ihr Herz gewinnen. Ruhig ließ das Mägdlein sich auf seinen Schoß setzen und begann ganz vertraulich mit ihm zu plaudern. Ihr Bruder schien ein Jahr älter; still stand er neben ihnen und beobachtete sie.

„Wir sind ihrer drei," erzählte die Kleine, „Dioscoros, Philipp und ich. Den Philipp habe ich sehr lieb, aber Dioscoros am allerliebsten; der macht mir hübsches Spielzeug und ist immer so freundlich und so gut."

„Wo ist er denn jetzt?" fragte sie Cleon.

„Beim Fest ist er mit," erwiderte sie.

„Bei welchem?"

Da schaute die Kleine ihn verwundert an und erwiderte voll kindlicher Ehrfurcht: „Nun, beim Feste des lieben Herrn Jesu."

„Also gehst Du nicht mit?" fragte er.

„Nein," wandte Philipp hier ein, „Mutter sagt, wir sind noch zu klein."

„Aber wir kennen den Herrn Jesus schon gar gut," fuhr das Mägdlein fort. „Mutter und Dioscoros haben uns von Ihm erzählt, und wir haben Ihn auch sehr lieb, wenn wir auch noch nicht zu Seinem Feste gehen dürfen. Hast Du Ihn auch lieb?"

„Jawohl, ich habe Ihn lieb," sagte er, ihr das Haar streichelnd.

Da schien sich ihr eine Frage auf die Lippen zu drängen, doch sie hielt inne und wurde rot.

Er erwiderte aber ihren Blick und sagte: „Ich werde auch in nicht langer Zeit zum heiligen Feste dort gehen." Und nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Aber was weißt Du denn vom Herrn Jesus, mein liebes Kind?"

„Er ist vom Himmel herniedergekommen, um uns alle selig zu machen," sagte sie. „Er ist der gute Hirte, und die kleinen Kinder sind Seine Lämmer, und Er trägt sie in Seinem Busen und liebt sie. Und wenn wir schlafen, dann hält Er Wache über uns und segnet uns."

„Dann fürchtest Du Dich also nicht, wenn es dunkel ist?"

„O nein," erwiderte das Mägdlein und lächelte, „denn Du weißt, Er kann doch sehen."

Cleon antwortete nicht, aber sein Herz nahm des Kindes Lektion in sich auf. Endlich fragte er noch: „Wie heißt Du?"

„Alce", sagte sie, „wie meine Mutter."

Da durchfuhr ihn eine Vermutung: diese so wunderbar vertraut an sein Ohr klingende Stimme, dieser forschende, ernste Blick der Gattin Isidors, die ihm halb noch in Erinnerung lebenden Lobgesänge, und nun der Name dieses Kindes! Die elektrische Kette schien vollständig, und doch wagte er noch nicht, es mit Sicherheit anzunehmen, daß dem so sei.

Da trat Isidor herzu, gefolgt von seiner Gemahlin. Beide grüßten ihn mit Herzlichkeit.

„Hast Du Dich nun entschieden?" fragte ihn Isidor.

„Ja!" lautete die Antwort. „Ich bin ein Christ und begehre, als das auch vor andern zu gelten."

Da umarmte ihn Isidor voll Innigkeit, und seine Gattin reichte ihm die Hand, und wieder ruhten ihre weichen, ausdrucksvollen Augen auf ihm mit demselben forschenden Blick, den er zuvor schon an ihr bemerkt hatte.

„Bist Du eine Griechin?" fragte plötzlich Cleon.

„Das bin ich," sagte sie.

„Ist Dein Daheim einst von der Hand der Römer zerstört?"

„Allerdings!" beschied sie ihn.

„Und hat man Dich gebunden und in Gefangenschaft hinweggeführt? Verzeih' mir die Frage!"

„Wohl ist dem also," erwiderte sie, „man hat mich nach Ägypten geführt," und da sie sah, wie gespannt er ihr lauschte, fuhr sie fort: „Bischof Dionysius und die Kirche in Alexandrien haben mich losgekauft aus Liebe zu Ihm, unserm gemeinsamen Herrn, und bald danach habe ich mich verheiratet. Viele Jahre hat mein Gatte mit mir in Syrien gelebt, und erst seit einigen Monaten sind wir hierher nach Alexandrien zurückgekehrt."

„Hattest Du einen Bruder?" fragte Cleon voller Erregung.

„Jawohl hatte ich einen!" rief sie aus.

„Und Du hast ihn lieb gehabt und gepflegt wie eine Mutter und christliche Lieder ihm an seiner Wiege vorgesungen?"

„Cleon!" rief sie da. All ihre Ruhe brach zusammen in einem Strom von Thränen, und Bruder und Schwester hielten einander wieder in den Armen.

Und in doppeltem Sinne jetzt Bruder und Schwester! Durch ein Band, das, ach wie sehr, das Doppelte an Stärke besitzt, stark ist!

„Ihr werdet empfangen in diesem Leben Häuser und Brüder und Schwestern und Äcker mit Verfolgungen."

Siebentes Kapitel.

Ehe Cleon sich nun zu einem neuen Schritte entschloß, eilte er, Caius Sertorius von seinen Überzeugungen und Vorsätzen zu benachrichtigen.

Er war darauf vorbereitet, manches bittere und herbe Wort hören zu müssen. Kannte er doch des alten Mannes Herz und wußte, welch starkes Empfinden sich unter all seiner äußeren Rauhheit verbarg. Er wußte, wie all das tiefe Lieben dieses Herzens für Maia aufgespeichert war, und daß er, Cleon, ihn gerade an dieser Stelle nun verwunden mußte, er, der Fremdling, der Gefangene, den Sertorius so treu gepflegt und wie einen Sohn lieb und wert gehalten und erzogen hatte. Und ebenso wußte er, daß der von ihm zu nennende Grund in Sertorius Augen ein trügerisch deckend Gewebe für schier bewußten Undank erscheinen würde.

Der alte Mann hörte ihn in herbem Schweigen eine ganze Weile an, ohne ein Wort zu äußern. Doch endlich sagte er mit bitterm Ausdruck: „Cleon, wähle zwischen Deinen neuen Göttern und Maia! Beides kannst Du nicht haben.“

Cleons Vorhaben konnte dadurch nicht ins Schwanken geraten. Wie aber sollte er es dem alten Römer begreiflich machen, daß es einen gab, dessen Ansprüche auf Gehorsam und Treue über die eines Wohlthäters, Erretters und Vaters, über die einer verlobten Braut hinausgingen? Er versuchte keinerlei Entgegnung, sondern erduldete es schweigend, mit Verachtung aus dem Hause gewiesen zu werden, denn er fühlte, der alte Mann sei von seinem Gesichtspunkte aus ganz im Recht, und im Mitleid mit seinem alten, so großherzig ihm gewesenen Freunde, seinem Vater und seiner Maia Vater, vergaß er fast sein eignes, noch schwereres Los — und doch nicht schwerer, so voll Seelenqual es auch war denn vermochte er nicht zu beten — und für Maia?

Doch es blieb ihm noch ein andrer Kampf. In einer Welt, die sich von Gott entfremdet hat, ja, mehr noch, die in Feindschaft mit Ihm sich gesetzt, will es wohl etwas heißen, Sein Wort als die Richtschnur seines täglichen Verhaltens zu nehmen, nicht bloß

daraus einen Plan des Lebens im allgemeinen zu entnehmen, sondern Tag für Tag, bei allem, was an Schwierigkeiten und Bedenken sich darbietet, mit einfältigem Auge daraus Wink und Weisung zu schöpfen, entschlossen, in allem nicht das zu thun, was Eigenwille, Menschengefälligkeit oder menschliche, wiewohl von Gott sanktionierte Autorität uns zu thun geboten, sondern was Gott gebietet, nichts zwischen die Seele und Seine direkte Weisung treten zu lassen, sondern Ihm in allen Dingen mehr zu gehorchen denn den Menschen. Das will etwas heißen, viel zu viel für einen jeglichen von uns, wenn es nicht noch mehr hieße, daß Gott, unser Vater, auf unsrer Seite steht und willens ist, Gnade um Gnade uns zu geben, so und wo wir ihrer bedürfen, und stände nicht vor dem Gebot: „Wandle vor mir und sei fromm!“ die uns aufrecht haltende Zusicherung: „Ich bin der allmächtige Gott.“

Diesen schmalen Pfad, dieses enge Geleise des Gehorsams und des Friedens, denn beides gehört zusammen, betrat nun Cleon, und Gott gab ihm ein einfältiges Herz.

Während er in den Evangelien und Episteln las, kam er auch zu der Überzeugung, daß sein Beruf als Kriegsmann nicht von Gott gewollt sei, daß es einem Nachfolger dessen, der das Böse nicht mit Bösem vergalt, nicht anstand, seinen Lebensunterhalt durch Streit und Zwist zu erwerben. Das Schwert zu führen, selbst in einer gerechten Sache, erschien ihm im Widerspruch zu stehen mit dem Geiste dessen, der den Jünger strafte, weil dieser Ihn mit seinem Schwerte verteidigen wollte, und diese Reichskriege, darin er bisher gestanden, waren nur zu oft Kriege, die Ungerechtigkeit und Unordnung schützten, Eroberung und Plünderung im Auge hatten, oder selbstsüchtige Kämpfe zwischen Feldherren, die sich um den Vorrang stritten.

„Wir sind“, so dachte er, „berufen, vollkommen zu sein, gleichwie unser Vater im Himmel vollkommen ist, und Er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Stilles Ertragen und auf Ihn Vertrauen müssen unsre Waffen sein. Gleichwie Er handelt mit uns und gegen die Welt, also müssen auch wir handeln in geduldigem Ertragen. Denn als unser Herr Jesus Seine Sendung im Buche des Propheten Jesaias las, schloß er das Buch plötzlich,

ehe noch der Schlußsatz kam, denn „der Tag der Rache ist noch nicht gekommen.‟“

Als ein noch junger Mann und Neuling fragte er manchen der ältesten und erfahrenen Männer der Gemeinde hierüber, aber sie konnten untereinander nicht gleicher Meinung darüber werden. Isidor sagte, etliche treue Jünger hätten mitgefochten im kaiserlichen Heere, aber andre hätten sich geweigert und dafür gelitten; doch wollte er ihm keinerlei Rat geben und verwies ihn auf den geoffenbarten Willen Gottes mit der Bemerkung: „Überzeugungen, die wir Menschen entlehnen, haben nicht hinlänglichen Grund und Boden, den Stürmen zu widerstehen.“

Die römischen Kriegsleute mußten häufig Ceremonieen beiwohnen, die kein Christ dulden durfte; daher rieten ihm einige, doch wenigstens noch mit seiner Entscheidung zu warten, bis eine derartige Forderung an ihn erginge, und also die Verfolgung nicht über sich heraufzubeschwören. Sein Bekannter von früher, Papias, drang ernstlich in ihn, doch ja dies Verhalten zu wählen, und warnte ihn unter viel Vorsichtsmaßregeln vor dem Enthusiasmus der Jugend und neu errungenen Erkenntnissen.

Cleon beschloß zu warten, bis er getauft sei, nicht etwa weil sein Vornehmen noch schwach war, sondern weil er fühlte, daß es aushalten würde. Endlich war die Probezeit vorüber, seine Katechetenschule beendet, und beim herannahenden Osterfeste sollte der edle, fromme Bischof Dionysius ihn mit den andern Katechumenen taufen.

Der Vorabend des Osterfestes brach mit einem wonnigen Frühlingsmorgen an. Die Christen von Alexandrien sammelten sich in Gruppen von zweien oder dreien um das Grab eines ihrer Märtyrer, das an einem stillen, auf den Ufern einer der Nilmündungen gelegenen Orte sich befand. Es war sein „Geburtstag“, wie man den Todestag des Märtyrers bezeichnete, und sie kamen zusammen, um an seinem Grabe ihre Osterhymnen zu singen, bewegt vom Tone des Dankes und der Hoffnung.

Es sollte auch eine Taufe abgehalten werden an diesem Tage, denn jenen Christen der ersten Zeit war es eine besondere Freude, dies heilige Symbol ihres Todes und Auferstehens mit Christo

in der Zeit zu feiern, wo er des Todes Bande durchbrach und die Pforten des ewigen Lebens allen denen aufthat, die da glaubten. Es war eine frohbewegte, tief sich einprägende Feier. Eine heilige Weihe schien die kleine Schar zu erfüllen, dazu eine besondere Innigkeit ihrer brüderlichen Liebe, wußten sie doch, daß über ihren Häuptern ein Sturm der Verfolgung drohte, und so schmiegten sie sich um so enger aneinander unter den Fittichen des Allmächtigen. Die Mächte der Erde schauten drohend darein, aber die Macht des Höchsten überschattete sie, und sie hatten vollen Frieden.

Es war ein ruhiges Plätzchen; noch war der Tau nicht vom Grase gewichen; die noch niedrig stehende Sonne spiegelte sich in den Tropfen, glitzerte im Wasser des Stromes und schoß goldige Strahlenschleier durch die ums Grab des Märtyrers sich reihenden Palmbäume.

Einer der Katechumenen nach dem andern legte sein Gelübde ab, völlig der Welt, dem Fleisch und dem Teufel zu entsagen, ein Bekenntnis, das für so manchen unter ihnen eine heilig ernste Bedeutung hatte. Einer nach dem andern schritt hinab in den Fluß — mit Christo begraben zu werden —, einer nach dem andern kam wieder hervor, wodurch sie versinnbildlichten, daß sie unbeschädigt durch des Todes Flut — und der Tod ist ja der Sünde Sold — durch Seine Auferstehung hindurchdringen sollten.

Dann hüllten die Presbyter und ihre Diakonen sie in das weiße Gewand der Reinheit, wie sie dereinst zu stehen hofften vor dem Throne Gottes, in Kleidern, gewaschen und helle gemacht in dem Blute des Lammes. Darauf knieten sie alle nieder vor dem Bischof Dionysius, und er machte das Zeichen des Kreuzes als Symbol ihrer Ritterschaft über sie und salbte sie mit dem heiligen Öl, womit bedeutet wurde, daß sie ein heilig Priestertum wären, auserwählt zu bringen geistliche Opfer, Gott angenehm durch Jesum Christum, das Sühnopfer und den großen Hohenpriester.

Hierauf stimmte die ganze Versammlung einen Ostergesang an, und als der letzte Klang des fröhlichen Chores in der frischen Morgenluft erstarb, da war es Cleon, als ob Vögel und Wasser und das Rauschen der Blätter im Winde ihr Responsorium ertönen ließen: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden.“

Am Tage darauf versammelten sich die Christen wieder im Hause des Isidor, und nach der Agape, dem gemeinsamen Liebesmahl, nahm Cleon zum erstenmal frohbewegten, einfältigen Herzens teil an dem, was die kleine Alce einst das „heilige Fest des lieben Herrn Jesu" genannt hatte.

Cleon verbrachte die Woche nach seiner Taufe — während welcher auch die Neugetauften noch in ihren weißen Gewändern blieben — im Hause seiner Schwester. Es war eine Ruhezeit, und solcher bedurfte er gar sehr. Die „rechte Hand", die er hatte „abhauen müssen", konnte nimmer wieder Ersatz finden, und die Wunde wollte nicht heilen. Sein ganzes Wesen war mit dem Maias so identifiziert worden, daß er buchstäblich auf Erden nun keinerlei Hoffnung noch Zukunftsplan mehr hatte. Das lehrte jeder Tag ihn mehr, und bisweilen, wenn er im trauten Familienkreise seiner Schwester saß, konnte er solche Gemeinschaft nicht ertragen. Dann erschien es ihm weiser, den Kampf dagegen aufzugeben, denn er fühlte sich nicht so einsam, wenn er allein war, als in ihrer Mitte; denn in solchem Alleinsein nahete sich ihm Gott mit all dem, was die Vereinigung mit Ihm der wiedergeborenen Seele zu gewähren vermag, und dann konnte er seine ganze Seele im Gebet ausströmen lassen, im Gebet für sie, von der er zu niemand sonst reden konnte. Diese Woche war mithin eine Zeit der Erquickung und der Stärkung für den Kampf, der ihm bevorstand, denn noch ehe sie zu Ende ging, ward ein Edikt in Alexandrien verkündet betreffs einer Feier des kaiserlichen Geburtstages; seine Bildsäule sollte im Triumph umhergetragen werden, die Kriegsleute sollten ihm huldigen und für ihn den Göttern Roms Opfer bringen.

Es blieb nun für Cleon keinerlei Alternative mehr. Er wußte, was ihm nun bevorstand, aber er war dankbar, daß diese Forderung derart war, daß ihm auch nicht eine Möglichkeit des Zweifelns oder des Kompromisses gelassen war.

Das Geburtsfest rückte heran; es war ein ähnlicher Tag ungetrübten ägyptischen Sonnenscheins wie der, da er Maia mit ihrem Dankopfer für die Überschwemmung entgegenzog. Der erste Trompetenstoß, das hastige, fröhliche Treiben und Rüsten in der

Stadt brachte ihm tausend das Herz durchwogende Erinnerungen. Der Sturm des Zweifels, den jener Sonnentag damals nur für eine Weile zum Schweigen gebracht hatte, war nun zur Ruhe gekommen durch die Stimme, die allein solche Stürme stillen kann, und nun war's auch in seiner Seele ganz still. Wer aber konnte sagen, was für ein Sturm heute noch sein Leben zu verheeren vermochte? Er sah bereits die herniederhängenden Wolken; mit jedem lauten Beifallstosen der Menge, mit jedem erregten Blick oder Gebärdenspiel sah er ihn näher heranrücken. Doch stark in der Kraft des Gehorsams ging er ihm auf dem Wege stiller Erfüllung seiner gewohnten Pflichten ruhig entgegen.

Die Prozession schritt mit lustigem, glanzvollem Gepränge durch die Straßen; Priester mit Guirlanden und weißen Gewändern führten die weißen Stiere zum Opfer; Kinder mit Blumen und bunten Fahnen schauten stolz umher, ob nicht Mütter und Schwestern sie bewundernd aus der Menge anblickten; Soldaten mit ihren Federn und ihrer strahlenden Waffenrüstung, aber mit unbeweglichem Gesicht, marschierten nach den ungeschulten, monotonen Klängen orientalischer Musik. Cleon ritt zwischen seinen Kameraden; das Volk begrüßte sie mit Jauchzen und warf ihnen Kränze auf den Weg, als sie vorüberkamen.

Endlich erreichte die Prozession den erhöhten freien Raum, der für das Opfern bestimmt war. Ein Soldat nach dem andern trat vor und streute Weihrauch vor der kaiserlichen Bildsäule, wobei er den üblichen Eidschwur leistete: „Bei dem Genius des Kaisers." Nur Cleon weigerte sich, diese götzendienerische Huldigung darzubringen. Die Menge verstand die Ursache nicht gleich und ward nur ungeduldig ob der Unterbrechung; als der Grund aber ihr ersichtlich wurde, da ward alsbald die Ungeduld zur Wut, da die, welche nicht ganz klar sahen, von der allgemeinen Erregung angesteckt, mit fortgerissen wurden. Tausend Augen sprühten Zornesblicke; tausend Stimmen brachen in Rufe der Verwünschung und Verachtung aus; tausend Waffen erhoben sich, dem Rache zu drohen, der so unberufen die Hochflut der festlichen Feier aufzuhalten wagte. Doch Cleon stand ruhig in ihrer Mitte; auf seinem Antlitz leuchtete eine selig frohe Begeisterung.

„Bei Euren Göttern kann ich nicht schwören," sagte er fest, „denn Götter giebt es nicht. Es ist nur ein Gott und ein Herr: Jesus Christus, des Diener wir sind. Ich bin ein Christ."

Da redeten einige ihm ernstlich zu und bedauerten, daß er so seine Jugend von sich würfe, und aus der ihm zunächst stehenden Gruppe flüsterte ihm eine Stimme zu:

„Was thut's denn, so ein bischen Weihrauch hinzustreuen, dem Volke einen Gefallen zu thun, oder einen Eid zu schwören, der doch niemand schädigen kann?"

War das die Stimme des Versuchers? Cleon wandte sich rasch, und ehe die Gestalt sich im Menschengewoge verlieren konnte, erkannte er die stechenden, friedelosen Augen Papias, des reichen Kaufherrn. Ein wohlmeinender Alter wollte ihm die Weihrauchschale in die Hand zwingen, doch Cleon wehrte ihn sanft ab; er hatte auf alles Verlocken und Drohen nur die einfache Erwiderung: „Ich bin ein Christ."

Die Wut der Menge war auf die Länge nicht mehr zu beherrschen. Sie wollten ihn in Stücke zerreißen und schrieen: „Tötet ihn, tötet den Gottesverächter!" „Ans Kreuz mit dem Anbeter des Gekreuzigten!" Doch die Diener der Gerechtigkeit, die bereits seine Waffen zusammengebunden hatten, trugen ihn mit Gewalt durch das Gewoge hindurch zum Gefängnis. Ein Stein jedoch traf an seine Schläfe und brachte seiner Stirn eine tiefe Wunde bei; seine Lippe bebte, sein Auge blitzte einen Moment voll Verachtung auf beim Aufjubeln des Triumphes, mit dem die Menge diesen unmännlichen Angriff begrüßte. Und doch gab es Frauen unter dieser Menge, die lieber gestorben wären, hätten sie dadurch, die ihnen teuer waren, retten können, und Männer, die Thränen vergossen, so sie ihre Kinder leiden sahen. Wie war solches nur möglich? Da gedachte Cleon an das Kreuz und hörte auf, sich zu wundern oder unwillig zu werden.

Keinem seiner Freunde gestattete man während der drei Tage, die er im Gefängnis zubrachte, ihn aufzusuchen. Es waren Tage weihevoller, einsamer Gemeinschaft mit Gott im innersten Heiligtume. Als die Beamten kamen, um ihn vor den Gerichtshof zu führen, war er so ruhig und gesammelt wie jemand, der von höherer Macht

gestützt wird. Wie Hiskias hatte er bereits dem Feinde im Tempel gegenüber gestanden und ihn dort überwunden.

„Wir haben Dir Zeit gegeben," hub das Haupt der Behörde artig an, „daß Du zurücknehmen kannst, was Du gesagt; Du hast sie sicherlich unterdessen weislich benutzt?"

„Ich habe es, wie ich denke, gethan," erwiderte Cleon ruhig. „Mein Vorhaben steht ganz fest: nimmer breche ich dem König aller Könige meinen Bundeseid."

„Bist Du denn auch darauf vorbereitet, daß Du nun das Geschick Deines Königs teilst?" fragte spöttisch einer der hohen Beamten.

„Ich glaube, daß der, welcher Sich für mich in den Tod gegeben hat, mir Kraft verleihen wird, so es not thut," sagte Cleon gelassen, „und wird mich dort hinaufrücken, wohin Er aufgefahren ist."

Er ist so, wie sie alle sind," murmelte einer der Herren. Nachdem sie sich dann mit einander beraten hatten, sagte einer von ihnen, der dem Glauben der Christen am meisten feindlich gesinnt schien:

„Es giebt nur einen Weg, auf dem ein römischer Soldat seiner Pflicht enthoben werden kann, nämlich, daß er zum Stande des Sklaven erniedrigt und als Verbrecher gebrandmarkt wird. Dies Ausfluchtsmittel sei Dir hiermit zur Verfügung gestellt!"

Da stieg dunkle Röte in Cleons Angesicht. „Ich habe wohl etwas Besseres von den Herren Roms verdient als das," sagte er in bittrem Tone.

„Ohne Zweifel wird auch der Kaiser Deine Ansprüche erwägen," erwiderte kühl der Beamte, „wenn Du im Heere weiter ihm zu Diensten stehen willst."

Cleon preßte einen Augenblick seine Hand auf seine Stirn. Alles Hoffen und Lieben, das er seit Jahren gehegt, Maia, Ehre, alles, was ihm das Leben zum Leben gemacht, rauschte wie ein Strom in diesem Moment über sein Herz dahin. Doch mitten darin vernahm er eine zwar leise Stimme, die aber doch jenes Rauschen durchdrang, sie sprach: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater." Und

mit mannhaft festem Blick schaute er nun dem Richter ins Auge und sagte:

„Wenn's also geschehen muß, so bin ich bereit. Ich kann weder opfern noch fechten, denn ich bin ein Christ."

Dann stand er da, bleich wie der Tod und regungslos bis auf einen Blick gen Himmel und ein Zucken der zusammengepreßten Lippen, während sein Urteil gesprochen wurde.

Er war noch jung, und stolz und ungestüm war seine Natur; für ihn war keineswegs alle Herrlichkeit dieser Erde, aller Ruhm zu nichts geworden; er empfand das Schöne desselben noch in gleicher Stärke. Der Pfad treuen Gehorsams lag für ihn schnurstracks dem entgegen, was er sich erwählt haben würde; doch einer hatte ihn zuvor betreten und betrat ihn nun mit ihm.

So ward er denn der Rechte eines römischen Bürgers sowohl wie seiner Freiheit entkleidet. Doch er wußte, daß Gott eine Stadt für ihn bereitet hatte, und nun wurde ihm die Wahrheit jener goldenen Worte offenbar: „Unsre Bürgerschaft aber ist im Himmel." Man erklärte ihn als Sklaven, aber er dachte an den, welcher Knechtsgestalt auf sich nahm um unseretwillen. Und als man ihn in Sklavengewändern vor die Heerestruppen hinführte und seine Stirn mit glühendem Eisen brandmarkte, ihr das unauslöschliche Zeichen von Schande und Verbrechen damit aufdrückend, da blickte er auf den, welcher der Schande nicht achtete und nun gesetzt ist zur rechten Hand Gottes. „Und dies", so dachte er, „ist doch nicht das Kreuz, das Er trug."

Er ward durch keinerlei Anwandlung von Schwäche oder Bewußtlosigkeit über die Feuerprobe hinweggetragen. Mit vollem Bewußtsein machte er alles durch; doch der, welcher in den Seinen verfolgt wird, stand ihm treulich zur Seite. So bitter er die Schmach empfand, so schwer ihm diese Schickung zu tragen ward, so fühlte er doch im tiefsten Grunde seiner Seele, daß sie leicht sei im Vergleich zu der über alle Maße wichtigen Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden.

Das Urteil wurde bis aufs kleinste an ihm vollzogen. Man verkaufte ihn als Sklaven und legte den für ihn erlangten Preis in die öffentliche Staatskasse. Er wußte nicht, wer ihn gekauft,

wohin sie ihn führen würden, und welchem Herrn er fortan zu dienen habe. Zuviel war es bereits, was er durchlitten, um hieraus sich viel zu machen; außerdem vertraute er blindlings der Leitung der Hand, in die er sich mit seinem ganzen Sein und Leben übergeben. Doch als sie schließlich auf dem Wege durch die Stadt, wo manches verächtliche Wort ihn aufblicken ließ, in eine ihm bekannte Straße einbogen, da kam ihm alles sehr vertraut vor. Im nächsten Moment befand er sich an der Thür seiner Schwester. Sie führte ihn in die Halle hinein; die Kirche Alexandriens hatte ihn gekauft.

„Nein, meine Schwester," sagte er, sich ihrer wortlosen Umarmung entziehend, „hier kann ich nicht bleiben. Es ist meines Gottes Wille gewesen, mich sehr tief hinabzubeugen, aber ich will Dich nicht mit mir also sinken lassen."

Sie antwortete ihm nicht, sondern nahm nur seine brennende Hand in die ihrige und führte ihn auf ein Ruhebett, wo sie dann neben ihm niederkniete. Und wie er so dasaß, das Haupt gesenkt, schlich sich die kleine Alce leise zu ihm heran, kletterte ihm, wie sie gewohnt war, auf den Schoß, schlang ihre Ärmchen um seinen Nacken und küßte ihn auf die Stirn. Dabei berührte sie die Stelle, wo man ihn gebrandmarkt; sie legte ihre weichen Händchen auf die Wunde und sagte ganz verwundert: „Mütterchen, sie haben ihm weh gethan!"

Cleon machte keinerlei Versuch, sie abzuwehren, sondern drückte sie zärtlich an sein Herz. Das Fieber in ihm war abgekühlt; auf des Kindes Stirn tropften seine Thränen nieder.

Aber durch solchen Feuerofen kommt niemand unversehrt hindurch. Wohl war der Geist willig, aber das Fleisch war, wenn auch so lange aufrecht erhalten, schwach. Ehe die Woche zu Ende ging, lag Cleon an heftigem Nervenfieber danieder. Viele Tage hindurch war das Delirium gar stark. Mitunter fuhr er wohl jäh empor und beschwor die, die ihn umgaben, Maia nichts davon erfahren zu lassen. Dann wieder bat er wie ein kleines Kind, ihn zu ihr gehen zu lassen; er wolle ihr alles erklären; sie würde ihn sicherlich verstehen. Bisweilen schienen ihm Visionen voller Herrlichkeit vor Augen zu schweben, und er rief: „Sagt ihr, daß ich es

nicht bereue; es ist des Opfers wert!“ Dann preßte er seine Hand auf die Stirn und sagte: „Scheue Dich nicht so, Maia, wende Dich nicht so von mir! Es ist ja blos das Kreuz, das man bei meiner Taufe mir auf die Stirne gedrückt hat. Es brennt wohl, aber es ist nicht schwer. Willst Du Dich auch taufen lassen mit der Taufe, damit ich getauft worden bin?“

Seine Schwester saß Tag und Nacht an seinem Lager, jede Bewegung, jeden Wechsel beobachtend; mitunter schien er sie in ganz eigner Weise mit Maia und den Himmel mit seinem Elternhause in Griechenland zu verwechseln. „Haben sie gesagt, daß es zerstört sei?“ pflegte er dann zu fragen. „Das kann nicht sein, denn es ist unvergänglich. Weder Motten noch Rost noch Diebe können eindringen, noch Sorge, Leid und Sünde. Es ist eine Stadt, die fest gegründet ist, und Gott ist ihr Baumeister und ihr Licht.“

Als ihm endlich der heilende Schlaf der Genesung wieder beschert ward und er von ihm mit wieder hellem Bewußtsein erwachte, saß Alce immer noch bei ihm. Der Glanz ihrer friedevollen Augen schien seinem halb noch traumumfangenen Geist wohl zu thun.

„Ich habe einen langen Traum gehabt, Alce!“ sagte er. „Ist denn alles Traum gewesen?“

Allmählich kehrte Kraft und Bewußtsein wieder. Als er eines Tages sich stärker wie sonst fühlte, wagte es Alce, ihn über Maia zu befragen. Da strömte denn das lang zurückgehaltene Vertrauen rückhaltslos ihr zu; er erzählte ihr alles, was er hingegeben hatte. Es that Cleon wohl, zu denken, daß Alces Gebete sich mit den seinigen jetzt zusammenschließen würden seinetwegen, und daß sie Maia vielleicht zu beobachten vermöchte, wie er solches zu thun nimmermehr hoffen durfte.

Außerdem hatte er noch viel zu lernen. So manches der segensvollsten Gottesworte scheint wie mit unsichtbarer Tinte geschrieben, so daß es erst durchs Feuer hervortritt und lesbar wird. Schatzkammern von Hoffnung und Wahrheit lagen darin beschlossen, deren Schwelle er noch kaum überschritten. Die himmlische Bürgerschaft, die thatsächliche Versöhnung der Gemeinde der Gläubigen,

ihr Warten auf ihr zukünftiges, teuer erkauftes, aber unentreißbares Erbteil, um dessentwillen es sich so wohl verlohnt, eine kleine Weile noch ein Fremdling auf Erden zu sein, das große Geheimnis der Braut und ihres himmlischen Bräutigams und Herrn, die von dem Vater dem Sohne in Ewigkeit übergebene Gemeinde, die Er erkauft mit Seinem Blut und emporgehoben aus dem Staube, um die Herrlichkeit dessen, der sie geliebet, den Engeln zu offenbaren, um Seine Freude zu teilen und aller Welt Seine Gnade zu verkündigen, in des Vaters Hause für immer mit unaussprechlicher Liebe geliebt zu werden mit der Liebe, auf die jetzt in der Wüste sich zu stützen so selig und friedevoll ist, diese Wirklichkeit mitsamt so mancher andern ewig großen und hohen Wahrheit, die alle irdische Herrlichkeit so kläglich und nichtig und den geringsten Gott geleisteten Dienst so herrlich erscheinen läßt, — das alles kam über ihn mit überwältigender Macht und machte sein Gemüt still und stark, indem es also an alles das erinnert ward durch den Tröster, der bei der Gemeinde bleibt immerdar.

War der Tausch, für all die von Menschen, die nicht wußten, was sie thaten, ihm widerfahrene Schmach dereinst vor Gott, Engeln und Menschen bekannt zu werden von dem, der uns geliebet hat, für all die innere Verarmung und Verachtung hier dort den weißen Stein mit dem neuen Namen, welchen niemand kennt, außer, der ihn empfängt, zu erhalten, nicht ein guter?

Und unterdessen durfte er sich an dem sanften, friedeatmenden Wesen seiner Schwester erlaben, das stille Lächeln sehen, das aus ihren Augen oft hervorleuchtete, als ob darin ein heimlicher Schatz von Glück verborgen sei, das geweihte, lautere Leben Isidors, der so streng gegen sich, so zart gegen andre war und sich allem guten Einfluß von außen so oft erschloß; die aufrichtige, wiewohl etwas schwer errungene Zuneigung seines Sohnes Philipp, die fürsorgliche Zartheit des älteren Bruders Dioskoros, den sein Vater seinen jungen „Parabolanus“ (Krankenpfleger) zu nennen pflegte, weil er sich so hilfreich und liebevoll bei der Krankheit gezeigt und so gern Kranken Handreichungen that, die Liebkosungen seines besonderen Herzblatts, der kleinen Alce, — das alles und jener ganze tausendfache, wohlthuende Einfluß eines christlichen Hauses wirkten

auf den Genesenden wie der stählende Odem der Meeresluft heilkräftig und stärkend.

Morgenluft schien dieses Haus stets zu durchdringen, als ob sie sich eben in voller Gesundheit und Hoffnungsfrische erhoben hätten, um an die Arbeit des kurzen, geschäftigen Tages zu gehen. Sie waren in Wahrheit Kinder des Tages. Eine Thatsache schien der Mittelpunkt all ihres Denkens und Lebens zu sein, die Auferstehung des Herrn. Wie man es an den Malereien und Bildwerken der alten römischen Katakomben sieht, war das Kreuz auch für diese kleine Hausgemeine umhangen mit Siegeskränzen von dem geöffneten Grabe. Gestern war für sie der Tag der Auferstehung ihres Herrn, heute der Tag, wo sie Ihm dienten mit aller Energie ihres neuen Lebens, morgen der Auferstehungsmorgen der Gerechten, wo die Toten in Christo zuerst auferstehen sollen und danach die, die da leben, verwandelt werden. Eine solche Atmosphäre konnte Cleon nicht beständig umgeben, ohne daß er anders daraus hervorging, als er in sie hineingetreten war.

Auch die Gemeinde der Christen von Alexandrien freute sich, dem Ehre anzuthun, der ihren Herrn und Meister also geehrt hatte. Es war damals kein goldenes Zeitalter für die Kirche, durchaus nicht mehr als damals, als die von Korinth St. Paulo so viel Not machte, oder wie in jener Zeit, wo Gaius lebte, welchen Diotrephes irre leitete und den Jünger, welchen Jesus lieb hatte, nicht aufnehmen wollte. Sie hatte sich aber noch nicht in vielerlei mit einander streitende Abteilungen gespaltet, noch hatte sie sich mit den heidnischen Nationen identifiziert. Noch gab es eine sichtbare, allgemeine, allen offenbarte Kirche, und noch schien die Schar der ersten Christen gleich dem Lichte in der Dunkelheit allüberall in der Welt, und durch die Liebe, die sie zu einander hatten, bezeigten sie sich als Jünger unsers Herrn Jesu.

Doch diese ihm also entgegengebrachten Ehrenerweisungen vermochte Cleon auf die Länge nicht zu ertragen, und so ward es zwischen Isidor und Alce beschlossen, daß es besser für ihn sei, Alexandrien eine Zeitlang zu verlassen und so dem Verlangen seines Herzens Raum zu schaffen, die Gnade und Wahrheit des Herrn unter den Völkern des Ostens zu verkündigen.

Daher wurden ihm vom Bischof Dionysius und dessen Presbyter die Hände aufgelegt und er unter den Gebeten und Segenswünschen der Gemeinde hinausgesandt, um dort, wo einst Thomas so manche Gemeinde gegründet, im südlichen Indien, sein Werk zu treiben.

„Du wirst Maia nicht vergessen?“ sagte er leis zu Alce beim Scheiden.

Sie vergaß sie nicht.

Achtes Kapitel.

Jedoch vergaß Maia auch Cleon nicht. Als ihr Vater zuerst ihr mitteilte, Cleon sei Christ geworden, und darum dürften sie nimmer mit einander mehr verkehren, da schien sie dieser Schlag wohl zu Boden zu werfen, und tagelang strömten ihre heißen Thränen um ihn. Doch gerade solch Übermaß ihres Herzeleids führte ihr Heilung zu. Bei ihr war die Hoffnung etwas so Natürliches und Unhemmbares, Kummer ihr so etwas Neues, daß sie dessen gewiß war, das könne nicht lange dauern. Sie kannte ihres Vaters Herz besser als seinen Willen und war überzeugt, er würde bald nachgeben. In ihren Augen machte es nicht den geringsten Unterschied, welcher Religion Cleon angehörte; blieb er nicht immer Cleon? So kehrte ihr Frohsinn allmählich zurück, und Caius Sertorius begann sich der Hoffnung hinzugeben, daß sie seine Auffassung von jungen Mädchenherzen rechtfertigen und bald geneigt sein werde, sich einer neuen Blüte zuzuwenden. Um dies zu unterstützen, versorgte er sie mit allen nur erdenklichen Unterhaltungsmitteln, um ihr das Heim so angenehm als möglich zu machen, und wiegte sich bereits in freudigsten Vermutungen, da er die Thränen nicht sah, die sie des Nachts vergoß. Indes kam das Gerücht von Cleons Entehrung und Leid doch auch ihr zu Ohren. Es war jedem im Hause streng untersagt worden, es ihr mitzuteilen; dennoch erfuhr sie es und ruhte nicht, bis sie alles herausgebracht hatte. Danach wäre sie am liebsten vor Unwillen

über seine Peiniger und vor Mitgefühl hingeeilt, um die ihm angethane Schmach zu teilen; doch man verbarg ihr den Ort, wo er gegenwärtig sich aufhielt, und ehe sie ihn zu ermitteln vermochte, hatte Cleon Alexandrien verlassen, ja, verlassen, ohne auch nur ein Wort oder ein Zeichen des Gedenkens für sie ihr zuzustellen, verlassen, wie sie ihr sagten, für immer. Des war sie sicher, daß sie sein innerstes Herz kannte, daß er sich nicht gegen sie verändert habe; doch, wie konnte sie wissen, was für eine magische Macht diese von jedermann ihr als ehrlos geschilderte neue Religion besaß über ein solch tief und ernst angelegtes Gemüt wie das seine. Schließlich schlich sich der eisige Schatten des Zweifels über sie und legte ihr warmes, fröhliches Herz schier lahm durch seinen erstarrenden Hauch. Ihre frische, mutvolle Stimmung verdüsterte sich; sie hatte an nichts mehr Interesse; die schöne Gotteserde erschien ihr nur noch wie eine tote Blume unter ihren ermüdeten Füßen, der sich über ihr aufbauende Himmelsdom nur wie ein großes Grabgewölbe, denn sie hatte ja außer Cleon nichts, worauf sie sich stützen konnte. So lange ihr Stab da war, wußte sie kaum, daß sie sich auf ihn lehnte; doch als er ihr entrückt war, da fühlte sie sich hilflos und kraftlos. Sie wehrte und sträubte sich nicht; sie überließ sich keinem leidenschaftlichen Wehklagen und Jammern; sie brach nur schlichtwegs zusammen, lag vernichtet am Boden. Für sie war die Welt leer, ihr Herz eine große Öde; doch gerade in solch ein verödetes, entleertes Herz schreibt Gott oft Seine besten Botschaften hinein.

Ihr Vater sah das alles und suchte vergeblich, sie durch Zerstreuungen, Vergnügen, Geselligkeit und Reisen herauszureißen; sie hörte und sah wohl zu, sie lächelte auch, doch nichts machte ihr wirkliche Freude; es war, als ob sie zum bloßen Beobachter des Lebens andrer geworden wäre, ihr eignes mit inbegriffen. Sie konnte nicht umhin, zu gewahren, wie seine Zärtlichkeit mit ihrer Not und Drangsal zunahm; doch obwohl sie das tief empfand, so konnte sie es doch nicht heiterer machen, sondern nur wunder ward ihr das Herz darob. Die Flut seiner Liebe strömte darüber hin wie über einen von der Hitze ausgedörrten Graben und ließ ihm nichts zurück.

Eines Tages jedoch, als sie auf den alten Gartenstufen saß, wo sie so oft mit Cleon gesessen hatte, und hinabschaute in den Fluß, blickte sie zufällig dazwischen auf und sah ihren Vater, den sie heut noch nicht so zeitig zurück erwartet hatte, forschend sie betrachten. Wie lange er schon also dagestanden, wußte sie nicht, aber als sein Blick dem ihren begegnete, wischte er sich die Thränen von den wetterharten Wangen und wandte sich bekümmert abseits. Da überkam sie das Gefühl, daß sie Unrecht gethan habe, daß er ihrer bedürfe, und so erhob sie sich und ging zu ihm und barg ihr Antlitz an seiner Schulter und weinte still. Die andre Seite ihres Frauenherzens war nun berührt; sie fühlte, daß jemand sich auf sie lehnte, verließ, und dies Bewußtsein, ihm eine Stütze sein zu müssen, machte sie stark. Während sie das that, empfing sie selbst eine Stütze. Und so lernte sie still hinnehmen, ertragen. Aber sie war mächtig gewandelt; alles Kindliche ihres Wesens war dahin; in dem ernsthaften, stillen, sanftruhigen Mädchen, das ihren Vater bei seinen Mahlzeiten versorgte, all seine Wünsche ihm ablauschte oder still spinnend neben ihm saß und auf seine alten Geschichten von Krieg und Barbaren hörte, würden wenige Maia wiedererkannt haben. Doch Cleons Name ward nie ausgesprochen.

Endlich kam der Frühling wieder, schon der zweite, nachdem Cleon von dannen gezogen war; da bemerkte Sertorius allmählich, daß sich eine Wandelung im Wesen seiner Tochter zu vollziehen begann. Ihr Auge erhielt wieder etwas von seinem früheren Glanze, ihr Schritt die alte Elastizität. Ein neues Leben schien in ihr zu pulsieren, oft strahlte ihr Gesicht von einem gar holden, natürlichen Lächeln. Wenn er auch das nicht verstand, so machte es seinem Herzen doch Freude.

Ob es ihm wohl ebenso Freude gemacht hätte, wenn er die Ursache erfahren hätte? Es war in der That ein neues Leben, das Maia erfüllte. Beseelt von dem Verlangen, diese neue Religion kennen zu lernen, die ihr Cleon entrissen hatte, verschaffte sie sich von einem herumziehenden christlichen Händler eine Abschrift des Evangeliums St. Lukas und der Episteln Petri, und von der unwiderstehlichen Wahrhaftigkeit des darin Erzählten gefesselt, hatte sie es in aller Einfalt ohne Zweifel oder Frage angenommen und

geglaubt. Mühselig und beladen, wie sie war, kam sie zu Jesu und fand Ruhe. Das Licht offenbarte sich ihr eher als die Dunkelheit, und aus der Sühne erst lernte sie die Sünde kennen, die solche gefordert.

Das Licht hatte ihr natürlich die Dunkelheit in ihr offenbart; auf die Erkenntnis der Liebe Gottes und dessen, was sie uns gab, folgte das Bewußtsein der Verantwortlichkeit und Verpflichtung. Wohl sehnte sie sich, es jedem zu sagen, was für einen Schatz sie gefunden, aber Furcht und all die von der Furcht hervorgerufenen Gründe der Vorsicht hielten sie zurück. Sie wollte ihren Glauben bekunden durch die Freude und den Frieden, den er ihr ins Leben hineinbrachte, und wenn dies ihrem Vater auffiel, so wollte sie ihm ihr seliges Geheimnis kundthun und ihn dahin bringen, diesem Glauben sich auch zu erschließen. War sie doch noch sehr jung in diesem Glaubensleben und sehr unzulänglich unterwiesen. Wenn sie aber allzu hastig und unbedacht mit ihrem Bekenntnis verfuhr, so konnte sie jegliche Gelegenheit zu tieferem Wachstum gar leicht einbüßen. So ward, wie das stets geschieht, wenn wir auf die Umstände und nicht geradewegs auf Gott hinblicken, Maias Auge verwirrt und ihr Gewissen umwölkt, bis sie schließlich jene friedevolle Stimmung sogar verlor, die doch solche Wunder an ihrem Vater vollbringen sollte.

Indes trat schließlich ein Ereignis ein, das sie zur Entscheidung drängte.

In Alexandrien brach Verfolgung aus. Eines Abends kam Caius Sertorius mit der Nachricht nach Hause, daß die Christen sich zu den Tempeln drängten, um dem kaiserlichen Mandat zufolge Opfer zu bringen, und unter ihnen ein reicher Kaufmann, mit Namen Papias. „Es war, als ob sie sich ebenso davor scheuten zu opfern als sich zu weigern."

„Haben etliche sich geweigert?" fragte Maia bebend.

„Ja," sagte er, „einige haben auf ihrer Thorheit beharrt; andre wurden gegeißelt, andre gefoltert, andre in die Flammen geworfen; ihre Hartnäckigkeit ist wirklich wunderbar. Ein Knabe, Dioscoros genannt, der Sohn eines ihrer Priester, ward gefoltert, so daß das bloße Zusehen mich schaudern machte, mich, solchen alten

Krieger, der an so viel Blut und Leidensbilder gewöhnt ist, und doch hörte man von dem Knaben auch nicht ein Murren."

„Hat er solches bis ans Ende ertragen?" fragte Maia, der sich das Herz ganz zusammenzog.

„Er beharrte bei seiner Weigerung, doch der Statthalter hatte Mitleid mit seiner Jugend und schonte sein Leben. Seine Gefährten wurden verbrannt. Unglaublich ist ihre Narrheit. Doch, wenn's nicht solcher Aberglaube wäre, so könnte man kaum anders als ihre Geduld bewundern; aber der, welchen sie als ihren Gott verehren, hat ihnen irgend welche wunderbare Glückseligkeit verheißen nach dem Tode, und sie glauben seinen Worten so unbedingt, als ob sie es alles schon mit Augen vor sich sähen."

Da erhob sich Maia rasch, stellte sich vor ihn hin, bleich und bebend, und rief mit einer Kraft der Entschlossenheit, die nicht aus ihr kam: „Vater, bitte, sprich nicht ein Wort mehr gegen Ihn — ich glaube an Ihn — ich bin Christin!"

Für den Ausbruch von Leidenschaft aber, den diese ihre Worte hervorriefen, war sie nicht vorbereitet. Zunächst saß er ein paar Augenblicke starr vor Erstaunen da; doch als sie, obschon vor Furcht beinahe umsinkend, auf ihrer Versicherung bestand, da schien der alte Mann vor Zorn und Kummer schier außer sich. „Der Fluch der Götter hat sich über mein Haus entladen!" rief er. „Cleon ist abgefallen und nun mein Kind!"

Er begrub sein Gesicht in seine Hände. Still vor sich hin weinend, beobachtete sie ihn ein Weilchen, bis sie endlich es wagte, ihre Hand ihm auf den Arm zu legen und ihm zuzuflüstern: „Vater!"

Doch er erhob sich, stieß sie von sich und sagte herb: „Keine Christin darf sich mein Kind nennen. Dies Haus kann nicht länger Deine Heimat sein. Geh' fort, wohin Du willst, Du Natter, die ich in meinem Busen gehegt habe! Teile meinethalben Cleons Schande und laß mich, den alten Mann, allein zurück!"

Doch Maia ging nicht fort. Ein Weilchen hielt sie sich wohl in ihren eignen Gemächern auf und sorgte nur dafür, daß es ihrem Vater an nichts gebrach; dann jedoch wagte sie es, wieder wie gewöhnlich bei seinen Mahlzeiten gegenwärtig zu sein. Zuerst

sprach er fast kein Wort und mühte sich, sein herbes Wesen ihr gegenüber beizubehalten; doch wenn sie das Zimmer verließ, so folgte er ihr mit seinen Augen nach, und eines Abends sagte er ganz plötzlich: „Weshalb setzest Du Dich denn nicht hin, Kind? Du siehst so müde aus.“ Da ging sie feuchten Auges, holte ihr Spinnrad und setzte sich schweigend neben ihn.

Nachgerade schlüpfte sie wieder in all ihre alten Vorrechte und Gewohnheiten hinein. Der Alte vergaß seine stoischen Vorsätze völlig, und wenn er sich hie und da mit zunehmender Altersschwäche wunderlich und grillig zeigte, so war sie so hold und sanft, wußte ihn so lieblich aufzuheitern, daß er schließlich wie ein Kind von ihr sich abhängig machte und es nicht aushielt, sie außer Gesichtsweite zu haben. Von ihrem neuen Glauben sprach sie nie mit ihm, aber um so mehr zu Gott für ihn, was wohl der direktere Weg sein mochte. Doch eines Tages wagte sie es, nachdem manche Woche so verflossen war, zu sagen, daß sie gern den Versammlungen der Christen beiwohnen würde. Sertorius gab ihr keine Antwort, und so verhielt sie sich schweigend und warf ihre Sorge auf den, welcher für uns sorgt; doch zitterte sie vor seiner Entscheidung. Aber als sie ihm „Gute Nacht!“ wünschte und ihn küßte, da flüsterte er: „Bleib' nicht zu lange, Kind, wenn Du denn gehen mußt!“ Von da an legte er ihr nie etwas in den Weg, wohin sie auch gehen mochte, ließ sie die Kranken besuchen, den Witwen und Waisen der Märtyrer beistehen, während sie ihrerseits mit Freuden alles das aufgab und unterließ, was die Treue gegen eine höhere Autorität nicht von ihr erforderte.

Er pflegte ihr stets zum Abholen einen Sklaven zu senden, wenn sie aus der Betstunde zurückkehrte, bis er eines Tages, als der Bürgerkrieg durch die Stadt tobte und sie länger blieb als gewöhnlich, sich aufmachte und voll Unruhe um sie ihr entgegenging. Von der Zeit an begleitete er sie stets nach Hause. Es schien ihr auch ein paarmal, als ob sie ihn lauschen sähe an der Thür des Betsaals, doch verriet er das nie. Um diese Zeit vermißte sie auch ihre Abschrift des Evangelium St. Lukas; sie suchte es jedoch nicht, sondern betete inbrünstig, daß es, in welchen Händen es sich auch befinden möchte, in das Herz des Lesenden eindringe.

Während sie also den Christenversammlungen beiwohnte und ihren stillen Liebespflichten unter den Kranken und Notleidenden nachging, beobachtete Alce sie mit mütterlicher Fürsorge; oft sprach sie ihr auch ermutigend zu mit Worten des Glaubens und der Sympathie; von Alces Geschichte aber und von ihren Angehörigen erfuhr Maia nichts.

Neuntes Kapitel.

Unterdes hatte die Gemeinde zu Alexandrien Ruhe und heimste die friedsame Frucht der Verfolgung ein. Jene, welche nicht zu ihr gehörten, wurden ausgeschieden, indes die treuen Jünger mit doppelter Zuneigung einander verbunden waren. Spaltungen wurden ausgeglichen, und indem sie nun einfältigeren Herzens im Lichte wandelten, hatten sie Gemeinschaft unter einander. Darüber schrieb der alte Bischof Dionysius also: „Allenthalben freuen sie sich über die Einmütigkeit und brüderliche Liebe, die jetzt herrscht, und preisen Gott darüber."

Es hatte viel Streit gegeben in betreff des tausendjährigen Reiches des Herrn Jesu. Einige kämpften für ein irdisches Paradies, während andre in ihrem Eifer, die himmlische Berufung der Gemeinde rein zu erhalten, vielleicht die verheißene Erlösung der Kreatur bei der Offenbarwerdung der Kinder Gottes aus dem Gesicht verloren, dazu noch die Bestimmung über das Geschick des Volkes Israel noch hienieden, obschon wohl keiner unter ihnen daran zweifelte, der Herr würde wiederkehren, wie man Ihn gesehen gen Himmel fahren, die Völker zu richten und Seine Erlösten, die Lebendigen und die Toten, um Sich zu sammeln.

Nach der Verfolgung kam eine Seuche. Von Hungersnot lange verheert, dann durch Aufruhr und Bürgerkrieg, der es zuzeiten gefährlich erscheinen ließ, von einer Straße zur andern zu gehen, ward Alexandrien nun heimgesucht durch diese unmittelbar von Gott gesandte Geißel.

Die Pest mit all ihrem furchtbaren Gefolge von hilfloser Panik, von rücksichtsloser Zuchtlosigkeit wütete förmlich in der Nilstadt. Es war, als ob das entsetzliche Gift allenthalben laure, in der Kost, die sie genossen, in der Luft, die sie atmeten, in den Kleidern, die sie trugen. Die Menschen fürchteten sich zu atmen, zu essen, einander zu berühren, sogar zu entfliehen. Auf jedes Haus fiel der Eiseshauch des Todes, und das reiche, üppige Alexandrien mit all seiner feingesponnenen Philosophie und seiner offenen Sünde stand da ohne einen Gott in der Welt. In ihrer Verzweiflung drängten sich die Leute zu den Tempeln hin, machten Gelübde der Selbstopferung und griffen auch die Christen an als die Feinde der Götter und Urheber aller dieser Drangsale.

Es ist etwas Erfreuliches, inmitten all der Irrungen und schmerzlichen Lauheit, welche die Kirche des Herrn vor der Welt beweist, zu wissen, wie klar ihr Licht damals leuchtete vor den Menschen unter all der Dunkelheit, wie offenbarlich es wurde, daß der, welcher in ihr war, größer sei, denn der in der Welt war.

Gefahr des Todes führte die Heiden zur Verzweiflung; die Christen machte sie ruhig. Eusebius schreibt: „Die Heiden stießen die von sich, die anfingen zu erkranken, und ihren liebsten Freunden gingen sie aus dem Wege. Sie pflegten sie halbtot auf die Straße hinauszuwerfen, oder sie, wenn schon tot, ohne Bestattung fortzuschleudern und mühten sich, jeglichem Verkehr, jeglicher Berührung mit dem Tode zu entgehen. Viele aber von unsern Brüdern", fuhr er fort, „verkürzten sich selbst über der wunderbar starken, großen Liebe zu den Brüdern und standen einander bei wie Freunde, bewachten die Kranken, sorgten ohne Furcht und Nachlassen für all ihre Bedürfnisse, brachten ihnen, wenn sie nicht zur Genesung helfen konnten, das wahre Heil in Christo und waren voll Freuden bereit, mit ihnen in den Tod zu gehen. Am Krankenlager andrer vom Übel erfaßt, von ihren Nachbarn angesteckt, leiteten sie die Krankheit von andern auf sich selbst. Sie nahmen die Leichname der heiligen Brüder eigenhändig auf, an ihr Herz, schlossen ihnen Mund und Augen, luden sie auf ihre Schultern, falteten ihre Hände, drückten sie noch einmal innig an sich und richteten sie dann so her, wie's sich gehört, wuschen sie und hüllten sie ein; nicht lange

danach empfingen sie dieselben Handreichungen. Die Überbleibenden folgten gewöhnlich denen, die ihnen vorangingen."

In dem Hause des alten Sertorius starb erst einer der Sklaven, dann die Wärterin Julia. Maia schloß ihre Augen, und sie hatte gegründete Hoffnung, daß, wenn Julia erwachen würde, sie mit freudigem Blick auf den schauen würde, der auch um ihretwillen gekreuzigt ward.

Schließlich fing auch Sertorius selbst an, Symptome der verhängnisvollen Krankheit zu zeigen, und kaum ward solches offenkundig, da flohen sie alle von ihm, so daß der Alte mit seiner Tochter ganz allein zurückblieb. Er flehte sie an, ebenfalls zu entfliehen, doch sie mochte nichts davon hören, bis er aufgab, es von ihr zu wünschen, und still sich von ihr thun ließ, was ihr beliebte.

Die Krankheit schritt mit furchtbarer Geschwindigkeit vorwärts.

Eines Abends, als es dämmerig geworden war und Maia betend an ihres Vaters Lager saß, stieß er plötzlich mühsam die Worte heraus: „Mein Kind, bringe das Buch dort aus der Nische her und lies mir von dem vor, in den Du Dein Vertrauen gestellt hast!"

Gar schnell holte Maia die Rolle herbei; es war ihr vermißtes Evangelium St. Lukas. Dann kniete sie an seinem Bette nieder und schluchzte still ihr Dankgebet gegen Gott.

„Maia," fragte er dann, seine hohlen, glänzenden Augen mit durchdringendem Ernste auf ihr ruhen lassend, „denkst Du, daß es für mich noch Verzeihung geben kann?"

„Vater," sagte sie, „als Du mich für ein undankbares, sich auflehnendes Kind hieltest, brachtest Du es dennoch nimmer übers Herz, mich aus dem Hause zu stoßen. Unser Herr Jesus aber lehrt uns, Gott Vater zu nennen."

Der alte Mann schwieg ein Weilchen; dann sagte er: „Was Du da sprichst, ist wunderbar, aber ich glaube, es ist wahr. Lies mir vor, Maia!"

Sie las ihm die Geschichte des verlorenen Sohnes vor. Während sie solches that, hallte der Fußtritt eines Mannes durch das leere Haus. Alle Thüren standen offen; sie dachte, es sei einer der Banditen, die sich jetzt in die Paläste schlichen, um die

öden Stätten zu berauben. Ihr Herz ward ganz beklommen, dennoch las sie weiter:

„Und als der Vater ihn sahe, da jammerte es ihn und lief, fiel ihm um den Hals, küssete ihn und sprach: „Dieser mein Sohn war tot, und siehe, er ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wiedergefunden.““

Die Schritte draußen hielten jetzt still an der Thür.

„Es ist Cleon!“ hauchte der Sterbende.

Maia fuhr zusammen; ein Schwindel erfaßte sie; sie hatte doch nicht gedacht, daß das alte Gefühl in ihr noch so mächtig sei. Doch die Nähe des Todes und die Gegenwart Gottes brachten ihre Ruhe bald wieder zurück.

Cleon näherte sich dem Lager. Maia sah das Brandmal auf seiner Stirn und streckte ihm ihre Hand entgegen. Er nahm sie zwischen seine beiden eignen. Keines von ihnen vermochte ein Wort zu sprechen.

Endlich raffte der alte Mann alle ihm noch übrige Kraft zusammen und sagte: „Maia, willst Du Dich noch davor scheuen, seine Schmach zu teilen?“

Sie konnte nicht antworten, aber sie legte nun auch ihre Linke auf Cleons Hände.

„Cleon,“ sagte der Sterbende, „ich habe mich schwer versündigt, doch ich hoffe, Gott wird mich noch annehmen, so wie ich Dich heute willkommen heiße. Vergieb mir und hüte sie gut!“

Da knieten sie beide neben ihm nieder und legten ihre beiden Hände in die des Vaters. Er zog sie an seine Brust und flüsterte: „Vater unser!“

Und indem er dies sprach, entschlummerte er.

Cleon brachte sie in das Haus seiner Schwester. Auch da war der Tod geschäftig gewesen, indem er das jüngste und das älteste Glied der Familie zu seiner Ruhe brachte. Isidor hatte seinen Posten bis zuletzt behauptet und wie ein Mann gekämpft; die kleine Alce war höher hinaufgeholt worden — zu dem „Feste ihres lieben Herrn Jesu“.

Endlich ließ die schreckliche Seuche nach und verschwand, und noch einmal versammelte sich die Christengemeinde Alexandriens in dem Hause Isidors.

Es gab gar viele Witwen und Waisen darunter, dennoch, ob auch unter Thränen, brachten sie alle aus aufrichtigem Herzen Gott Dank und lobten Ihn für die, welche Er zu Sich genommen hatte, auch für die, welche Er noch in der Welt gelassen, damit sie Ihm noch ein Weilchen länger dienen möchten unter Seinen Menschenkindern. Sie stimmten den 107. Psalm an:

„Danket dem Herrn, denn Er ist freundlich, und Seine Güte währet ewiglich!"

An dem gleichen Tage wurde das Leben zweier Menschen auf immer durch die Hand der Kirche vor Gott verbunden. Cleon und Maia standen als Brautpaar an heiliger Stätte.

Maia, umhüllt von langem, weißem Schleier, ward durch die Diakonissen der Gemeinde hingeführt; dann gelobten sie einander die ewige Treue. Die Bischöfe und Presbyter segneten sie, und die ganze Versammlung antwortete ihnen mit Segenswünschen und Gebeten für den neuen Bund. Dann brachten sie gemeinsam eine Gabe auf den Altar des Herrn und nahmen hierauf, vereint mit der ganzen Kirche, teil an den heiligen Unterpfändern Seiner Liebe, in der sie sich eins fühlten.

Fortan floß das Leben dieser beiden in einen heiligen Segensstrom zusammen; ihr Tisch sollte ihres Herrn Tisch, ihr Haus Sein Tempel sein; so begannen sie in still geweihter und doch vertrauensvoller Freudigkeit ihre Lebenspilgerfahrt.

Was das Ideal einer christlichen Verbindung damals war, erfahren wir aus den Worten eines Zeitgenossen.

Tertullian schreibt: „Was ist es doch für ein Bund, der zwischen zwei Gläubigen, die eine Hoffnung, eine Sehnsucht, eine Richtschnur ihres Lebens, ein Schaffen im Dienste des gleichen Herrn haben! Beide eines Leibes und eines Geistes, wie Bruder und Schwester, ja, in voller Wahrheit beide ein Fleisch, knieen zugleich nieder, beten und fasten zugleich; sie ermahnen, lehren und tragen einander, sitzen neben einander in der Gemeinde und mit einander an dem Tische des Herrn. Sie teilen alle Not, Verfolgung, Freude,

halten nichts geheim vor einander; sie besuchen die Notleidenden und stehen den Kranken bei aus freiem Antriebe des Herzens; Psalmen und Hymnen ertönen in ihrem Hause; sie wetteifern mit einander, wer am besten Gott Loblieder singt. Und der Herr Christus hat Seine Freude daran, wenn Er solches siehet und höret; Er schenkt ihnen Seinen Frieden, denn wo zwei sich vereinen, da ist Er mitten unter ihnen, und wo Er ist, da ist der böse Feind nicht."

So haben unsre Brüder damals den Unterschied zwischen der Pflichtarbeit des Asketen und der freien dienenden Liebe dankbarer Seelen verstanden — was es bedeutet, Ihm gleich zu sein, der da ist ebensowohl vollkommener Mensch als vollkommener Gott.

So geheiligt, gesegnet und Segen spendend verfloß das häusliche Leben des jungen Paares Cleon und Maia.

Wenige Tage nach ihrer Vermählung sollten beide Familien von Alexandrien auf immer scheiden und ein neues Daheim unter den indischen Gemeinden gründen, wo Cleon schon mit Erfolg gewirkt hatte.

Am Tage vor ihrer Abreise versammelte Alce sich samt ihren Kindern und dem jungen Paare noch einmal auf der stillen Stätte, wo nun bereits viele Leiber der Heiligen von Alexandrien schliefen, um den Ruheplätzen ihrer Lieben Lebewohl zu sagen. Sie waren nicht in Trauergewänder gehüllt, denn die ersten Christen fürchteten, das könne gleich Murren aussehen gegen den, der doch alles wohl macht, wie sie fest wußten.

Sie knieten nieder an den Gräbern, und Cleon betete. Unbewußt nahm sein Gebet den Ton der Danksagung an. Als sie sich erhoben, fühlten sie alle, selbst Cleon und Maia, denen doch noch gar vieles auf Erden gegeben war, daß viel vom Schatz ihres Lebens bereits im Himmel ihnen aufbewahrt wurde, daß sie viel „köstlichen Samen" ins Erdreich gesenkt hatten bis auf die Zeit, wo der, welcher mit Thränen säet, ohne Zweifel wiederkommen wird mit Freuden und bringen seine Garben.

„Alce," sagte Cleon zu seiner Schwester, „es währt doch nur eine kleine Weile für uns alle."

Sie neigte ihr Haupt und flüsterte: „Er hat alles wohlgemacht."

„Denn", fügte er hinzu, „wir tragen nicht Leid wie die, so keine Hoffnung haben."

„Nein," sagte Maia, indem sie gar lieblich unter ihren Thränen lächelte, „Er wird sie dereinst mit Sich bringen."

„Wir hier auf Erden und sie dort im Himmel, an dem besseren Ort, wo sie „bei dem Herrn sind allezeit" — so harren wir beide des Tages, da Er, in dem unser Leben verborgen ist mit Gott, wird erscheinen und wir mit Ihm."

Und so schafften sie treulich vor Gott ihr Werk; in die Welt geschickt wie ihr Meister vor ihnen, zu dienen, gleichwie Er gedient hat, ihres Vaters Willen erfüllend und ruhend in Seiner Gnade, schauten sie hinauf durch die Nacht zu dem ungetrübten, lichten Morgen der Auferstehung.

Vierte Erzählung.

Auf der Wanderschaft.

Briefblätter aus der Zeit von Chrysostomos.

Erster Brief.

So liegt also der Hafen nun hinter mir, meine süße Mutter, und Dein Sohn ist hinausgeworfen auf das weite Weltmeer! Was für ein Hafen ist es gewesen! — Es thut mir wohl, aus dem Tumult und der Unruhe der Welt, die mich nun umgiebt, im Geiste wenigstens wieder in den geheiligten Kreis unsers Hauses zu treten. Es ist ja kein Zauberspiegel von Dingen, die gewesen sind oder sein werden, die meinen Talisman bilden. Diese holde Heimat existiert ja noch. Meine älteren Brüder, Paul und Theodor, holen eben, wie stets des Abends, die Ziegen von ihrem oberen Weideplatze herunter. Des Berges Schatten senkt sich auf unser Häuschen, auf das Rasenfleckchen davor und auf die weiße Buche am Rande des Sees; er zittert dahin über dessen Wellen und die dahinterliegenden Wiesen und erklettert behende die zerklüfteten Bergeshäupter gegenüber, auf einem Gipfel nach dem andern verweilend, bis nur noch die schneebeglänzten Spitzen, seinem Bereiche sich entziehend, erglühen und leuchten. Und dann legt Paul sein Alphorn beiseite, und Du stehst an dem Ufer des Sees, die kleine Rhoda bei der Hand haltend, und Ihr betet zu dem, dessen Herrlichkeit nimmer untergeht. Dann zieht Ihr Euch ins Häuschen zurück, und kein Laut unterbricht nun das nächtliche Schweigen, bis Du in früher Morgendämmerung, wenn die Sonne aus ihrem unterirdischen

Verließ hervorgeht und ihre ersten Strahlen auf die stille Ruhestätte sendet, wo unsre Lieben in ihren Gräbern schlummern, noch ehe die Natur sich zu irgend etwas mehr als einem leisen Säuseln des Willkomms ermuntert, wieder auf bist, und die Hügel immer aufs neue den heiligen Namen widerhallen, mit dem wir alle genannt sind. Aber, Mutter, als jener Fremdling kam und uns sagte, wie jetzt die ganze weite Welt von diesem Namen ertöne und die Erde in vereintem Gesange der Stimme der Engel Antwort gäbe, war das nicht genug, mich mit Sehnsucht zu erfüllen, hinzugehen und zu sehen? Wohl kann ich mir die Freude vorstellen, die mein Großvater empfand, als er mit seiner Familie und seiner Gemeinde vor der Verfolgung floh und fröhlich das Lob seines Herrn Jesu Christi anstimmen durfte und, anstatt als Erwiderung Flüche zu vernehmen, nun zu hören, wie die Berge jede Silbe auffingen und sie einander zuriefen, die Berge, die doch auf Sein Wort ins Dasein getreten waren, und zu schauen, wie die Wahrheit, die Rom verachtete, von dem wilden Bergvolk um ihn her willkommen geheißen ward, wie Gottes Licht jene Herzen, die noch kein andres Licht kannten, durchdrang, und dann eine Kirche erstehen zu sehen in der Wüste, auch die Leiber der Heiligen zur Ruhe zu betten bis zur Stunde der Auferstehung der Gerechten, — das alles war genug, um ihn an jene Stätte zu binden. Doch andre Bilder erfüllten meine Kindesseele. Du erzähltest mir von Städten, Heerscharen und Palästen, von einer zivilisierten Welt jenseits unsrer Thäler. Wie oft, wenn Du wähntest, ich jage der Gemse nach, bin ich von Alpe zu Alpe gewandert, durch Schluchten mich windend, wo sich kaum noch ein Felsrand über dem Strome erhob, Gipfel erkletternd, über Gletscher mich mühsam fortarbeitend, doch nicht, um das Wild aufzuspüren, sondern eine Stadt zu finden. Ganze Nächte habe ich auf solcher Bergeshöhe verbracht in der Hoffnung, daß die goldenen Sonnenstrahlen des Morgens oder des Abends mir eines Tages von etlichen der goldenen Dome entgegenfunkeln möchten, von denen mein Großvater mir berichtet. Doch ich sah nichts, nur bisweilen gar weit ab zu meinen Füßen einen von keinerlei Hügeln umrahmten Kreis; der, das wußte ich, war die Welt. Doch immer

aufs neue hielt mich etwas zurück, meine Schritte weiter zu lenken. Es war ja die Welt der Heiden; das Blut der Märtyrer war dort vergossen und Blut, das noch heiliger und reiner als das ihre war — der Sohn Gottes hatte kein andres Zeichen des Willkomms als das Kreuz erhalten — der Fürst der Finsternis herrschte dort, und aus dieser Welt waren unsre Väter entflohen, um einem grausamen Tode zu entrinnen. So schön und licht sie für mich war, so blieb sie doch ein verzaubertes Land. Ich gedachte der alten Fabel von den schönen Frauen, welche die Seeleute in die Tiefe des Meeres hinunterlocken, an den blinkenden Schnee, der über dem gähnenden Schlunde eines Abgrunds sich breitet und ihn verdeckt, und ich machte das heilige Zeichen über Stirn und Brust und sagte zu mir selbst: „Nicht Dir diene ich, sondern dem, den Du gekreuzigt hast."

Bisweilen hatte ich auch andre Gedanken. Waren denn nicht auch vom Sturm Bedrängte, dem Verderben nahe Seeleute ebenso auf der Meeresflut als Sirenen? Gab es nicht noch andre Fußspuren außer den meinen am Rande jenes Abgrundes? Helden schreiten dort sicher vorbei, wo die Irrfahrer Untergang finden. Auch sie betreten das verzauberte Land, doch um es zu besiegen und nicht bloß das, sondern um es zu retten. War nicht des Zaubers Stab zerbrochen worden und die von ihm Bezauberten und Gefesselten wieder in ihre wahre Gestalt zurückversetzt?

Wie so die Jahre meiner Jugend dahingingen, vertieften sich diese Gedanken mehr und mehr in mir. Hatte ich nicht in meinem Herzen die Botschaft des Friedens? Wie, wenn ich nun einige jener Gefangenen zu retten vermochte und Gottes Bild wieder in ihnen herstellte durch das Wort des Segens, das wir kennen, und dann zu Dir zurückkehrte oder, wenn dies nicht auf Erden sein sollte, zu Christo im Himmel mit einer Schar von frohen durch Ihn freigewordenen Wesen? So wurde das uns umschließende Bergesmeer immer mehr wie eine Gefängnismauer, und ich sehnte mich, hinauszuziehen und die frohe Botschaft weit und breit zu verkündigen. Deshalb geschah es, daß ich Großvaters von Rom mitgebrachte alte Bücher las: „Virgil" und „Seneca" und mehr noch den schon zerrissenen, alten „Plato", dessen Sprache er uns gelehrt,

damit wir die Evangelien in der Ursprache zu lesen vermöchten. Ich lernte die Sprache derer, für die ich so selige Botschaft im Herzen trug, lernte, was sie fühlten, fürchteten und wünschten, damit ich wüßte, wie ich ihnen das, was ich ihnen zu geben hatte, darbieten sollte. Allmählich wandelte sich jene Außenwelt in meinen Visionen und ward aus einem verzauberten Feenland ein Schlachtfeld, wo Männer fochten, fielen und litten, und als ich einst jenen hochragenden Gipfel erklomm, der mir den weitesten Überblick über die Ebene gewährte, fürchtete ich mich nicht länger und wandte mein Auge ab zum Schutze gegen jene Zauberkraft, sondern ich machte über mir das heilige Zeichen als Streiter des Kreuzes und sprach dazu in meinem Herzen: „Herr, ich bin bereit. Wann willst Du mich hinausführen, dem Feinde entgegen?“

Doch sicher bin ich eben noch nicht bereit gewesen, sonst hätte er mein Ausziehen nicht noch länger hinausgeschoben. Ist unsre Zeit doch wertvoll in den Augen dessen, der, ob auch die Jahrtausende Sein sind, doch weiß, wie kurz der Tag unsers Lebens ist!

Dann kam der Fremdling in unsre Bergeinsamkeit mit der großen Kunde: „Die Königreiche dieser Welt sind die Reiche unsers Gottes und Seines Christ geworden; ein christlicher Kaiser sitzt auf dem Throne der Cäsaren; christliche Kirchen stehen auf der Stätte, wo sich die Tempel der falschen Götter erhoben; christliche Lieder ertönen, wo einst unheilige Musik die Luft entweihte.“

Einen Moment lang drang diese Kunde gleich einem Vorwurf in mein Herz. Der Sieg war errungen; ich werde also keinen Teil mehr an dem Kampfe haben. Doch dann wies ich diesen niedrigen, selbstischen Gedanken zurück. Der Sieg war Sein und mein die Freude darüber in aller Demut. Ich wollte hinausziehen und die großen Dinge sehen, die der Herr gethan. Wunderbar, daß nicht die ganze Erde vor Freuden über solchen Triumph gezittert, daß die Berge vor ihm nicht in Lobgesang ausgebrochen waren, daß solche Sonne aufgegangen und doch ein Winkel auf der Welt noch von solcher Freude unberührt geblieben war! Fünfzig Jahre hindurch war die Welt der Heiden bereits das Erbteil unsers Himmelskönigs geworden, und wir wußten es nicht. Ihr alle waret voll Freuden und Danksagung an jenem Abend,

mich aber erfüllte ein brennendes Bewußtsein von mir erwiesener Unbill. Ich wußte, daß ich damit Sünde that, aber ich konnte nicht dagegen ankämpfen, oder mein starker Wille wollte es nicht. War nicht die ganze Welt solcher Freude bereits voll, und wir blieben allein im Dunkel zurück? Endlich rief mein düsteres Dreinblicken, wie Du Dich noch entsinnen wirst, Dein liebevolles Fragen hervor, und da sagte ich Dir alles. Ich sehe noch das holde Lächeln in Deinem Auge, meine Mutter, und höre den Ton, darin Du zu mir sprachst als zu einem ungeduldigen Kinde:

„Hat denn sonst niemand als Du in Sehnsucht geharrt und gewartet? Bist Du der erste, der in dieser Lektion unterwiesen ward? Haben denn die Patriarchen, Apostel, Propheten und Märtyrer bloß nach der Verheißung auszuschauen gehabt und sie dann erfüllt gesehen? Willst Du am Steuer stehn oder unser Herr Christus? Willst Du Wind und Wellen regieren oder Gott?

Da ward ich ruhig; der Nebel war hinweg geschwunden; ich sah die Dinge wieder, wie sie sind, doch habe ich Dir damals nicht alles gesagt, was ich Dir heute geschrieben habe. Ich sagte bloß: „Ich muß hinaus in die Welt und den Triumph unseres Himmelskönigs ansehen."

Ich war gefaßt, Widerspruch zu erfahren, und deshalb verschwanden, als die Zeit herankam, Dir meinen Vorsatz mitzuteilen, all die vorher reiflich bedachten Argumente, und ich konnte nichts als die paar abgebrochenen Worte herausbringen. Als ich's gethan, konnte ich Dich nicht ansehen. Mir war zu Mut, als ob ich vor Dir wie der verlorene Sohn voll Eigensinn und Übermut erscheinen müßte; wir waren ja so gewöhnt, Dir zu gehorchen und von Deinem Blick uns wie von unserm Gesetz beherrschen zu lassen.

Du aber hattest kein Wort des Tadels oder der Widerrede für mich; es lag nur ein innig trauervoller Ton in Deinen Worten, als Du zu mir sagtest:

„Ich habe solches schon erwartet, mein Sohn; auch Dein Vater hatte dies Sehnen, und Du gleichst ihm mehr als alle andern seiner Kinder. Du hast tapfer gegen diesen Deinen Drang angekämpft, doch die Zeit ist schließlich da; ich muß Dich ziehen

lassen. Gott sei gelobt, daß Deine Kindheit und Jugend mir noch erhalten worden sind!"

So hattest Du also all diese Jahre hindurch mein Dichten und Trachten beobachtet, von dem ich doch meinte, kein menschlich Auge sei es gewahr worden. Du hattest die mich für diesen Verkehr mit der Menschenwelt rüstenden Mittel, die ich damals zufällig in meinen Weg geworfen wähnte, bereits lange mit liebender Hand vorbereitet. Welche Fürsorge gleicht doch der einer Mutter, außer der unsers Gottes! Edler als die Frauen Spartas hattest Du mich für den Beruf ausgestattet, der mich Dir vom Herzen losreißen sollte. Das überwältigte mich völlig. Ich kniete vor Dir nieder und drückte Deine Hände an meine Brust. Was könnte ich nicht um Deinetwillen aufgeben?

Du aber vergossest auch nicht eine Thräne, sondern schautest mir fest ins Auge; auch ließ keinerlei Bewegung Deines zärtlichen Herzens Deine Stimme erzittern, als Du sprachst:

„Hat Gott mich nicht gelehrt, was es heißt, die Mutter christlicher Männer zu sein? Sollte ich Dich festhalten und Dein Streben sich verengen, Dein Herz schwach werden sehen und fühlen, daß ich Dich um meinetwillen von Deinem hochgemuteten Werk im Dienste meines Herrn zurückgehalten, und aus Deinem unterdrückten Empfinden, Deiner erlahmenden Thatkraft ersehen, daß ich Dir nicht mehr genug war? Nein, mein Sohn, der mir von Gott zugewiesene Teil an Deiner Erziehung ist beendet. So weit meine schwachen Füße Dich zu leiten vermochten, habe ich Dich geführt. Für Dich habe ich gelebt, denn solches hatte Gott mir zu thun befohlen; nun mußt Du für Ihn leben, wie es Ihm gefällt."

Und ich fragte: „So wirst Du Dich also nicht um mich grämen?"

„Habe ich mich denn gegrämt, als Dein Bruder Paul sich vermählte, und doch hörte er damit auf, mein Eigentum zu sein? Bin ich des segensreichen Amtes, das Gott mir gab, so unwürdig, daß ich Dich für mich selbst großgezogen hätte? Ist's nicht Freude, mein Sohn, Gott ein Opfer darbringen zu dürfen?"

„So verurteilst Du meinen Plan nicht als eine thörichte Vision?"

„Was weiß ich davon, ob es für Dich nicht Größeres und Besseres zu thun giebt als im See zu fischen und auf den Bergen zu jagen? Kann ich wohl Ihn vergessen, der Seine Apostel zu Menschenfischern machte?"

„Aber ich bin weder ein Petrus noch ein Paulus, Mutter!"

„Christus ist Dein Herr und Meister," lautete Deine Antwort. „Folge Seinem Rufe! Wenn's für Dich da draußen kein Werk zu verrichten geben sollte, so kannst Du wiederkehren."

Da aber schien das hehre Bild vor Deinen Augen dahinzuschmelzen, denn Thränen standen darinnen.

„So gehe ich also", erwiderte ich, „mit Deinem freien Willen?"

„Mit der ganzen Fülle eines mütterlichen Segens, gefolgt allezeit von ihren Gebeten für Dich," erwidertest Du. Doch diese in so festem Tone begonnene Antwort endete in leisem Geflüster, als Du Deine Arme mir um den Hals schlangest und Deine Thränen auf meine Brust tropften.

Eine Woche später war ich unterwegs mit dem Reisevorrat, den Deine treusorgenden Hände unsrer Armut abgerungen hatten.

Ich habe Dir nichts geschrieben, als was Du schon wußtest; doch es war, als spräche ich mit Dir. Noch sind die Berge meiner Heimat in Sicht; noch bin ich auf der Grenze der weiten Welt. Ich muß Dir schreiben, so oft ich kann, und diese Pergamentblätter Dir zusenden, so oft sich eine Gelegenheit zeigt. Man sagt, es gäbe eine große kaiserliche Heerstraße und eine Poststation ungefähr zwanzig Meilen von unserm See entfernt. Dorthin werde ich meine Briefe schicken, und Theodor muß von Zeit zu Zeit dahin wallfahren und sie holen. Nach Nordwesten zu muß er gehen.

Ich habe nun eine Stadt, eine christliche Stadt gesehen. Während ich Dir dies schreibe, schlagen tausend Menschenherzen um mich her. Dieser Gedanke lastet mit größerer Erhabenheit auf mir als der der großartigsten Einsamkeit. Ich stand an einem überquellenden Strome, dessen Tropfen aus lauter Menschenleben bestehen. Ich blickte zu Gott auf mitten aus einer Schar von menschlichen Wesen heraus, davon ein jedes in Seinen Augen kostbarer ist als die ganze Welt von Meer und Hügeln, als das

ganze Firmament von Sternen; meine Brüder sind Seine Brüder. Denn was sind die mächtigsten Höhen und die reichsten Thäler, Ströme, Gletscher, fruchtbare Auen im Vergleich mit den Höhen und Tiefen, die sich oft in einer einzigen Menschenseele verbergen? Dieses Bewußtsein erfüllt mich mit solcher Ehrfurcht und doch mit solcher Freude, daß ich es nicht halb so auszusprechen vermag. Als ich die weißen Mauern wie eine Schneewehe über die Ebenen der Lombardei schimmern sah, da war es, als ob ich Flügel an die Füße bekäme. Ich dachte an die heilige Stadt, die da herabfähret aus dem Himmel, angethan mit der Herrlichkeit Gottes. Und als ich näher kam, da glänzten die Dome im Sonnenschein, und auf ihren Spitzen stand das Kreuz. Ich sank auf meine Kniee nieder, aber während ich das that, drang ein Ton wie von Himmelsharmonieen empor und wieder hernieder, schwellend wie eine Flut von Musik, wie eine Welle des kristallenen Meeres vor Gottes Throne. Ich vermochte mich nicht zu rühren, bis es vorüber war; dann fragte ich einen Vorübergehenden, was dieses bedeute.

„Es kommt aus der Kathedrale des Bischofs Ambrosius“, sagte er, „und ruft die Leute zum Frühgebet.“

Ich fragte ihn, ob er hinginge. Da starrte er mich an, als ob ich toll wäre, und sagte lakonisch: „Siehst Du denn nicht, daß ich ein Joch Ochsen habe? Hältst Du mich etwa für einen Priester?“ Und lächelnd, als ob er etwas Witziges gesagt habe, ging er weiter. Doch sich umwendend, rief er mir in gutmütigem Tone zu: „Sieh' mich aber auch nicht als einen Heiden an! Ostern will ich hingehen und hoffe, noch ehe ich sterbe, zur Taufe zu kommen.“

Jedes Wort dieser Rede war für mich ein Rätsel. Ein Heide oder Landmann, das erschien er mir trotzdem, doch was das mit Ostern oder mit seinem Getauftwerden zu thun hatte, vermochte ich nicht zu verstehen. Bei alledem hatte diese Begegnung meine Illusionen sehr gestört.

Als ich dem Thore der Stadt mich näherte, kam eine Prozession heraus mit Fackeln in den Händen und singend. Ich dachte an die Hochzeitsfeierlichkeiten, davon Du uns erzählt hattest; aber die Gesichter dieser Leute waren gar ernst und ihr Gesang langsam und feierlich. Und als sie ganz nahe an mir vorüberkamen,

sahe ich einen Sarg in ihrer Mitte, bedeckt mit einem weißen Tuche und von acht Männern auf den Schultern getragen. Da gab es aber keinerlei lautes Wehklagen oder Jammergeschrei; alles sprach von Hoffnung und Ergebung. Ich hätte gleich wissen können, daß dies ein christlich Begräbnis sei, ehe ich noch ein Wort von ihrem Gesange vernahm. Aber es war so süß, einzelne ihrer Worte zu verstehen, die sie im Chor einander zusangen, wie z. B.:

Der Tod Seiner Heiligen ist wert geachtet vor dem Herrn.
Sei nun wieder zufrieden, meine Seele, denn der Herr thut Dir Gutes!
Das Andenken der Gerechten bleibet in Segen.
Die Seelen der Gerechten ruhen in Gottes Hand.
Ich fürchte kein Unglück, denn Du bist bei mir.

Viel Arme folgten dem Zuge und weinten still. Mütter hielten die Hände ihrer Kindlein, die unbewußt dahintrippelten und Blumen trugen, die sie auf das Grab streuen wollten.

Ich fragte, wen sie hier zu Grabe trügen.

„Einer der Diakonen ist's vom Bischof Ambrosius," lautete die Antwort. „Wir haben ihn alle so lieb gehabt; er war so gut gegen einen jeden. Er hatte auch die Kindlein so lieb, und die Armen sah er als seine Brüder und Schwestern an."

Da konnte ich nicht anders als auch nachfolgen; war er nicht auch *mein* Bruder?

Ich hätte den Gottesdienst am Grabe gern freudiger gesehen, mehr Lobpreis für ihn als Sieger, mehr Triumph für ihn als Überwinder, weniger Flehen und Bitten, mehr Danksagung. Doch zweifelsohne war mehr Zuversicht in den Herzen denn in den Worten, und während sie beteten, er möge ruhen in Abrahams Schoß, blickten viele glaubensvoll jenseits des Vorhangs, wo der Anker unsrer Hoffnung, Christus, ist, und sahen ihn dort wie ich im Schoße der Patriarchen, Propheten und Apostel und aller, welche Dir, o Herr, wohlgefielen vom Anbeginn der Welt, wo kein Leid, noch Kummer, noch Unruhe mehr ist, sondern eine Ruhestätte für alle Gottseligen, ein Land der Stille für die Aufrichtigen und alle, welche die Herrlichkeit Deines Christus sehen."

Nach der Bestattung feierte die Schar das Abendmahl des Herrn mit vielen mir gänzlich fremden Zeremonieen; daß diese

mir unbekannt, veranlaßte sie natürlich mich zu fragen, ob ich getauft sei. Doch als ich dies bejaht hatte, ließen sie mich daran teilnehmen, und so verkündigten wir inmitten der Grabesstätten den Tod des Herrn, dessen Wiederkunft all der Staub um uns her erharrt.

Das war eine wunderbare Einführung in die ersehnte Großstadt. Nur zu deutlich zeigte sie, daß diese kein himmlisches Jerusalem war, obwohl der eine heilige Name in beiden verehrt wurde. Da gab es viele Thränen, und die Hand, die so manche getrocknet hatte, war erkaltet. Da gab es Armut, Abschied und Tod. Dann mußte also auch die Sünde hier sein, dieses entsetzliche, verabscheuenswerte Ding, davon das alles nur Frucht oder Schattenbild ist. Der letzte Feind ist noch nicht unter Seine Füße gethan, obwohl, wie es heißt, Sein Reich und Regiment schon begonnen hat. Dann muß also auch noch Arbeit für Seine Jünger übrig sein, vom kleinsten zum größten Werke, und dann bin ich also noch zu anderm Endziel hergekommen als dazu, bloßer Zuschauer Seines Triumphes zu sein. Gott sei Dank, es giebt noch ein wenig für mich in der Welt zu thun!

Die Stadt scheint thatsächlich voll vom Namen des Herrn Christi zu sein. Die Namen der ersten Jünger sind hier die allervertrautesten Rufnamen in den Familien. Peter und Paul, Johannes, Andreas und Philippus, Maria und Martha klingen allenthalben Dir entgegen samt andern, die irgend eine christliche Wahrheit ausdrücken, irgend einen Segen kundthun in griechischer oder lateinischer Mundart. So heißt mein Wirt Auferstehung und sein Weib Unsterblichkeit; eine Dienerin Gottesgabe, eine andre: Wie Gott will. Seine Kinder heißen: Friede, Wahrheit, Weisheit, Barnabas und Philemon. Ihre Jahre berechnen sie nach den christlichen Festen und sehen so von Epiphanien an Ostern entgegen, von Pfingsten dem Geburtsfeste Christi, und die dazwischenliegende Zeit füllen sie mit einer Zahl von minder bedeutungsvollen Kennzeichen zu Ehren der verschiedenen Heiligen und Märtyrer, gleich Leuchten, die man in bestimmten Zwischenräumen auf dem Wege des Lebens angezündet. Allenthalben ist das Zeichen des Kreuzes auf die Banner gestickt, an die Häuser gemalt, auf

Becher und Gerät und Schmuck eingraviert, die Dächer überragend und in jeder nur denkbaren Mannigfaltigkeit von den Frauen als Devise getragen, kurz, es begegnet dem Auge, wohin es auch blickt. Wohl ihnen, wenn es auch inwendig im Herzen also eingeprägt ist, da, wo nur ein Auge es zu sehen vermag. Eine Stadt von Christen! Ich gestehe, ich sehe mehr Tumult, Prunk und eifriges Jagen nach Kleinigkeiten, als ich erwartet hätte; doch ich brauche bloß an die Gebrechen zu denken, die es in unsrer kleinen Gemeinde daheim noch gab, an die selbst in unsrer eignen so glücklichen Familie noch nötige Geduld und der Vergebung, deren ich täglich noch bedurfte, um mir das alles zu erklären. Auf Erden wird eine Stadt von Christen, die ja immer noch vom Teufel versucht werden, sicherlich nie ein Chor von Seraphim sein.

Was ich aber heute gesehen habe, ist schon allein wert, daß ich unser Thal verlassen habe.

Ich habe den großen Kaiser Theodosius gesehen, den Herrn der ganzen Welt, wie er gleich einem sündigen Bettler niederkniete auf dem Pflaster, auf der Schwelle der Kirche. Ich stand ihm nahe genug, um ihn sprechen zu hören im gedämpften Tone der Reue: „Meine Seele lieget im Staube; erquicke mich nach Deinem Wort!" Als er sich erhob, hätte ich ihm den Saum seines Gewandes küssen können.

Doch Du mußt die ganze Geschichte erfahren, um zu wissen, warum dieser Anblick so überwältigend war. Es war der Schlußakt eines langen Haders. Ich erzähle ihn Dir, wie ihn mir ein Presbyter der Portischen Basilika außerhalb ihrer Thore berichtet hat. Diese Basilikas, die Gerichtshöfe und öffentlichen Gebäude, und gelegentlich auch die Tempel sind jetzt, wie Du wissen mußt, die großen Schauplätze der christlichen Versammlung geworden.

Es ist noch nicht lange her, da war dieser Ambrosius, der Bischof, des Name auf jedermanns Lippen ist, der Statthalter dieser Provinz. Als er ungefähr dreißig Jahre alt war und noch nicht getauft, obschon er, wie verwunderlich das klingen mag, ein Christ von außerordentlicher Frömmigkeit war, starb der Bischof von Mailand, und die übrige Geistlichkeit, in der Furcht, bei der Wahl des Nachfolgers könne es zu einem Tumult kommen (da

es viele Ketzer in der Stadt gab), bat nun den jungen Kaiser Valentinian, einen Bischof zu ernennen. Der Kaiser lehnte das ab. Die Stadt geriet infolge des in große Aufregung, und die Kathedrale wurde ein Schauplatz des schimpflichsten Aufruhrs. Wo sonst friedliche Lieder und Gebete nur gehört wurden, vernahm man lautes Parteigeschrei, und es war Gefahr vorhanden, daß die Stätte, wo man den Tod des Herrn feierte, mit Blut der Streitenden befleckt wurde. Auf dem Höhepunkt des Kampfes erschien der gute Statthalter, und seine energischen Maßregeln brachten eine zeitweilige Ruhe hervor. Die Hochflut menschlicher Leidenschaft legte sich durch die Gegenwart Ambrosii, des Dieners Christi, und die Stille wurde nur durch leises Geflüster hier und da unterbrochen, etwa wie von fern verhallendem Winde. Plötzlich erhob sich ganz fröhlich die Stimme eines Kindes in der ringsum herrschenden Stille: „Ambrosius ist Bischof, Ambrosius ist Bischof!" Sicher hat dies sein Engel ihm zugeflüstert, der soeben hineingeschaut hatte in das Angesicht Gottes. Das Volk war für einen Augenblick still, dann aber rief es, also die Stimme der Unschuld als Eingebung des Heiligen nehmend, einmütig: „Ambrosius ist Bischof, Ambrosius ist Bischof!" So wurde Ambrosius gewählt. Doch dieser Gottesmann vermochte dies nicht so rasch als einen Ruf von Gott anzunehmen. Er entfloh der Stadt und ließ tagelang nichts von sich hören. Das Volk aber beharrte auf seinem Entschluß. Der Kaiser drohte einem jeden, der Ambrosius versteckt hielte, mit seiner strengen Ungnade, und so fand man denn den edlen Bischof endlich aus. Als er dann gewählt war, ließ er sich auch durch keinerlei Schwäche in seiner Wirksamkeit stören. Treulich hat er als Priester und Prophet Gottes, gleich Uzziah und Samuel einst, für den Tempel Gottes gestritten. Der Kaiser Valentinian gehörte zu den arianischen Ketzern. Ich will damit nichts Unehrerbietiges gegen ihn aussprechen und glaube, daß er, obwohl ungetauft, doch im Schoße der katholischen Kirche verschieden ist, und Ambrosius meint, daß seine Reue angenommen ward. Doch des Kaisers Mutter, Justina, war eine bittre Feindin unsers Glaubens. Sie ersuchte daher den Bischof, eine der Basiliken für ihre greuliche Sekte herzugeben. Aber Ambrosius wäre viel lieber gestorben,

und alles, was er will, ist Gesetz für seine treue Gemeinde. Der Hof suchte eine Kirche nach der andern zu erlangen, aber vergeblich. Gehörten diese heiligen Gebäude nicht Christo, und sollten sie nun zu Lehrhäusern des Satans werden? Sobald es ruchbar wurde, daß der Kaiser eine Basilika verlangt hatte, so drängte das Volk sich in dieselbe hinein, und ehe noch die Ketzer dort Fuß fassen konnten, war sie bereits zum Übermaß von Gläubigen gefüllt. Der letzte Versuch ward mit unsrer Portischen Basilika gemacht draußen vor dem Thor. Die kaiserlichen Purpurfahnen wallten bereits von ihr hernieder zum Zeichen, daß der Hof jetzt nicht länger „versuchte", sondern Besitz ergriff. Doch die Christen ließen sich nicht abweisen; früh am Morgen bereits war die Kirche gedrängt voll. Die Soldaten umringten sie, aber das Volk war inwendig und verbarrikadierte die Thüren.

„War das aber nicht wie ein Aufstand?" wagte ich hier zu fragen.

Mißtrauisch sah der alte Priester mich an und fragte: „War das ein Aufstand, als der Tempel des Herrn vor Athalia verschlossen ward? Die Basilika war des Herrn Eigentum, die Kirche Seine Pflegerin, Ambrosius ihr Leiter."

Ich sah ein, daß ich, wollte ich mehr hören, schweigen mußte, und der ehrwürdige Alte fuhr fort: „Die Soldaten waren auch Christen; so ließen sie das Volk hinein, aber wehrten ihnen herauszugehen. Die ganze Stadt war in der mächtigsten Aufregung. Ambrosius ward geboten, Mailand zu verlassen; ein Mörder war sogar bis in sein Schlafzimmer gedrungen. Seine Familie zitterte für ihr Haupt. Frauen weinten; Männer drohten; die Sorglosesten bebten. Nur die innerhalb jener Basilika sich aufhielten, waren ganz ruhig. Tag und Nacht hielt die treue Herde Wacht um ihren Bischof. Also war er hierin glücklicher als sein Herr, denn keiner verleugnete noch verließ ihn. Und er war es, der die aufgeregte Schar zu einer Gemeinde von Heiligen wandelte. Monika, die heilige Witwe, die Mutter eines Augustinus, vermischte da ihre Gebete und Thränen mit denen der Getreuen. Und für viele von uns sind jene Tage und Nächte des Wachens wie ein Vorschmack des Himmels gewesen. Jeden Tag wurden unsre Seelen gespeist

mit dem gesegneten Leibe und Blute des Herrn, und durch die langen Stunden der Nacht hindurch wurden unsre Herzen wach und munter erhalten durch die von Ambrosius damals vor kurzem erst eingeführten Hymnen, jenem Antiphonagesang, welchen die Gläubigen gegen die Arianer des Orients anstimmten. Ein Chor antwortete dem andern im Lobpreis der heiligen Dreieinigkeit; unser Glaube ward verherrlicht zu einem großen Lobgesang wie einst bei den Engeln, als sie des Herrn Geburt verkündigten, und unsre Herzen wurden gleich den Israeliten in der Wüste von einer Feuersäule behütet, die uns wacker und munter erhielt, den Feind aber hinwegschreckte. So verging die Zeit und schien kaum noch Zeit zu sein, da jede Stunde in weihevoller Melodie verrann, bis der Kaiser die Sache in Verzweiflung aufgab, die Soldaten sich zurückzogen und im Herzen sich mit an unserm Triumph erfreuten."

„Aber jener Kaiser ist nun tot?" fragte ich.

„Ermordet!" sprach feierlich der Alte. „Doch wie ich schon sagte, Ambrosius hat ihn lieb gehabt und giebt sich frohen Hoffnungen für seine Seele hin."

„Und der Kaiser Theodosius?" warf ich fragend hin.

„Er ist wirklich ein getreuer Sohn der Kirche," lautete die Antwort. „Beinahe ein Jahr ist es nun her, daß seine Strafe begann, und geduldig hat er gewartet, bis die, in deren Hände die Schlüssel sind, die heiligen Pforten wieder aufschlossen."

„Was war sein Verbrechen?"

„Ein schreckliches. Die Bürger oder der Pöbel von Thessalonich hatte seinen Feldherrn und mehrere von seinen Offizieren getötet als Rache für ein vermeintlich an ihnen verübtes Unrecht."

„Es scheint, das Volk widerstrebt allenthalben der kaiserlichen Macht," sagte ich darauf.

„Dies ist ein bloßer Aufruhr und Unfug gewesen," erwiderte der Alte. „Zuerst hat der Kaiser diese Beschimpfung vergessen; doch böser Rat gewann bald Macht über ihn. Die Thessalonicher wurden zu einem Cirkus geladen, als ob es sich um Spiele handle. Dann umzingelten die Soldaten den Cirkus und begannen eine Metzelei. Siebentausend waren in wenigen Minuten also hingeschlachtet."

„Das war allerdings völlig heidnisch; da gesellte sich die Verräterei der Schwäche zu der Grausamkeit der Macht.“

„Der Kaiser fühlte dies auch wirklich. Ein Edikt der Barmherzigkeit ward dem Edikt der Metzelei alsbald hastig nachgesendet. Doch ehe die Barmherzigkeit verkündet wurde, lag Thessalonich bereits verödet da. Solcher Schmach gegen alles Menschliche ist nun Ambrosius energisch entgegengetreten. Theodosius war ihm persönlich befreundet gewesen; als er aber nach diesem Blutbad den Versuch machte, der heiligen Sakramentsfeier in Mailand beizuwohnen, da trat der Bischof ihm und seinem ganzen kaiserlichen Gefolge an der Schwelle entgegen. Alle freundschaftliche Zärtlichkeit verschmolz zusammen in der Würde des Priesters, und der Kaiser samt dem Hof, Volk und Geistlichkeit vernahm nun die Worte des Ambrosius, als ob sie aus dem Munde eines der Propheten tönten. Er hielt Theodosius vor, daß dieser Staub sei und zu Staub werde, daß wohl sein Purpur solchen zu umhüllen, aber nimmermehr ihm Macht zu geben vermöge. „Deine Unterthanen sind Deine Mitknechte, Knechte des einen großen Herrn und Königs, des Schöpfers des Weltalls. Wie wagst Du es also, auf das Heiligtum dessen zu blicken, der sowohl der Geringen als der Hohen Herr ist? Wie darfst Du diesen heiligen Boden wohl betreten und vollends wagen, Deine Hände, die noch rauchen vom Blute der unschuldig Geopferten, auszustrecken, um mit ihnen den heiligen Leib des Herrn hinzunehmen und Sein kostbares Blut mit Lippen zu berühren, die ihre Wut in ungerechtestem Hinschlachten kundgethan haben? Geh' hinweg und häufe keine neue Schmach zu dem, was bereits geschehen ist! Ergieb Dich in den Bann, der über Dich verhängt wird nach dem Willen des Allerhöchsten! Nimm ihn hin als Arznei zur Herstellung für Deine Seele!“

Da zog sich der Kaiser zurück wie ein gescholtener Knabe. Monatelang blieb er von dem Hause und Tische des Herrn verbannt, nicht aus Gleichgiltigkeit, sondern als Geächteter, ausgeschlossen von dem Reiche Gottes. Zu Weihnachten versuchte er es aufs neue, an dem Gottesdienste teilzunehmen. Doch abermals trat ihm Ambrosius verweigernd entgegen. Also tief in den Staub

gedemütigt um seines Verbrechens willen und ganz klein und still geworden wie ein Kindlein, suchte er den Bischof in dessen Behausung auf und unterwarf sich allem, was dessen Heiligkeit als Buße ihm auferlegte. Darauf sah Mailand seinen Beherrscher öffentlich Buße thun vor Gott. Heut ist der verlorne Sohn wieder in sein Recht gesetzt, und alles, was des Vaters Haus darbietet, ist ihm wieder erschlossen."

Das also war geschehn, meine Mutter, als ich den büßenden Kaiser auf der Schwelle des Gotteshauses knieen sah. Nachher sah ich noch einen andern Beweis, wie demütig er geworden. Der Tisch oder Altar, wie sie ihn nennen, wo das geheiligte Brot und Wein gespendet wird, ist durch ein Gitter geschieden von der übrigen Kirche. Der Raum innerhalb wird das Heiligtum genannt. Nachdem nun der Kaiser seine Gabe geopfert, wollte er in dem Raume stehen bleiben, wie er das in den Kirchen des Ostens — so hörte ich — gedurft hätte, um den Wein zu empfangen. Doch Ambrosius bedeutete ihn, herauszugehen; das Heiligtum sei für die Priester des Herrn geweiht; und willig zog der Kaiser sich zurück.

Mein Hirn schwindelt mir schier heut abend von neuen Bildern und Worten, von Weihrauch und Gesängen, Priestern, die umhergehen in weißen, goldenen und purpurfarbenen Gewändern, mit dem heiligen Zeichen geschmückt und juwelenbesetzte Stolas und Kelche in ihren Händen. Mitunter denke ich, es ist ein Traum und ich sei in Palästina zur Zeit des Tempels und der levitischen Priesterschaft. Dann tönen die Worte: „Arianer, Katholiken, Bischof, Priester, eucharistisches Opfer, Altar, Leib und Blut des Herrn" seltsam mir durch den Kopf. Es ist ein ziemlich langer Prozeß, durch den die Kirche Versöhnung bietet, ein gut Teil länger, als wie solche einst dem verlorenen Sohn, da ihn sein Vater annahm, oder wie sie dem Weibe, das eine Sünderin war, von ihrem Heiland geboten ward. Ambrosius scheint mir ein Held, ein so großer, wie nur einer der alten griechischen und römischen Märtyrer für die Freiheit, und diese geistliche Macht, die ohne Waffen alle andern Waffen überwindet, in ihrer Schwachheit mächtig, ist erhaben. Dennoch steht mir das fest: ich möchte lieber Theodosius sein als Ambrosius, lieber der büßende Kaiser als der triumphierende Priester, lieber

der zum geweihten Mahl wieder hinzugelassene sündige Mensch als der andre sündige Mann, der dieses Mahl vorenthält oder spendet nach seinem Belieben. Doch, Mutter, wir zwei sind beides nicht, Sünder wohl, aber nicht ausgeschlossen vom Heiligtum, geringe, bußfertig sein wollende Christen, aber nimmer abhängig von der Hand eines Menschen beim Empfange des Lebensbrotes.

Meine Bedenklichkeiten wachsen mit meiner Kenntnis. Wenn die Stellung eines Ambrosius der eines St. Paulus auch ungleich ist, so ist dieselbe doch eine hohe; aber seit den Zeiten Pauli haben sich die Dinge geändert; ein Christ sein ist nicht länger eine Schande oder Gefahr, sondern ein Paß und Freibrief zu allem, was der Staat an Höchstem besitzt. Ein Bischof zu sein ist nicht länger ein Auswurf und Kehricht, sondern das Idol des Volkes und der Gesetzgeber der Kaiser. Mit keiner andern Macht als der, die tief in der Seele gewurzelt ist, stehen diese geistlichen Herrscher da als hohe Zeugen für die geistliche Natur des Menschen. Und Ambrosius scheint völlig über allen selbstsüchtigen Gebrauch dieses machtvollen Instrumentes erhaben; von keinerlei Familienbanden gefesselt, blickt er auf sein bischöflich Besitztum als ein ihm zum Besten der Armen anvertrautes Darlehn, und man sagt, es sei seines Herzens Freude und Wonne, sich ganz geräuschlos von allem Pomp und Glanz seiner Stellung in der Stadt zurückzuziehn in eine Anstalt, die er draußen vor dem Thor errichtet hat, eine Genossenschaft von heiligen Männern, die sich verbunden haben, ihr Leben gemeinschaftlich im Dienste Gottes zu verbringen durch Gebet, Danksagung und Almosen. Sein Haus steht allezeit offen, und alle haben dort Zugang. Die weltlichen Pflichten seines Amtes müssen sehr zahlreich sein; er ist wirklicher Haushälter über die Almosen und hat Kontrolle über die ganze große Geistlichkeit zu führen, dennoch scheint er fähig zu sein, auch in jene höheren Pflichten sein ganzes Selbst einzusetzen, nicht minder wie der schlichteste Pastor einer Dorfkirche. Die Hymnen, davon die Kirchen ertönen, sind sein Werk; sogar die Musik dazu hat er gesetzt; seine Predigten beherrschen die Gemüter des Volkes wie eine feste Hand das Ruder eines Schiffes. So mannigfaltig ist sein Wesen, daß Abwechslung von solcher das Innerste erfüllenden Beschäftigung die einzige Ruhe ist, die er

bedarf. Als Volkstribun, als geistlicher Ratgeber des Kaisers, als Diener des Evangeliums, als Almosenpfleger der Reichen, als Führer und Leiter der Geistlichkeit giebt er sich einem jeden Werke so hin, als ob es das einzige sei, was er zu thun hätte. Er muß zu gleicher Zeit ein Cicero, ein Augustus und ein St. Johannes sein. Er muß, das ist sicher, noch sehr viel mehr sein als das, worin St. Paulus uns das Spiegelbild eines Priesters entwirft; und St. Paulus scheint wiederum noch etwas im Auge gehabt zu haben, wovon bei Ambrosius durchaus nicht die Rede ist: „Ein Bischof soll sein eines Weibes Mann.“ Doch ich sehe, ich vergaß bei Aufzählung all seiner Tugenden und Gaben die, welche hier als seine höchste Anwartschaft auf Heiligkeit gilt, — Ambrosius war nie verheiratet.

Heut war in Mailand ein großes Fest. Ein alter vornehmer Offizier wurde getauft. Er ist lange Katechumen gewesen; doch da er Befehl erhielt zu einem Feldzug gegen die Barbaren des Nordens, beschloß er, sich, ehe er sich aufs neue Gefahren aussetzte, taufen zu lassen. Ganz verstehe ich das nicht. Wenn die Taufe ein Segen ist, weshalb verschiebt man dann solchen? Wenn das Bekenntnis zu Christo eine Pflicht ist, weshalb zögert man, solches abzulegen? Dennoch läßt sich's auch begreifen, daß je ernster die Gesinnung in diesen Tagen des Friedens ist, man sich um so mehr Skrupel ob solchen Aktes machen kann.

Der Gottesdienst soll in der neuen Kirche stattfinden, denn, so heißt es, der Taufkandidat habe eine besondre Verehrung für die beiden Heiligen Gervasius und Protasius, deren irdische Überreste vor kurzem in dieses Gotteshaus gebracht worden seien. Auch das macht mich stutzig. Zunächst, daß sie hierdurch ein kleines Fleckchen von Gottes Erde als Ihm besonders zugehörig ansehn und hinstellen, und dann halten sie es für passend, dies kleine, abgesonderte Bruchstück Seiner Schöpfung dadurch zum Gebrauche des Schöpfers heilig genug zu gestalten, daß sie die Gebeine zweier armer Sünder, die Er durch Sein heilig Blut vom Verderben erlöst hat, dort begraben. Wir hatten doch stets geglaubt, daß das ganze Universum durch das Wort geweiht sei, das es ins Leben rief, durch die Gegenwart seines Gottes. Die in unsern Bergen

mir zu teil gewordene Erziehung kommt mir wieder zum vollen Bewußtsein; und all diese Heiligtümer, diese Basiliken dünken mich eng und niedrig und monoton und wirklich sehr vergänglich, um Wohnungen des Höchsten genannt zu werden.

Ich kann bei den Zeremonieen der Taufe mich nicht verweilen. Ja, ich hätte es wohl kaum gewußt, daß es eine Taufe war, hätte man mir es nicht gesagt, so vielerlei Zeremonieen gingen ihr voran und folgten ihr. Da hieß es, sich nach Westen wenden, um dem Teufel zu entsagen, darauf nach Osten, um Christum zu bekennen. Dann ward der Täufling entzaubert durch einen langumkleideten Priester, gesalbt durch einen zweiten, angehaucht durch einen dritten, und so vielerlei Förmlichkeiten sonst, daß das apostolische: „Ich taufe Dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ nur ein sehr untergeordneter Teil der ganzen Feier erschien; doch sicher wäre vieles meinem Großvater dabei nicht neu gewesen; er hat diese künstlichen Formen und prunkhaften Feierlichkeiten in unsrer Bergeinsamkeit nur vereinfacht. Ich möchte wohl über das alles Belehrung haben, doch scheue ich mich halb zu fragen. Bei allen solchen Fragen sieht mich gleich jeder so mißtrauisch an, als ob ich Arianer oder Halbarianer oder Novatianer oder Donatist oder hunderterlei andres wäre, was ich sicher nicht sein kann, weil ich nie irgend etwas vorher davon gehört habe. Doch man hat sich ihr Vertrauen verscherzt, und die Unterhaltung wird abgebrochen. Man fragt hier nicht: „Bist Du ein Christ?“, sondern bloß: „Bist Du ein Katholik?“ Nun, Katholik bin ich gewiß; ich singe die katholischen Hymnen aus vollem Herzen und spreche die katholischen Glaubensbekenntnisse aus ganzer Seele, aber ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß, wenn ich mich bei Tische bekreuze und dabei die unkatholische Bewegung oder die unkatholische Fingerzahl gebrauche oder verabsäume, mich zu verneigen, wo ich es thun sollte, und umgekehrt, sie mich gleich als verkleideten Ketzer ansehen. Ich hatte gehofft, ich würde in eine große Familie eintreten, wo man mich mit offenen Armen willkommen heißen würde, und nun befinde ich mich inmitten von Familienzwistigkeiten, innerhalb deren ich mich mit der halben Welt verfeinde, wenn ich irgend einen Standpunkt festhalte, und mit der ganzen, wenn ich keinen habe.

Morgen verlasse ich Mailand. Ich bin kaum drei Monate hier gewesen, aber mit wie veränderten Empfindungen gehe ich hier fort! Heut abend ging ich hinaus ins Feld, fort von den Menschen und Kirchen, den Katholiken und Ketzern, den Geistlichen und Laien und all den verschiedenen Sorten Menschen, um frei aufzuatmen und mich wieder vor Gott als erlöstes Kind zu fühlen und zu Ihm sprechen zu können: „Herr, Du weißt alle Dinge, und ich weiß kaum etwas. Doch kein Mißverständnis soll mich von Deinem Himmel ausschließen; kein Irrtum in Bezug auf die geheimnisumwobenen Tiefen Deiner unerforschlichen Natur soll das Herz des Vaters gegen das Kind verschließen. Ich glaube an Dich; ich glaube an Deinen Sohn; ich ruhe in Deiner Liebe, welche Ihn mir gegeben hat; ich ruhe in Seiner Liebe, die den Fluch Deines heiligen, übertretenen Gesetzes für mich getragen hat. Was kann mich scheiden von Deiner Liebe? Herr, Du weißt alle Dinge; Du weißt, daß ich Dich lieb habe."

Mutter, ich kann Dir nicht sagen, welche Freude mir diese Stunde bereitet hat! Sich Gott näher zu fühlen als irgend einem menschlichen Wesen, an Ihn gebunden sich zu fühlen durch ein Band, das keine Macht der Welt durchbrechen kann, Seine Luft zu atmen, auf Seinem Erdboden zu schreiten, zu Seinem Firmamente aufzuschauen als ein „Gefreiter in Christo", — das ist Freiheit. Könnten die Menschen in den großen Städten nur arbeiten und in den Bergen beten, so würde jedenfalls geistliche Baukunst und geistliches Parteiwesen einen sehr viel geringeren Platz in ihren Gedanken einnehmen und Gott einen viel größeren. Doch vielleicht ist das bloß meine Vermutung. Keine Bergeinsamkeit, keine stillen Gefilde im Abendscheine, ebensowenig wie Kathedralen, sind das Heiligtum Gottes. Ich weiß, Er spricht nur von zwei sonderlichen Wohnstätten: dem Himmel aller Himmel droben und dem gedemütigten und zerbrochenen Herzen. Nicht die Einsamkeit ist's, die uns Ihm näher bringt, sondern das Gebet; nicht die Natur ist das Heiligtum, sondern Seine Gegenwart.

Von dem Platze, wo ich da unter den Ulmen hinwanderte, wo das Weinlaub mit dem dichten Gehänge von Trauben seine reichen Festguirlanden von einem Baum zum andern schlingt, hob sich das

zarte Blau des nördlichen Gebirges vom glühenden Abendhimmel ab. Voll Zärtlichkeit schaute ich zu ihm hin. Es war mir, als ob ich die Mauern unsers Hauses erblickte. Und doch, meine Mutter, und doch steht mein Verlangen weiter hinaus in die Welt. Es kann doch noch dort etwas für mich zu thun geben und viel noch für mich zu lernen. Ich habe noch nicht gefunden, was ich suchte; kaum weiß ich, was ich gefunden habe. Ein Rätsel nach dem andern erhebt sich, und ich habe niemanden, der mir Aufklärung geben könnte. Doch sonderbarerweise scheint dadurch so manches Rätsel gelöst zu werden, und Wahrheiten, die ich mein eigen nannte und doch noch wenig inne hatte, stehen nun in hellerem Lichte vor mir, mit mehr göttlicher Kraft durchdrungen, je mehr sich die Unruhe und Dunkelheit um mich mehrt. Sind nicht solche Fragen und Bedrängnisse Stufen auf der Leiter des Glaubens? Verdanken wir nicht den Ketzern unsre Glaubensbekenntnisse?

Zweiter Brief.

Meine Reise von Mailand nach Rom hat etliche Wochen gewährt. Ich hatte den Wunsch, zu sehen, wie die Landbevölkerung beschaffen sei, und deshalb schweifte ich fortwährend von den großen Heerstraßen ab und schlug Seitenpfade zwischen den Bergketten ein, streifte auch wohl an dem Seeufer entlang durch Fischerdörfer, die hoch oben auf felsigem Vorsprung über dem Mittelmeer thronen, und durch Marktflecken im Schoße der Apenninen, wo sie, wie ich mir einbilde, in Sprache und Tracht sich noch wenig von jener Zeit unterscheiden, wo Rom als neugeschaffene Niederlassung zwischen den alten etruskischen und latinischen Städten erstand. Die meisten der umfangreichen Städte haben allerdings eine Krone von Villen auf ihren malerischen Hügeln und umrahmen die Thäler mit ihren Weinterrassen, Orangengärten, Olivenhainen und Kornfeldern, und ihre Bewohner tragen das Gepräge der Mode des Tages. Doch in den Tiefen der Gesellschaft, gleichwie in denen des Ozeans, giebt es nur wenig Bewegung. Bedürftigkeit läßt der

Mode keinen Spielraum, und in den verborgenen Schlupfwinkeln der Erde scheint das Leben der Menschen an der großen, nimmer aufhörenden Monotonie der Natur teilzunehmen. Die Geschichte der Menschen ist wie die der Natur: dem Individuum immer jung und neu, dem Beobachter aber nicht viel mehr als die gleichförmige Charakteristik einer Gattung. So viel Zeitrechnungen bestehen in einer einzigen.

In einem entfernten Fischerdorfe fand ich die Leute beim Opfern für die alten Götter, bei dem Zukunftdeuten aus den Eingeweiden der Opfertiere, obgleich dies bei schwerster Strafe verboten ist. Doch die Weiber der Fischer, welcher letzterer Schicksal der Gegenstand ihres Forschens war, wenigstens zur Zeit, hatten größere Furcht vor den Gottheiten des Ozeans als vor dem Kaiser und boten lieber dessen Edikten Trotz, als es mit den grimmigen Stürmen zu verderben. In einem andern Dorf innerhalb der Apenninen, in deren Schluchten und Klüften manche Grotten für Mönche ausgehöhlt waren, sah ich, daß die Bewohner noch andre Schutzmittel gegen das Böse ergriffen. Frauen und Kinder trugen Bruchstücke der Evangelien oder Überbleibsel von Heiligen um ihren Hals, und krankem Vieh wurde das Zeichen des Kreuzes eingebrannt. Als ich nach dem Grunde fragte, sagte man mir, das sei ein Zauber gegen den bösen Geist. Mich dünkte, als ob in beiden Fällen die Mächte, denen dabei Huldigung gespendet ward, in Wirklichkeit ziemlich die gleichen seien, nur daß in dem letzteren Fall die Sache beim rechten Namen genannt wurde. Der Glaube an Dämonen und böse Geister scheint jedenfalls hier sehr vorherrschend zu sein. Ich konnte nicht umhin, dem Besitzer des kranken Tieres, der dies Schutzmittel angewendet hatte, zu sagen, daß Gott, der allein Gnaden- und Erbarmungsreiche, unendlich viel mächtiger sei als alle Dämonen, daß Christus sie überwunden habe und das Gebet zu Ihm der wahre Weg sei, dem Bösen zu widerstehen. Es schien ihm das Eindruck zu machen, und er bat mich, ihn ein Gebet für sein krankes Vieh zu lehren.

Sein Knäblein lief ihm zur Seite. Ich sah es an und fragte ihn, ob nichts ihm werter sei als sein Vieh? Da lächelte er und meinte: „Ich sorge mich doch nur seinetwegen so um das Vieh;

wovon sollen wir sonst leben?“ Ich versuchte ihm die Liebe Gottes begreiflich zu machen und erzählte ihm das Gleichnis vom verlornen Sohn, von der unaussprechlichen Gabe, die Gott uns geschenkt, und wie wir Ihm alles übrige getrost befehlen können. Da meinte er, das höre sich gar schön an.

„Aber“, setzte er nach einer Weile hinzu, „es heißt doch, es giebt ein ewiges Feuer; wie sollen wir dem entrinnen?“

Da erhob ich betend mein Herz und erklärte ihm alsdann, so gut ich's vermochte, was es sei um das Kreuz, wer es trug und warum. Die Thränen rollten ihm über sein gebräuntes Gesicht, während ich sprach; schließlich sagte er: „Also hat Gott der Allmächtige uns lieb?“ Mehr konnte ich nicht hinzufügen. Wie kann man noch zweifeln an des Teufels Macht, wenn man sieht, daß das Schwerste auf der Welt für einen Menschen ist, Gott zu vertrauen? Wer kann noch zweifeln an der Wirklichkeit des Bösen, das uns von unserm Schöpfer entfremdet, wenn wir allenthalben diese unheimliche Angst- und Furchtwolke den Himmel verdunkeln sehen, die nur das Kreuz des Gottessohnes durchdringt?

Etwas weiter ab traf ich auf eine Schar von wildblickenden Gesellen mit Spitzäxten und Keulen in ihren Händen, dabei Psalmen singend oder vielmehr gellend und kreischend mit allem Aufgebot ihrer Stimme, Verse wie diese: „Mache sie gleich einem Räderwerk, als wie die Spreu vor dem Winde! Wie das Feuer brennt in einem Walde, wie die Flamme Berge verzehrt, so verfolge sie mit Deinem Wetter! Laß sie voll Furcht werden vor Deinem Sturm!“ Und dann schwangen sie ihre Waffen und schlugen sie aneinander wie eine Begleitung dazu. Ich ließ sie vorüberziehen und fragte dann den letzten, was denn ihr Vorhaben sei.

„Sie haben ihre gottlosen Opfer gebracht, und nun eilen wir, die Burgen Satans zu zerstören,“ lautete die Antwort. Sie waren auf dem Wege zu dem Fischerdorfe, das ich eben verlassen hatte. Ich sagte ihnen, was ich von dem leidenschaftlichen und entschlossenen Charakter der Bewohner gesehen hatte. „Sollten wir Furcht kennen im Streite des Herrn?“ lautete die Antwort. „Die Waffen unsrer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig, zu zerstören die Festen des Teufels.“ Und seine Keule in die Luft schleudernd und

sie wieder mit den nervigen Armen auffangend, lief er seiner Schar nach. Ich stand und schaute ihnen nach, bis die letzte wilde Gestalt um den Rand des Felsenriffs, daran ich emporstieg, verschwunden war, und lange nachher noch erschallte ihr wildes Geheul durch die stille Felsenwelt. Das waren die ersten Eremiten, mit denen ich in Berührung gekommen war, obschon man mir ihre Höhlen und Klausen bereits in so mancher kahlen, zerklüfteten Bergeshöhe gezeigt hatte. Das sind sicherlich jene Missionare, die solche Furcht vor der Hölle und dem Teufel verbreiten, was die armen Dorfbewohner für Christentum halten.

Doch einen Mönch habe ich danach getroffen, mit dem der Verkehr derartig war, daß ich nun mich zufrieden gebe, von Hause fern zu sein, sogar falls das für immer währen sollte. Spät am Abend war es, nach der mühevollsten und gefährlichsten Reise, die ich bis dahin durchgemacht. Als ich um ein Felsenriff, das die Apenninen ins Meer hineinschoben, herumkam, lag statt des Fischerdorfs, das ich am Strande hingekauert oder auf einer nahen Gipfelhöhe nestelnd zu sehen gehofft hatte, nichts als eine wilde Felsenschlucht vor mir, gekrönt von hohen Pinien. Oberhalb sprudelte ein Bergstrom über den Abhang, und gegenüber neigte sich das Thal zu einer höheren Kette von Hügeln hinan, die in grauer Entfernung sich weiter übereinander türmten. Das Rauschen und Strudeln des Wassers, das Geschrei der Seevögel, das ferne, dumpfe Plätschern des Wasserfalls, doch sonst nichts andres, unterbrach die Stille, und während ich meinen Blick über den Horizont dahinschweifen ließ, konnte ich auch nicht ein einziges Zeichen von menschlichem Leben gewahr werden. Deshalb ließ ich mich ganz behaglich auf dem nächsten Grasfleck nieder, zog mein Schwarzbrot heraus und meine Wasserflasche und dankte Gott für die Gesundheit, mit der wir jegliche Kost und jegliche Ruhestatt willkommen heißen können. Als es dunkler wurde, sah ich jedoch ein Lichtlein zwischen den Pinien über dem Wasserfalle schimmern. Es ward immer heller, und als der Mond aufging und ich also genügend sehen konnte, machte ich mich rasch aufwärts, bis nur der schmale Felsvorsprung, über den der Fluß sich in die Tiefe hinabstürzte, mich von dem Ziele trennte. Noch ein Sprung, und ich stand auf

dem Absatz gegenüber und schaute in die Höhle hinein, woher das Licht schimmerte. Ehe ich noch recht sehen konnte, begrüßte mich eine hohle Stimme im Tone höchsten Mißtrauens also:

„Im Namen des Heiligen, wer bist Du? Engel, Teufel oder Mensch?“

„Ein Mensch und ein Christ,“ erwiderte ich.

„O Gott, ich danke Dir!“ sprach da die gleiche Stimme in schwächerem Tone. „Also Menschen werden mich nun begraben und nicht wilde Tiere mich verschlingen.“

Jetzt gewahrte ich eine bleiche, abgemagerte Gestalt, in einen Schafspelz gehüllt, darunter ein härenes Gewand, auf einem Lager von Asche im tiefsten Grunde der Höhle. Keine Spur von Möbeln war zu sehen. Die hohlen Augen öffneten sich nochmals und schauten forschend mich an und dann die Lampe.

„Ich hätte sie nicht wieder anzuzünden vermocht,“ sagte er, „und es wäre doch traurig gewesen, in der Finsternis ganz zu versinken, bevor meine Augen sich verdunkelten; doch —“ er erhob seine Hände und Augen, als ob er sich selbst anklagen wollte, und fügte hinzu: „Herr, Du bist mein Licht! Vergieb mir, daß ich noch etwas wünschen konnte außer Dir!“

Da kniete ich neben ihn nieder und nahm seine magere Hand und flüsterte: „Ist es nicht der Herr gewesen, der mich hierher geführt hat zu Dir?“

„Deiner Sprache Klang und Deiner Hand Berührung sind weich, gleich denen meiner Mutter,“ gab er zurück, einen langen, forschenden Blick auf mich werfend, bis wieder jener flehende, unverwandt aufwärts gerichtete Blick in sein Auge trat.

Ich wagte nicht, solch Sinnen zu stören, sondern erhob mich, indem ich mich und meine Seele Gott empfahl, und ließ ihn, mich auf meinem Mantel neben ihm niederstreckend, in dem Wahn, ich sei eingeschlafen.

Doch solcher Wahn ward zur Wahrheit, denn meine Augenlider waren schwer vor Müdigkeit. Dennoch behielt ich mitten in meinem Schlaf das beunruhigende Bewußtsein, als ob ich etwas zu bewachen hätte, und so oft ich aufsah, begegnete ich jenen forschend auf mich gerichteten, ernsten Augen, die aber sich jedesmal abwandten,

wenn sie den meinen begegneten. Schließlich war dies Bewußtsein seines im Wachen wie im Schlummern auf mich gehefteten Blickes fortwährend über mir und wurde unerträglich, so daß ich, als des Frührots erster Schimmer aufdämmerte, mich erhob und hinausging in die frische Luft. War der Klausner etwa ein Mörder? Lag irgend eine Schuld auf seinem Gewissen, die zu beichten ihm eine Wohlthat sein würde? Der kürzeste Weg schien mir in solchem Falle der einzige zu sein, und so sagte ich, mich wieder an sein Aschenlager begebend: „Du scheinst mir sehr unglücklich zu sein. Hast Du vielleicht irgend eine Botschaft, die ich für Dich an jemand ausrichten könnte?"

„Gott vergebe mir's, wenn ich unglücklich aussehe," sprach er darauf; „ich sollte sehr glücklich sein, da all mein Hoffen auf Ihn gerichtet ist; doch zehn Jahre ist es her, seit ich in ein menschlich Angesicht geblickt habe."

„Was hat Dich denn hierher verbannt?" fragte ich da.

„Die Sünde", erwiderte er, „und das Verlangen, Gott näher zu sein."

„Welches Seiner Gebote war es, das Du in dieser Einsamkeit besser erfüllen zu können meintest?"

„Eins, das ich bisher noch nie zu erfüllen vermocht habe," lautete die Antwort. „Kreuzigt euer Fleisch samt den Lüsten und Begierden!"

Ich schauderte. Zehn Jahre eines Lebendigbegrabenseins, und doch noch jung, wie es schien! Er erhob sich von seinem Lager und rief voll Leidenschaft: „Und noch nicht einen Schritt weiter gekommen; all meine Geduld und Mühe, all die durchwachten Nächte, all das Fasten, bis ich kaum mehr zu schlucken vermochte und fürchtete, mich des Selbstmordes schuldig zu machen, das Aufopfern von allem, das die Erde in sich hält, alles verloren, verloren! Und doch ist mir diese Stimme eines Fremdlings, mein Gott, süßer als die Deine. Alles also umsonst!"

„Ja," sagte ich, „und kein Wunder! Du, ein schwacher, sündlicher Sterblicher, hast das zu thun getrachtet, was dem Sohne Gottes mehr denn das Leben gekostet hat: durch das Opfer Deiner selbst die Sünde hinwegzutragen."

Da ward der heftig erregte, umherwandernde Blick stetig, und eine Stunde lang lag er ganz still, dann sagte er: „Wirklich ist mein Leben eine Gotteslästerung gewesen, eine Gotteslästerung gegen die Gnade meines Herrn und das Kreuz meines Heilandes?"

„Fürchte Dich nicht," sagte ich, „auch diese Sünde nahm Er hinweg durch das Opfern Seiner selbst."

Darauf trat nochmals eine Pause ein; dann sagte er: „Lies mir vor!" Da nahm ich die kostbare Rolle von meiner Brust, die abzuschreiben uns so viele Winterabende gekostet hat, und las das Wort des Lebens. Dann und wann nur hielt ich inne, um seine Lippen und auch die meinigen zu befeuchten, bis ich vor Hunger mich wirklich erschöpft fühlte und mir auch Vorwürfe machte, daß ich seinen armen, schwachen Körper vernachlässigt. Er wies auf einen Vorrat von Wurzeln und Früchten auf einem Felsvorsprung und entschuldigte sich dabei mit der Artigkeit eines Gastgebers, daß er dies nicht eher gethan. Doch als ich mein Bedürfnis nach Speise und Trank befriedigt hatte und nun für ihn sorgen wollte, wehrte er ungeduldig und wies auf das Buch. Doch entschlossen legte ich es beiseite und fragte ihn, ob er noch eine andre Selbstquälerei all der schon angewandten, vergeblichen Bemühung hinzufügen oder Gottes Gaben empfangen wollte gleich einem dankbaren Kinde und dafür Ihm Lob und Preis sagen. Da glänzte ein friedevolles Lächeln über sein Gesicht, und ruhig nahm er die Kost aus meiner Hand an. Doch dieses lang unterdrückt gewesene Bewußtsein der Ruhe — dieses Lächeln aus Herzensgrund — schien einen eisernen Panzer ihm vom Herzen zu lösen. Die erste natürliche Regung, die er seit Jahren sich gestattet, brachte eine neue, und so barg er sein Antlitz und brach in Thränen aus.

„War es doch alles umsonst?" murmelte er. „Hätte ich weiter bei ihr wohnen können, meiner armen, verwitweten Mutter? Hätte ich ihrem Bitten längst schon nachgeben und Gott da ebenso nahe sein können wie hier? Welche jämmerliche Selbstsucht ist also meine Heiligkeit nur gewesen!"

Ich führte ihn durch sanftes Zureden allmählich dahin, daß er mir jede Einzelheit seines früheren Lebens daheim erzählte, bis

ich glaubte, mich wohl auch blindlings zu der Straße in Rom, darin seine Mutter wohnte, finden zu können, sie auch wohl inmitten alles Menschengewühls herauszuerkennen. Doch, als ich dann die Fieberröte wiederkehren sah, bot ich mich wieder an, ihm vorzulesen, und so las ich stundenlang, bis ich, um Sympathie in seinem Auge zu finden, emporblickte und gewahrte, daß er eingeschlafen war. Als er erwachte, war er unglücklich über solche Unaufmerksamkeit.

„Wie kalt doch mein Herz sein muß!“ meinte er.

Da erinnerte ich ihn, daß der Herr geschlafen habe mitten im Sturme. „Du kannst Ihn jetzt noch nicht bei Tag und Nacht preisen.“

„Ach, all mein Bemühen ist eitel Tand, wenn neben Sein Kreuz gehalten!“ rief er nach einer Pause aus. „Und alle meine Sünden sollen so weiß wie Schnee werden in Seinem Blut!“

Ein andres Mal sagte er: „Ich werde keinen andern Lobgesang im Himmel haben als: „Du bist würdig“, und keine Krone ihm zu Füßen werfen, sondern einzig und allein mich selbst.“

Was für Tage und Nächte waren das! — Nun ist alles vorüber; er ruht begraben da, wo er lag. Ich habe den Eingang der Höhle mit Steinen verschlossen. Kein Licht soll fortan von dort dem durch die Apenninen ziehenden Wanderer mehr entgegenglänzen, keine Stimme diese Stille unterbrechen als allein jene eine, bei der alle Gräber sich aufthun werden. Und wenn ich in Rom wirklich seine Mutter noch finden sollte, so will ich ihr Sohn sein und doch nicht aufhören, der deinige zu sein, meine Mutter!

Wo hinaus will es noch mit diesem, so manche Heimstätte verödenden, alle Ruhe verscheuchenden, mönchischen Geiste?

Diese Frage bewegte mein Gemüt, als ich, einige Tage, nachdem dies alles geschehen war, auf offner Heerstraße dahinzog, nicht weit von der Weltstadt, da ein Cäsar lebte und ein Paulus starb. Ein leichtes, zweirädriges Gefährt jagte rasch an mir vorüber; doch alsbald stillhaltend, bot der Insasse desselben mir an einzusteigen und mich neben ihn zu setzen. Seine Liebenswürdigkeit machte mich offen, und so erzählte ich ihm einiges von meinen Erlebnissen und Bedenklichkeiten, dazu auch die Geschichte des sterbenden Mönches in den Apenninen.

„Habe nur Geduld,“ sagte er, „Du wirst noch mancherlei sehen, was Dich ebenso stutzig machen wird. Wenn Du Dich darüber schon verwunderst, daß Du siehst, wie die Tapferkeit der Streiter Christi mehr darin besteht zu entfliehen als zu fechten, und darüber, daß Du Menschen siehst, die da meinen, sie dienen Gott dadurch, daß sie dem Dienst der Kirche sich entziehen, was wirst Du wohl sagen, wenn Du siehst, wie ein wenig Staub ebenso verehrt wird, wie Du den auferstandenen Leib des Herrn selbst verehren würdest, wenn Du Menschen siehst, die da wähnen, sie erwiesen mit ihren armseligen Wachskerzen den gottbegnadeten Märtyrern Ehre, die doch das Lamm mitten auf dem Stuhl erleuchtet mit allem Glanze Seiner Majestät?“

So näherten wir uns der Kaiserstadt, und mein Freund hieß seinen Wagenlenker halten.

„Du darfst Rom nicht mit mir gemeinsam betreten,“ sagte er, „sonst ist Dir jede Thür sofort verschlossen, und Du mußt lernen und auch lehren.“ Dann fügte er als Antwort auf meinen fragenden Blick hinzu: „Es nützt Dich nicht viel, meinen Namen zu erfahren. Einer meiner Korrespondenten könnte Dir“, und hier nahm er einen Ton der Ironie an, der mehr von Heiterkeit als Bitterkeit hatte, „mit mehreren aufwarten: „Tollkopf“, „Nemäischer Löwe“, „Weinverehrer“, „Dormitantius“, „der Gastwirt von Calagorris“. Du wirst schon unter einem dieser Ehrentitel von mir wieder hören.“

Damit fuhr er weiter; doch nach wenigen Minuten hielt er wieder an, rief mich zu sich und sagte: „Wenn Dir Vigilantius von Gallien, der Hausmeister des Sulpicius Severus, der Biograph des „Martin de Tours“, je von Nutzen sein könnte, so mache ihm die Freude, Dir dienen und helfen zu können, soviel es ihm möglich ist! Wenn Du mich aber auf der Straße triffst, so thue, als kenntest Du mich nicht, erwähne auch meinen Namen nicht; denn es könnte Dir schaden und weder mir noch dem himmlischen Meister, dessen Diener Du bist, einen Dienst erweisen!“

Und ein Blatt Pergament in meine Hand legend, darauf seine Adresse geschrieben stand, war er im Nu wieder außer Sicht.

Ich setzte mich nun am Wege nieder, um meinen nächsten Schritt zu überlegen, indes mir des Fremden Worte noch in den Ohren tönten. Doch als ich aufsah und die Masse von Mauern, Türmen und Palästen erblickte, war es mir, als ob ich sichtbar in eine neue Ära meines Lebens einträte, wenn ich durch diese Thore schritt. Tosendes, lärmendes Geräusch drang mir entgegen, lauter und mehr durcheinander als das gewöhnliche Gebrause einer Großstadt, stürmisches Aufwogen, dann wieder dumpfe Pausen des Schweigens mit einem gedämpften, aber von Ingrimm erfüllten Grollen im Hintergrunde, wie das des Meeres bei einem Sturm. Als ich das Thor erreichte, sah ich Gruppen von Bewaffneten daselbst postiert, da packte man mich bei den Schultern, und zwei erregte Stimmen brüllten mir in die Ohren: „Für Damasus oder Ursinus?"

Glücklicherweise wandten sich meine beiden Angreifer jetzt wieder hastig ab zu einer Debatte untereinander, und ein behendes Männchen trat zwischen uns und rief: „Schämt Euch, daß Ihr einen Fremdling also begrüßt! Könnt Ihr nicht sehen, daß Seine Exzellenz sich nach ihrer Reise zuerst wieder herzustellen haben?" Und das Schneiderlein zog mich in seinen Laden hinein.

„Welche Mode würde Euer Gnaden vorziehen? Wir haben hier einiges Neue aus Konstantinopel, vom Kaiser selbst gut geheißen. So? Das nicht? — Nun, Rom ist eigentlich die Kaiserstadt und, unter uns gesagt, gestehe ich, daß die Orientalen doch noch etwas zurück sind hinter uns, unzivilisiert, thatsächlich, aber es giebt doch einige Leute, die nichts sich ansehn, das nicht den kaiserlichen Stempel trägt."

Ganz bestürzt und betreten wollte ich den Laden eben verlassen, da hörte ich einen Landmann, eine schöne, echt römische Gestalt, der, mit Fruchtkörben beladen, nachdem er seine Waren verkauft, also das Schneiderlein höhnte: „Du bist mir ein schöner Römer! Denkst ans Absetzen Deiner armseligen Mäntel und Röcke, wenn das Schicksal Roms auf dem Spiele steht, und die Herde keinen Hirten hat!"

„Und Du", knirschte das Männlein zwischen seinen Zähnen hervor, „willst Dich unterstehn, in solche Sachen Dich zu mischen, wo doch jeder weiß, Du hast nicht einen einzigen Christen in Deiner Familie?"

Solchen Zwist den beiden überlassend, ging ich von dannen. Die Stadt befand sich allerdings in einem Aufruhr. Jede Straße war voller Menschen. Frauen schimpften; Kinder schrieen. Dort gestikulierten Priester in ihren langen Amtsgewändern, Söldner, Mönche in schäbigen, unordentlichen Kleidern; da gab es spitze Hohnreden, die mit Schmähungen und Schlägen vergolten wurden, blitzende Augen und hochgeschwungene Waffen. Ich hätte mich inmitten eines der alten Volksaufstände versetzt meinen können und erwartete halb und halb, einen Redner das Lob der Freiheit feiern zu hören oder wider die Patrizier auftreten zu sehen, indes die alten römischen Banner im Winde flatterten. Doch fiel es mir auf, daß es mehr Worte als Wunden gab. Gar viel Gerede hörte ich. Rom, die Gebieterin von Kaiserreichen und ihre freien Bürger waren die reichlich Gefeierten, doch mischten sich in die alten üblichen Rufe andre, die seltsam im Mißklang zu diesen standen: „Volk Christi!", „Wahre Söhne der katholischen Kirche!", „Hirt und Herde!" Dieser Mißklang war mir so unerträglich, daß ich mich nach einer offenen Basilika als Zufluchtsstätte umwandte. Ich hätte mich ebensogut aus dem Schiff in die Wellen stürzen können, um dem Unwetter zu entrinnen, denn hier nahm der Kampf in der That einen furchtbar ernsten Charakter an, und in die Namen der verschiedensten Ketzerlehren hinein tönte das entsetzlich gellende Schmerzensgestöhn sterbender Männer und das Getöse eines Streites auf Tod und Leben. Schon lagen blutende Körper in Scharen auf dem Pflaster der heiligen Stätte. Voll Abscheu wendete ich mich wieder ab und ging hinaus. Die Straße war jetzt gelichtet. Eine Abteilung stämmiger, halb berauschter Goten marschierte singend hindurch, mit ihren muskulösen Armen und Beinen in einer Weise sich Weg bahnend, der sich keine der streitenden Parteien zu widersetzen wagte. Einer dieser Goten zog beim Vorbeigehen mit roher Hand den Schleier von einer eiligst vorbeihuschenden jungen Maid. Da stellte ich mich zwischen beide, so daß letztere sich rasch davonmachen konnte. In einem Augenblick hatte eine starke Faust mich bei der Brust gepackt, indes eine andre mich bei der Schulter faßte.

„Knabe, wer hat Dich geheißen, hier den Stadtvogt zu spielen?"

„Derselbe, der Dich ein Gleiches in gleichem Falle zu thun geheißen hätte," lautete meine Antwort, in der bei uns daheim gangbaren gotischen Sprache redend.

Da ließ er seine Faust sinken und sagte mit gutmütigem Lachen: „Wußtest Du nicht, Knabe, daß ich Dich mit einem einzigen Schlage zu Boden hätte schleudern können?"

„Das ist sehr leicht möglich," erwiderte ich, seine Riesengestalt mit den Augen messend und über meine eigne Kühnheit mich halb amüsierend, „in derartigen Momenten hält man sich aber nicht damit auf, des andern Stärke abzumessen."

„Brav, mein Junge!" rief der Gote, herzlich meine Hand drückend. „In Dir ist zweifelsohne Asablut. Ich hatte nichts Böses im Sinne mit dem Mädchen. Wir haben eben hier kein Daheim, und da wird unsereins verwildert. Ich danke Dir!"

„Jedenfalls noch edle Wildheit," äußerte ich zu einem Römer mir zur Seite.

„Arianer sind's," gab dieser verächtlich zur Antwort, „Arianer allesamt."

Ein Schlag ins Gesicht von der Hand meines gotischen Freundes unterbrach diese Bemerkung. „Heiße mich noch mal einen Arianer, wenn Du Dich's getraust! Habe ich nicht die heilige Weihe vom Bischof Athanasius empfangen und Hunderte von Ketzern und Vandalen mit eigner Hand erschlagen? Glaubst Du dieser Lüge, Knabe?"

„Nicht im geringsten," antwortete ich, „ich habe gar keinen Zweifel gehegt, ob Du ein Christ seiest."

„Jedenfalls noch ein ebenso guter als diese italienischen Memmen hier," brummte der Gote und schritt weiter.

„Ach, wenn diese Goten wahre Christen wären!" dachte ich, indem ich der schönen, männlichen Gestalt und dem frei und offen blickenden Antlitz nachsah.

So ging der Tag dahin, und der Tumult erstarb. Ich ruhte mich eben auf den Stufen eines der großen Badeplätze aus, indes Damasus zum Papste ausgerufen ward.

Wie ich so dasaß, ging ein Sklave wiederholt an mir vorüber. Schließlich trat er an mich heran und sagte: „Du bist der Fremde,

der heute meine Herrin Marcella verteidigt hat. Folge mir! Ihr Vater wünscht Dich zu sprechen."

Nun trug ich zwar durchaus kein Verlangen, mich mit Dank, den zu verdienen ich so wenig gethan hatte, überhäufen zu lassen, aber ich folgte dem Manne zu einer Villa nahe dem Gipfel eines der Hügel Roms, wo sich nur einzelne, doch meist sehr großartige Häuser befanden. Beim Eintritt verabreichte man mir zunächst ein Bad, dann ein reiches Gewand. Nach dieser Umwandlung schritt ich durch mehrere Gärten und Marmorhöfe, durch vergoldete, gemalte Hallen zu einer Vorhalle, wo ein alter Mann saß, an dessen Schulter eine Jungfrau lehnte. Sie erkannte mich sofort mit leichtem Erröten und Lächeln, und er begrüßte mich mit einem Gemisch von Stolz und Dankbarkeit und forderte mich auf Platz zu nehmen.

Beide waren sich sehr gleich: dieselbe hohe, gebieterische Gestalt, dieselben festen, Charakter und Freimut bekundenden Gesichtszüge, die gleichen dunklen, durchdringend blickenden Augen, nur daß bei ihr der feste Ausdruck um die Lippen noch durch das häufig sie umspielende Lächeln gemildert wurde.

Es folgte nun eine Unterhaltung, darauf ein Mahl, das ich aber allein genoß und daher Zeit hatte, die mich umgebende Schönheit des Palastes zu betrachten. Es schien, als wenn der Geschmack der Bewohner mehr auf Schönheit als auf Prunk gerichtet sei. In all den maßvoll gehaltenen Fresken und dem gediegenen Hausgerät war nichts, was das Auge von der wunderherrlichen Aussicht des Balkons abzulenken geneigt war, wo die Natur in der ganzen vollen Pracht des Sonnenuntergangs erglühte, der die Hügel mit Purpur umsäumte und sein Scharlach und Gold über Strom, Springbrunnen, Halle und Zinne ergoß. Noch aus andern Gründen that es mir wohl hinauszublicken. Innerhalb war jedes Gemälde, jede Erinnerung und jedes Symbol gänzlich heidnisch — außen erglühten Hügel und Paläste unter der Berührung der Hand Gottes. Im Gespräch mit meinen Gastgebern hatte ich den gleichen Eindruck. Mit Interesse lauschten sie auf meine Geschichte aus unsrer Bergeswelt. Nur der Name, der uns der teuerste ist, meine Mutter, ließ ihr ganzes Wesen sofort frostig werden, und

doch war dieses Fernbleiben, selbst dieses Vermeiden geweihter, heiliger Namen mir nicht so abschreckend als ihre Entweihung durch Parteigeschrei von allen Lippen. Daher nahm ich es dankend an, als Gast länger hier zu bleiben, denn der alte Olybrius und Marcella beharrten dabei, es bestände zwischen uns ein gewisser Verwandtschaftsgrad, und so habe ich mich denn bei verschiedenen Lücken in der Familiengenealogie und bei den Versicherungen von Marcellas Wärterin dafür zu bedanken, als Vetter hier auf- und angenommen zu sein. Am nächsten Tage wollten sie mir zu Ehren ein Fest geben, um mich meinen römischen Verwandten vorzustellen, doch ich lehnte es ab mit dem Bemerken, ein Christ pflege sich nicht an heidnischen Festen zu beteiligen.

„O da bist Du sehr im Irrtum," meinte Marcella. „Die Hälfte unsrer Bekannten sind Christen. Dennoch geben diese uns keineswegs auf, nämlich darum, weil wir so hübsche Feste zu geben vermögen, und Du weißt, sie hoffen, daß wir uns noch bekehren. Aber bist Du wirklich ein Christ? Du schienst mir mehr einem Philosophen gleich zu sein."

„Ich bin aus innerstem Herzen ein Christ."

„Nun gut, ich habe Leute gern, die das von Herzen sind, was sie sind."

„Du bist wohl auch keine wirkliche Anhängerin der alten Götter mehr?"

Da nahm ihr Gesicht einen Ausdruck an, den ich zuvor noch nicht darauf gesehen, und sie sagte: „Ich bin der Ansicht, daß niemand das jemals gewesen ist. Sind nicht alle menschlichen Religionen schwache Versuche, das Unaussprechliche auszusprechen? Aber von diesen beiden Ausdrucksweisen, der heidnischen und der christlichen, wähle ich mir lieber die Verherrlichung der Natur als das Kauderwelsch von leeren Namen, das sie Christentum nennen. Und diese wilden Banden von müßigen Mönchen sind mir verhaßt, dazu die Bilder, die einen im Schmerze sich gefallenden Gott darstellen. Da sind mir doch die schönen alten, erhabenen Gottheiten viel lieber, die in der Schönheit ihre Freude haben; viel lieber bete ich die herrliche Sonne und die Sterne an und die stets verjüngte Natur als den Staub verstorbener Fanatiker."

„Aber in letzterer Beziehung bist Du wenigstens im Irrtum," erwiderte ich. „Nicht dem Staub wird Ehre erwiesen, sondern der Heldenthat."

„Sage mir doch ehrlich," meinte sie, „war nicht die alte Sittenlehre der Selbstverleugnung, der Familientreue, des Patriotismus besser als dies ruhig damit Begnügen, weiter zu sündigen, bis der Tod in Sicht ist, und dann die Sünden eines ganzen Lebens mit ein wenig Wasser abzuwaschen oder anderseits zu einem völlig wilden Tier zu werden, wie das die Mönche jetzt so viel thun?"

Mit welchem heftigen Unwillen würde ich ihre Anschuldigung wenig Wochen zuvor noch zurückgewiesen haben, nicht nur als Karikatur, sondern als übertriebene Verleumdung und Übeldeutung. Doch nun wirkte die Erinnerung an das aufgeschobene Sichtaufenlassen, sowie an das ganz erregte Versichern, orthodox zu sein, von denen, die sich um Sittlichkeit nicht kümmerten, lähmend auf meine Worte, und ich sagte nur: „Das, was Dir verhaßt, ist kein wahres Christentum, ebenso wenig wie das, was Du liebst, das alte Heidentum ist. Dies war eine Religion der Furcht, nicht der Freude, ein peinliches Abwehren alles Gefährlichen durch Opfer, kein liebendes Hingeben des Herzens an Gott, und mich dünkt, diese Religion oder vielmehr dieser Aberglaube ist es, der die Masse des Volks, Reiche wie Arme, heutzutage durchdringt, ob auch unter anderm Namen. Doch bin ich dessen sicher, daß es Tausende giebt, die Gott mit so anbetungsvollem Herzen verehren, sich in Ihm mit solcher Freude freuen, Marcella, wie Du solche nie gekannt hast."

„Wo aber findet sich dieses Dein ideales Christentum?"

„Vollkommen der Theorie nach ist's in der Heiligen Schrift, in der Praxis im Himmel und in einzelnen Strahlenbrechungen in jedem aufrichtigen Christenhause und Christenherzen auf Erden."

Für gewöhnlich aber waren meine Lippen über diesen Gegenstand versiegelt, ausgenommen, wenn Olybrius sich in jenen, einem Alten so geläufigen Klagen über die Entartung der Zeiten erging, oder wenn Marcella mit irgend einem poetisch geordneten Stück Heidentum, oft halb scherzend, herausrückte. Bald gewöhnte ich mich gleichfalls daran, hierüber zu schweigen.

Doch eines Abends hörte ich unbemerkt eine Unterhaltung mit an zwischen dem Haushälter und Marcellas Wärterin, die mich wieder zu vollem Bewußtsein zurückbrachte.

„Was," sagte jener, „diesem aus den Bergen hergelaufenen Bettler die Hand einer Sennora Marcella?"

„Nun," lautete ihr orakelhafter Bescheid, „wir werden schon sehen, was wir sehen werden."

Am andern Morgen gab ich unter vielem Danke meine Absicht kund, aufzubrechen. Olybrius erhob einige höfliche Einwände, hatte aber dabei durchaus keinen bekümmerten Ausdruck; Marcella sagte kein Wort. Als ich Abschied nahm, drängte mir Olybrius eine reichgestickte Börse auf, die ich indes ablehnte. Marcella sprach nur wenig, fügte jedoch in leichthin geworfenem Tone hinzu: „Wenn Du Dein Ideal von einer christlichen Republik finden solltest, so laß es uns wissen!"

„Sennora Marcella wird das Ideal da finden, wo ich es fand," erwiderte ich.

Kühl wendete sie sich ab. Doch bevor ich noch das andre Zimmer erreicht hatte, kam sie mir nach. Ihr hochfahrendes Patrizierwesen war verschwunden; mit jenem kindlichen Freimut, der mich bei ihr so entzückt hatte, sagte sie: „Ich bin unartig gegen Dich gewesen, der Du so viel für mich riskiert hast, als wir einander noch gar nicht kannten. Gieb diese kleine Börse nicht zurück; ich habe sie für Dich gestickt. Du wirst mir sehr fehlen, denn ich habe weder Bruder noch Schwester."

Ungehindert flossen die Thränen ihr dabei über das Gesicht hernieder. Nun war es an mir zu verstummen. Ich konnte bloß sagen: „Das Geld will ich den Armen schenken, die Börse aber niemandem."

Und dabei wagte ich, ihr einen Streifen meiner kostbaren Pergamentrolle, die ich stets bei mir trage, zu schenken. Er enthielt das Evangelium St. Johannis. An der Pforte tauschte ich zum großen Leidwesen der Sklaven mein Gewand wieder gegen den alten Reiseanzug ein. Es mochte Stolz sein; doch mich dünkte, es sei besser, zwischen mir und dieses Haus die Kluft so weit als möglich äußerlich zu machen, zwischen diesen vierzehn Tagen eines

umzauberten Lebens und meiner Zukunft. Es war mir, als ob eine eigenartige, öde Prosa sich unterdes über die Welt gelagert habe. Als eine Irrung erschien es mir, daß ich mich so lange Zeit in dieser heidnischen Atmosphäre aufgehalten habe, und so wandte ich unter Gebet und mit mannhafter Anstrengung meine Schritte zu der armen Witwe, der Mutter jenes Mönchs in den Apenninen.

Dritter Brief.

Die Witwe Ursula wohnte nun freilich in einem von dem des Olybrius sehr verschiedenen Hause Roms, doch dies mehr, weil sie es vorzog, unter denen zu leben, die ihrer Hilfe bedurften, als aus irgend welchen persönlichen bedrängten Verhältnissen. Ihr Trauerkleid und mehr noch ihr stilles, ehrwürdiges Angesicht breitete eine Art Ehrenwache um sie aus, unter deren Schutz sie bis in die untersten Schlupfwinkel des Elends einzudringen vermochte. Von allen Bekanntschaften, die ich bisher gemacht habe, meine Mutter, möchte ich diese Dir am liebsten vorstellen. Du würdest nicht, wie ich es gethan, Dich mit ihr in Diskussionen einlassen, wodurch sie ganz bange und mütterlich besorgt wurde, ob ich auch im rechten Glauben stände.

Die Art, wie ich mich bei ihr einführte, war so, daß ich sofort weit über die Schranken bloßer Bekanntschaft mit ihr geriet. Brachte ich ihr doch die Reliquien mit, die sie selbst um ihres Sohnes Hals gehängt hatte.

Ihr bleiches Antlitz verlor für einen Moment auch den schwachen Schatten von Farbe, der es noch umhauchte, als ich sie ihr überreichte. Doch sich aufraffend, wie es ihr als Römerin naturgemäß war, dazu gestärkt durch ihres christlichen Glaubens Kraft, neigte sie nur ihr Haupt und sagte: „Mein Gott, auch dafür will ich Dir danken.“ Allmählich traten, während ich ihr die Einzelheiten jener letzten Tage nach einander berichtete, einfach menschlichere Empfindungen, die mir christlicher zu sein erschienen,

an die Stelle jener stoischen Worte zu Anfang, und so saß sie da, die Thränen übers Antlitz strömen lassend, bis sie dies in ihre Hände barg und, die Reliquien an ihre Lippen pressend, ausrief: „Ach Gott, vergieb mir, wenn ich im Weh des Mutterherzens der Ehre vergesse, daß ich die Mutter eines Heiligen sein durfte!" Ich erzählte ihr, wie sein Herz nach ihr verlangt habe, und wie er, wenn ihm sein Leben zurückgegeben worden wäre, es mit ihr vereinigt habe zubringen wollen.

Doch dies dünkte ihr kein Trost zu sein. Unter Schluchzen sagte sie: „Würde ich wohl je meinen Sohn, meinen einzigen Sohn, vom Himmel zurückgehalten haben? Da sei Gott vor! Geweint mag ich haben, auch hat mein Herz anfangs davor zurückgeschreckt, doch gab ich ihn ohne Murren. Besser," fuhr sie fort, indem sie ihre Hände brünstig faltete, „einen solchen Sohn tot zu wissen als zehn der Welt angehörende Söhne lebend zu haben."

Was ich ihr berichtet von seinen Äußerungen über die Drangabe seines Ichs, schien ihr jedenfalls nicht ein Symptom vom Anfang eines höheren Lebens zu sein, sondern der durchaus entsprechende Schluß eines Lebens voll Selbstverleugnung, und während sie sich an seinem Tode als ein Christ freute, war doch die Krone seines Ruhms in ihren Augen die, daß er als ein Mönch gelebt hatte.

Ihr galt das System ihrer Zeit als ein göttliches; keine Bemühung meinerseits konnte sie zum Zweifel daran bringen; und, ob's nun recht oder unrecht ist, nach dieser unsrer ersten Unterredung mit einander habe ich auch keine derartige Bemühung mehr versucht, denn bei ihr beruhte der Glaube an die Heiligkeit des Mönchslebens, wobei sie sich für ihre eigne Seligkeit doch fest auf ihren Heiland gründete, lediglich auf einem gar demutsvollen, neidlosen, bewundernden Blick zu denen empor, für die das Himmelreich Höhen besaß, zu denen aufzuschwingen ihr Fuß nimmer sich getraut hätte. Sie sah ihren Sohn unter der ruhmgekrönten Schar derer, welcher Lobgesang dereinst den holdesten Klang haben, deren Schritte ihrem himmlischen Bräutigam am unmittelbarsten nahe sein würden, der himmlischen „Leibgarde". War es für sie nicht überschwenglich süßer und köstlicher Lohn, daß sie, auf unterer Stufe bleibend, ihr Haupt in anbetendem Danke neigen und Seine

Stimme im Chor von ferne vernehmen durfte? Darum ließ ich, da ich des Glaubens war, daß die Mutter sowohl wie der Sohn ihr Paradies allein Ihm, dem Einzigen, zu verdanken gewillt waren und beide ihre höchste Ehre und Freude in der tiefsten, sich selbst drangebenden Anbetung finden würden, die gute Frau ganz ruhig bei ihren Anschauungen und ihn auf seinem Platz zu Füßen des Herrn, dessen Gewand auch wir anzurühren hoffen, unter dem Gnadenblick jener liebreichen Augen, die, wie wir uns dessen gleichfalls getrösten dürfen, auch auf uns eines Tages ruhen werden.

Ursulas Leben hatte einen sehr thätigen Charakter; den halben Tag war sie in den Hospitälern oder unter den Armen, und während der andern Hälfte kamen die Armen und Kranken gewöhnlich zu ihr, um Beistand zu finden; oder die Reichen holten sich Rat bei ihr in betreff der Verteilung ihrer Güter an die Armen oder baten sie um Wink und Weisung in ihren Familienangelegenheiten. Die Tage, die ich unter ihrem bescheidenen Dache verbrachte, waren reich an Belehrung für mich. Ursula hatte wenig Zeit, auf meine Schwierigkeiten einzugehen, und noch weniger Urteilskraft, sie zu lösen. Wenn ich sie irgend etwas fragte, was sie für den Augenblick betroffen machte, in Bezug auf den Ursprung irgend einer der Übungen oder ihre Übereinstimmung mit der Heiligen Schrift, so kam sie gewöhnlich darauf hinaus, daß sie mich an den Presbyter Matthias verwies. Nun erstreckten sich aber die Lösungen solcher Fragen bei dem Presbyter Matthias selten über den Hinweis auf Gegenwart und Vergangenheit hinaus, soweit ihm seine eigne siebzigjährige Erfahrung deren Geschichte offenbart hatte. „So ist es gewesen, und so ist es, und ich entsinne mich nicht, daß es jemals anders war.“ Oder mit mehr Nachdruck: „So war's in den Tagen des gottgesegneten Konstantin.“ Wie aber dessen Tage mit denen des Apostels Paulus oder wie die Sitten der Kirche jener Zeit mit denen dieser Zeit in Einklang und Zusammenhang zu bringen waren, das war für ihn keinerlei Schwierigkeit. Die Bibel bestand fort; solches war gottgewollt. Die Kirche bestand fort; auch sie war gottgewollt. Darum müssen sie auch untereinander übereinstimmen. Was wir nicht zu verstehen vermögen, das müssen wir dunkel zu ahnen uns bescheiden. Bei jedem

Versuch, ein Forschen über diesen Punkt hinauszudrängen, konnte Matthias förmlich heftig und böse werden und Witwe Ursula gar ernst; aber darauf gerieten sie dann oft in ein Gespräch über die Autorität des Alters, über die Gefahren der Jugend, was dann durch Beispiele von abgeirrten, verwegenen Jünglingen aus ihrem Bekanntenkreise illustriert ward und sie gewöhnlich gar weit über den eigentlichen Gegenstand hinaustrug.

Also hatte ich mich eben an die Thatsachen zu halten, und hierbei gab es reiche Auswahl. Da waren Hospitäler, Kassen für die Loskaufung Gefangener, Besitztümer, die zur Austeilung unter die Bedürftigen bestimmt waren, Männer und Frauen aus den vornehmsten Familien, die sich den niedrigsten Arbeiten christlicher Liebe widmeten. Von all diesen segensreichen Wirkungen unsers Glaubens sah ich damals ein gut Teil; und nicht ohne ein freudiges Beben durchwanderte ich die Katakomben, durch jene Gänge, da noch in diesem unserm Jahrhundert unsre Glaubensbrüder sich mit Gefahr ihres Lebens versammelt hatten, vorbei an Gräbern, wo die Gebeine der Märtyrer von denen eingesenkt worden, die ihnen auf dem gleichen herrlichen Pfade folgten; und trat ich aus den Reihen dieser dunkeln Zellen heraus, so empfand ich es voll, daß auch der Glaube ins Tageslicht hinausgedrungen und frei durch die Welt seine Straße ziehen konnte mit seinem Gruße der Liebe und der Erlösung. Bei dieser Expedition war Presbyter Matthias mein Führer, und als wir am Eingang uns ausruhten, schien dieses große Familiengrab der Kinder Gottes, dieser Schrein voll so vieler Seiner Kleinodien, die Schätze der Erinnerung plötzlich aufzuschließen, und als Antwort auf eine Bemerkung meinerseits, daß es doch ein herrlich Ding gewesen sein müsse, die ganze Kirche bei der Thronbesteigung Konstantins gleichsam aus den Katakomben herauskommen zu sehen, erwiderte er: „Mich dünkt, solch ein Tag wird nimmer wiederkehren bis zur großen Auferstehung. Aus jedem Winkel Christen hervorgehen zu sehen, in den sie sich aus Vorsicht oder Furcht verborgen hatten, die Paläste von ihnen erfüllt zu erblicken, die Zeichen der Brüderschaft da zu finden, wo man es am wenigsten vermutet hätte, sich plötzlich selbst also aus dem Gliede einer verachteten Sekte zum Bruder einer Familie ver-

wandelt zu sehen, die so groß ist wie das Weltall, so unversehens wie ein Bettler aus Dunkel und Kälte in die erleuchtete Halle eines Palastes zu treten und sie nicht von mitleidigen Fremdlingen, sondern von seinen eignen Stammesverwandten erfüllt zu erblicken und daselbst bewillkommt zu werden, nicht mit kalten Almosen, sondern mit freudigem Lächeln, Liedern und Bruderkuß."

„Du beschreibst etwas, das wirklich schon wie der Himmel gewesen sein muß," stimmte ich bei. „Doch wie muß es diesen vorsichtigen, furchtsamen Christen leid gethan haben, daß sie ihren Herrn nicht bekannten, als solch Bekenntnis voll Schwierigkeit war, daß sie das Bruchteil Kreuz nicht erduldet, das ihnen blieb, da doch die Krone so nahe war!"

„Das mag sein," gab der Alte zu. „Wenn aber das Bedauern an der einen Thür des Himmels Eingang finden sollte, so würde sicher der Friede aus der andern wieder hinausziehen. Doch herrlich war es freilich für die Bekenner, denn die Geringsten unter ihnen, welche unter Maximins Verfolgung gelitten oder Bekenntnis abgelegt hatten, wurden plötzlich größer angesehen als jeder Held. Und dann diese Scharen von Märtyrern zu erblicken, wie sie hervorkamen aus ihren Minen, gelähmt und gebrochen in diesem letzten Heldenkampf: junge Männer, die gar schwachen, schwankenden Fußes von Folter und schwerer Arbeit daherschritten, ehrwürdige Greise, die sich um Christi willen hatten blenden oder lähmen lassen, nun herbeigeführt zu sehen auf den kaiserlichen Heerstraßen, hervor aus allen Ecken des Reichs, fröhlich gleich Siegern dem heiligen Namen, um des willen sie gelitten, die alten Lobhymnen singend. Einst waren sie ausgezogen, ausgetrieben vielmehr unter Schlägen und Drohungen, die verachteten Knechte eines gekreuzigten Herrn. Da kam in ihre Gefängnisse, in die Tiefen der Verderben bringenden Minen und dorthin, wo sie von Ketten gefesselt als Wegarbeiter sich plagten, die Botschaft: „Der Kaiser ist ein Christ, und Christus ist König über alles." Da flogen die Pforten der Kerker auf; ihre Ketten fielen ab, und jene Fesseln der Blindheit und Krankheit, die menschliche Hände wohl geschmiedet, aber nicht zu lösen vermochten, sie wurden — dem Kreuz des Heilands gleich — zum Zeichen des Sieges und der Ehre. Als sie vorüberzogen, drängten sich

Frauen und Jungfrauen heran, um ihnen die zerrissenen Gewänder zu küssen; aus den Palästen wurden die kostbarsten Weine und herrliche Früchte von der Hand vornehmer Damen ihnen dargereicht; die ärmsten Hütten hatten für sie Spenden der Liebe. Und nun dieses Wiedererkennen! Dieses sich Wiedervereinen von Mann und Weib, von Eltern und Kindern, diese Thränen und Freudenrufe, dies Umschlingen, dies Begrüßen und frohe Begegnen unter einander! Ach, mein Sohn, das waren noch Zeiten, wo es sich zu leben lohnte! Mögen immerhin einige Herzen wieder erkaltet, andre dem Lichte noch nicht aufgeschlossen sein, ist es denn aber nichts, wenn man fühlt, wie es ungehindert uns nun umströmt? Ist es dem schwachen Menschenwesen nichts, daß es nun nimmer die Wahl zu treffen hat zwischen dem Losreißen von den teuersten irdischen Banden und dem Bruch mit dem einen alles übersteigenden Bande, das uns mit dem vereint, der für uns starb? Ist es nichts, daß man nun allenthalben Seinen Ruhm verkünden darf, das heilige Zeichen Seiner uns erlösenden Liebe überall erblickt? Ist es nichts, daß nun unser Kaiser mit aller seiner Herrscherautorität uns gebietet, Christum zu ehren und anzubeten und nicht ihn selbst oder sein Roß? Ist es nichts, daß man, wie auch Du es gethan, mit eignen Augen sieht, wie der Beherrscher der Welt auf der Schwelle des Gotteshauses seine Kniee bußfertig beugt oder, wie ich das sah, seinen Platz als unterster von allen Kirchenvätern im Konzil einnimmt?"

„Du sprichst hier von Konstantin beim Konzil von Nicäa?" fragte ich.

„Ja! Ich habe ihn gesehen. Jung und edel, wie ein Engel ausschauend, in Gewändern, die mir kaum als eine auf Erden angefertigte Hülle erschienen, so trat er hinein in das Konzil und nahm seine bescheidene Stelle ein; gleichwie ein Jüngling sich neben seinen Vater setzt, so er neben die Väter und Ältesten der Kirche. Ich weiß nicht, ob diese Zeiten so gut sind wie jene," fuhr der Alte fort, „aber das weiß ich, daß ich Gott danke, gerade in dieser Zeit zu leben."

„Mehr als Du es gethan hättest in den Tagen der Apostel und Märtyrer?"

„Mein Sohn, was weiß ich, ob ich dazu stark genug gewesen wäre.“

„Aber, Vater,“ wandte ich ein, „dieses blutige Streiten um höhere Posten in der Kirche, dieses böse Kämpfen mit den Waffen Satans für die Wahrheit Gottes, dieser Pomp der Geistlichkeit, diese Weltlichkeit des Laientums, diese Menge von Zeremonieen, dieses Entweihen der Sakramente!“

Da ward es dem Alten unbehaglich, und er stand auf.

„Es ist nicht das erste Mal, daß sich seine Jünger untereinander gestritten haben, welcher wohl der größeste sei,“ erwiderte er, „ebensowenig zum ersten Male, daß Leute sich einbilden, das Erkennen der Sünde andrer sei schon Heiligkeit, und daß sie Gott für solche gedankt haben.“

Ich fühlte den Stachel dieses Vorwurfs, wie das eben nur dann der Fall ist, wenn der Vorwurf ein Gran Wahrheit enthält, und so entgegnete ich so ziemlich empfindlich: „Vater, gern erführe ich etwas vom Schisma der Novatianer, falls der gleiche Streit um hohe Plätze sich zwischen ihnen abspielt.“

Das Entsetzen des Alten hierüber war zu tief, um sich in Worte fassen zu lassen. Sarkastisch sagte er: „Warum nicht auch von den Manichäern und Arianern und Sabelliten und Apollinarianern und Donatisten und Circumcellionen? Warum nicht auch Deine Lebenserfahrung durch Forschungen bei den ägyptischen Hexen und den persischen Götzenanbetern bereichern?“

Es gelang mir auch heute nicht mehr, ihn wieder zu versöhnen. Dessenungeachtet verstieg ich mich später noch etwas in die novatianer Schismatiker und fand auch manche gute Leute darunter, obwohl meist, wie ich gestehe, von beschränktem, hartem Schlage, insofern als sie sich darauf etwas zu gute thaten, die Pforten der Buße zu verengern und alle, die sich des Götzendienstes irgend schuldig gemacht, von aller Gemeinschaft absolut auszuschließen. Ihre Vorurteile trugen tiefergehendes Gepräge, ihre geistlichen Antipathieen stärkeren Charakter in dem Maße, als der Kreis derer, denen sie ihr Herz zu schenken sich erlaubten, enger war. Deshalb gelangten Ursula und Presbyter Matthias bald zur Beruhigung über mich. Doch einige Tage nach unsrer Reise durch die Katakomben

sagte Ursula zu mir: „Wir, Matthias und ich, haben beratschlagt über Dich und sind der Meinung, daß es Dir wohlthätig sein würde, Dich mit einigen der gelehrteren Väter und Lehrer der Kirche zu besprechen. Da ist z. B. Hieronymus, der während seines Aufenthaltes zu Rom so manch vornehme Matrone und edle Jungfrau dahin gebracht hat, die Welt zu verlassen und sich ganz Gott zu weihen. Er lebt in Palästina, und es heißt, seine kleine Gemeinde zu Bethlehem sei wie der Himmel auf Erden. Weiter ist da Presbyter Johannes in Antiochien, den sie Chrysostomus nennen. Reisende aus dem Osten können nicht genug von seiner Heiligkeit und Beredsamkeit rühmen. Und dann Augustinus, der Freund und Presbyter des Bischofs Valerius in Hippo in Afrika, ein Mann von wunderbarem Genius und in seinem Glauben, wie sie sprechen, schlicht wie ein Kind und zugänglich. Auch er ist durch manche Stürme des Zweifels hindurchgegangen und kann, so erscheint es darum Dir wohl helfen und raten, besser als wir, die wir als schüchterne Seefahrer uns stets möglichst nahe am Ufer gehalten haben. Möchtest Du wohl hingehen und einen derselben aufsuchen?"

Ich antwortete ihr darauf: „Ja, ich will's und in der Nähe eines dieser Männer leben und unter ihnen auf irgend einem schlichten Posten, den sie mir anweisen, dienen. Doch keine Lektion, die ich von ihren Lippen zu lernen vermöchte, könnte inhaltsreicher sein als die, welche Euer Leben mich gelehrt hat. Ich habe von Euch gelernt, daß, wenn ich lernen will, ich dienen muß. Ich will kein auf dem Ozean dieser Welt umhertreibendes Unkraut sein, sondern mir irgend ein stilles Fleckchen suchen, wo ich leben und wirken kann, und während ich dies thue, werde ich gewiß auch lernen."

Als ich dann Abschied von ihnen nahm, geschah es als wie von einer zweiten Heimat. Frau Ursula schenkte mir eine Abschrift des Evangeliums St. Johannis, um die an Marcella gegebene zu ersetzen, und Presbyter Matthias schenkte mir das „Leben des Mönches Antonius von Athanasius von Alexandrien" und den Segen eines alten Mannes obendrein. Ursula versprach mir auch, falls sich Gelegenheit fände, an Marcella zu denken. Es taugte nichts für mich, sie wiederzusehen. Weit fort von Rom zu sein

war leichter für mich, als da zu sein und sie nicht zu sehen. Mitunter, meine Mutter, erschien es mir ein unchristlicher Stolz, ihr also auszuweichen. Ich ging deshalb einst bis an den Palast des Olybrius, um ihnen Lebewohl zu sagen. Doch noch ehe ich bis an seine Pforte kam, wandte ich wieder um, und als ich so zurückwanderte in meinem neuen, doch bescheidenen Anzuge, fuhr sie in einem Wagen an mir vorüber, von zwei oder drei Sklaven begleitet, und erkannte mich nicht. Schweigend sagte ich ihr so mein Lebewohl, und es ward zum Gebet.

Wo ist nun dieses Reich Christi, davon man uns gesagt, es sei aufgerichtet auf Erden? Ich sehe eine Welt, die allerdings Seinen Namen trägt und um Seinen Glauben kämpft, Sein Zeichen ehrt, Seine Gesetze aber übertritt. Diese große Menge sehe ich in zwei Klassen geteilt, in Geistliche und Laien. Die Laien überlassen den Dienst Gottes der Geistlichkeit, und diese sehen als solchen Dienst irrtümlicherweise den eines äußerlichen Systems an. Und unter all diesen sehe oder vielmehr fühle ich — denn ein sichtbares Abzeichen ruht nicht auf ihnen — ein paar Mönche, Priester, Soldaten und Frauen, welche in Geduld denen dienen, die um sie sind, ihre Herzen zu Gott erheben und so ebensowohl für die Menschen als für Gott leben. Kein Tageslicht von christlicher Wahrheit und Liebe erblicke ich, meine Mutter, sondern nur mancherlei durch die Nacht hindurch scheinende Lichter, die das Daheim der Menschen erleuchten oder aus ferner Wüste schimmern oder Mühseligen auf dem Wege erglänzen oder vom hohen Fels herab den Sturmbedrängten grüßen. Noch ist der Tag nicht gekommen. Sicher wird er sehr anders sein als das, was man jetzt sieht. Wohl regiert unser Gott und Heiland den sichtbaren Himmel; wohl läßt Er Sonne, Mond und Sterne am Firmament leuchten; Sein Weg ist im Meer; Seine Hand lenkt die Wellen und beherrscht die Stürme; allenthalben ist die Spur Seiner Rechten aufgedrückt, vom schneegekrönten Bergesgipfel bis herab zur kleinsten Blume; Sein Reich ist auch in manchem Herzen — aber wenn Er sichtbar über diese gefallene, verschrobene, kampfesvolle Menschheit regieren wird, so wird ein Besseres als all dieses erscheinen. Es muß doch noch eine andre Ära kommen, ein besseres Wiedererstehen der Kirche

als unter Konstantin. Und wenn ich auf diese stolze Geistlichkeit herabschaue mit ihrem endlosen Streit um Worte, die für sie wirklich leer sind, und ihrem noch lebhafteren Streit um Prunk und Gepränge, was für sie sehr inhaltsvoll scheint, und dann dieses ungelehrte Laientum, das sich selbst katholisch nennt und die Passion für die Kirche verwechselt mit der Hingabe des Herzens an Gott und das Wasser einer lang hinausgeschobenen Taufe mit der Wiedergeburt der Seele — dann frage ich mich mitunter, ob wirklich schon die Zeiten der Verfolgungen vorüber sind, ob nicht diese oder jene Wahrheit der Heiligen Schrift, die ein wenig zu klärlich erfaßt und zu offen bekannt wird, zu einem Urteil des Todes werden kann, und ob nicht ein zukünftiger Stephanus auf seine Märtyrerqualen hier dort seinen Gruß des Willkomms dafür empfangen wird, daß er Gott angebetet nach der Weise, welche sie eine Sekte heißen.

Wer ist dieser Vigilantius, der solche Worte des Glaubens sprach und doch so redete, als wenn sein Name ein geächteter sei allenthalben? Wohl mag er minder heilig sein als die, welche sich just zu den von ihm als falsche Lehren erklärten Anschauungen bekennen; sie mögen sicherer zum Heiland hinaufblicken durch den Schleier ihrer Irrtümer, als er es thut ohne den letzteren. Und doch ist mir das gewiß, daß, wenn es eine Kirchengeschichte giebt, die sich in den einen Satz zusammenfassen läßt: „Da die Jünger unterwegs waren, erhob sich ein Streit zwischen ihnen, welcher unter ihnen der Größeste sei,“ so muß es noch eine andre Kirchengeschichte geben, die im Himmel geschrieben ist und sehr verschiedene Begebnisse und Namen aufzählt. Denn, giebt es nicht ein Buch des Lebens? Und wird darin nicht so mancher hier geächtete Name dort in herrlichem Glanze strahlen?

Vierter Brief.

Sehr erquicklich war es mir, nach meinem Aufenthalt in den Großstädten mich nun als Wanderer am Baches- und Stromesrande zu finden, unter Hügeln und Thälern, dem Fisch zuzuschauen, der in dem umschatteten Wasser hüpft, des Fischers Netze am Ab-

hang der Felsen ausgebreitet zu sehen und dem von ferne, vom frischen Meereswinde dahergetragenen Gesange der Seeleute zu lauschen, das blaue Meer zu betrachten oder bei umwölktem Himmel die einzelnen Streiflichter zu verfolgen, wie sie einander jagen und ihren smaragdenen Schimmer über den Fluten aufblitzen lassen oder am dunklen Horizonte ein weißes Segel nach dem andern gleich Seevögeln mit schneeigem Gefieder umleuchten. Mein Herz war fast geneigt, sich dem Aberglauben des Eremiten zu ergeben, daß dort Gott am meisten ist, wo der Mensch am wenigsten ist. Dennoch weiß ich, daß die wandelbare Herrlichkeit der Natur nur wie das Rauschen der Falten Seines Gewandes ist, während das schwächste, zu ihm aufschauende Menschenherz den vollen Blick Seines Auges auf sich ruhend empfinden kann, und die wachsamen Schritte der Engel gehen an Berg und Meer vorbei, an all der grünenden Schönheit dieser Erde und all der strahlenden Pracht des Himmels und lauschen, wo sich „im fernen Lande" ein Sünder zur Buße neigt, oder wo ein begnadigtes Menschenkind den täglichen Kampf mit der Sünde weiterführt. Nur für meine trüben Augen ist diese Erde, die Kirche sowie die Welt, ein Rätsel; die Engel, die sich hernieder begeben von den Zinnen der Gottesstadt auf diese wüste Welt, sehen bereits, wie sich die Erben des Heils durch ihre verschlungenen Fäden hindurchwinden und sich Bahn brechen durch ihre mächtigen Festen und Burgen.

Worauf kommen schließlich all meine Skrupel und Bedrängnisse hinaus? Wir gehören zu einem gefallenen Geschlecht und gehen durch eine Welt, wo der Feind nicht bloß Eingang, sondern ein Reich erlangt hat. Diese Welt ist kein Paradies, sondern eine Wildnis; die Kirche Gottes auf Erden ist nicht die goldene Stadt, sondern ein von mancherlei Stürmen hin und her geworfenes Schiff, und selbst die Heiligen unter uns sind nicht „Gerechte, die vollkommen gemacht sind", sondern unerzogene Kinder, die erst hier geschult und geläutert und für eine zukünftige Heimat erzogen werden müssen.

Einer meiner Halteplätze wurde Nola im Süden von Italien. Spät am Abend kam ich daselbst an, und da ich die Pforte einer prächtigen Kirche offen fand, so wagte ich es, mich hineinzuflüchten.

Lampen sah ich brennen, und Weihrauch durchzog die Luft. Bald schwammen die feinpolierten Marmorsäulen und glänzenden Zieraten mir vor den Augen; dann schlief ich ein und träumte, ich befände mich in einem Palast. Als ich erwachte, erblickte ich einen ehrwürdigen alten Mann auf seinen Knieen liegend vor dem Altar. An den Wänden sah ich frisch gemalte, mit eingelegten Marmorplatten abwechselnde Bilder, und der erste Eindruck hiervon war der, daß ich mich in einem heidnischen, vor kurzem erst in eine Kirche umgewandelten Tempel befand. Bildwerke von Schiffbrüchigen, in Gestalt einem der alten in den Wolken erscheinenden Götter gleichend, auch von aus ihrem Grabe erstehenden Toten, von wilden Tieren, die auf das Gebot der gleichen Himmelsgestalt willig ihren Nacken dem Joche beugten. Natürlich befremdete es mich, daß man diese Reste des Heidentums ruhig also stehen gelassen hatte; aber meine Befremdung wich einer ganz eignen Bestürzung, als ich mit diesen Darstellungen von mir unbekannten Geschichten Zeichnungen der Wunder unsers Herrn und einzelne Begebnisse aus Seinem Leben vermischt fand. Meine Betroffenheit hatte ihren Höhepunkt erreicht, als der ehrwürdige Fremde seine Stätte des Gebets am Altar verließ und mich mit höflicher Begrüßung also fragte: „Du bist ohne Zweifel ein Pilgrim zum Grabe des heiligen Felix?"

Seine Worte waren mir ein Rätsel, und ich gab ihm meine Erwiderung mit Worten, die für mich nichts von ihrer Kraft einbüßten, obwohl ich freilich schon schmerzlich erfahren hatte, wie wenig Wirkung sie auf andre übten, wenn nicht das moderne Epithet hinzugefügt wurde: „Ein christlicher Reisender, der innerhalb dieser Mauern ein Obdach fand für diese Nacht." Dann wagte ich die Frage, warum diese sonderbare Mischung von heidnischen und christlichen Gegenständen einem hier in den Weg träte? Da zeigte das Antlitz des Fremden zunächst einen Ausdruck des Mißfallens; doch wich dies schnell einem Lächeln über meine Einfalt. „Ich bin Paulinus," sagte er, „der dieses heilige Haus erbaut hat als ein schwaches Zeichen der Hingabe eines unwürdigen Herzens an den heiligen Felix, dessen Hilfe mich aus mancherlei Bedrängnissen befreit, dessen Fürsprache mich aus mancherlei Versuchungen gerettet hat."

Halb in Zweifel, ob der Fremde ein Heide sei oder ein Christ oder Gründer irgend einer neuen Religion, fragte ich ihn „Wer aber war Felix?"

„In welcher Religion der Erde mag wohl mein Freund sich bisher aufgehalten haben, in deren Dunkelheit der Ruhm jenes heiligen Märtyrers nicht eingedrungen ist?" lautete seine Erwiderung. Und nun hub er an, mir eine Menge von Kasteiungen, unnatürlichen Tugenden und übernatürlichen Kräften aufzuzählen, Visionen, Wundererscheinungen, die meine Befremdung nicht im geringsten minderten, woraus nur soviel klar hervorging, daß des heiligen Felix nach seinem Tode vollbrachten guten Werke diejenigen, die er bei Lebzeiten verrichtet, noch weit übertrafen.

Ich konnte mich nicht des Gedankens erwehren, daß Paulinus sich die Mühe, neue Bilder zu Ehren seines Heiligen zu malen, hätte sparen können. Jene den alten heidnischen Legenden entlehnten Darstellungen hätten sicher aus den außer Gebrauch gesetzten Tempeln genommen werden können und würden dem Zwecke vollkommen entsprochen haben. Ich schaute in das ernste, würdevolle Antlitz des Fremden, während er so von unserm Herrn und diesem Märtyrer redete und das in Ausdrücken, die mich kaum mehr frappiert hätten, wenn Apollo oder Mercur an Felix Stelle getreten wären. Mich dünkte es nichts weiter als ein bloß getauftes, sicherlich nicht wiedergeborenes Heidentum zu sein, das nur den einen Vorteil vor dem erloschenen Aberglauben voraus hatte: die Gegenstände, welche verehrt wurden, waren reinerer Art; die wenn schon kindischer gehaltenen Erdichtungen hatten das Gefühl minder verletzenden Charakter; das Licht der also von ihnen verdunkelten Sonne warf noch seinen Schein auf diese Götzenbilder und ihre Mythologie. Paulinus erzählte mir auch einiges von seiner Lebensgeschichte; wie der Tod eines einzigen Sohnes mitten in der Blüte und reichsten Hoffnung seiner Jahre ihn und sein geliebtes Weib dazu getrieben habe, Trost zu suchen, ach Mutter, nicht in unserm Herrn Christo, sondern in Bußübungen; wie sie dann ihre Ländereien in Aquitanien verlassen und sich hier im Süden von Italien ansässig gemacht hätten, um nicht dem, welcher in Seinen Geringen Sich dienen läßt oder durch Seine Sendboten zu uns spricht, nahe

zu sein, sondern den Gebeinen des heiligen Felix (der mir sehr preisenswert darum erschien, daß er nun Ruhe gefunden hatte und von dieser Götzendienerei nichts wußte). „Ist es möglich," so dachte ich, als ich dieses freundliche, ernsthafte Antlitz betrachtete und dem herzbeweglichen, edlen Tone seiner Stimme lauschte, „daß durch Dich und Deinesgleichen das Licht des Himmels den kämpfenden, vom Wetter des Lebens umgetriebenen Seelen vorenthalten werden kann und statt des Brotes, das vom Himmel gekommen, diese Steine der hungernden, schmachtenden Welt dargeboten werden?" Mein Herz ward so schwer, so schwer, daß ich kaum sprechen konnte. Er führte mich in seine Behausung und wies mir triumphierend, wie er seine elegante Villa in Zellen für eine Gemeinschaft von ledigen Brüdern umgewandelt, und seine Gärten in Küchengärten, die für die Stillung ihres Hungers und die Beschäftigung ihrer Hände sorgten. Am Abend versammelte sich die ganze Gesellschaft um ein frugales Mahl, und es that mir wohl, daß doch hier der Name Gottes als des Gebers aller guten Gaben geehrt ward und nicht der des heiligen Felix. Nach dieser Mahlzeit blieben sie eine Stunde bei einander, und um der Unterhaltung einen erbaulichen Anstrich zu verleihen, fing Paulinus an, eine Anekdote aus dem Leben des Martin von Tours zu erzählen, wie Christus ihm des Nachts in einem Mantel erschien, den er Tags vorher einem Bettler geschenkt hatte. Diese als Gleichnis allerdings gar schöne Legende war die erste in aufsteigender Linie von wundersamen Lebensgeschichten des Antonius, des Martins, des Felix' und so manches andern Märtyrers und Mönchs, die vermutlich eben so betroffen gewesen wären wie ich, wenn sie dem Berichte ihrer eignen Heldenthaten hätten zuhören können. Einige derselben hatten schöne typische Bedeutung, zeigten sie doch, wie das Tier, die unbewußte Schöpfung unterworfen werden kann, wie sich die Teufel bändigen lassen im Namen Christi, was jeder Christ und das in ebenso wunderbarer Weise, wenn auch nicht durch Wunder, darüber die Kinder Mund und Augen aufsperren, erfahren muß. Viele freilich von jenen Legenden dünkten mich nichts weiter als ein bloßes Übertragen des christlichen Kämpfens und Siegens in gewöhnliche, sichtbare Bilder. Doch gab es auch andre Erzählungen, die ebenso

bar an geistlichem Gehalt waren, wie es die wildesten Kinderstubengeschichten der Barbaren in unsern Nordbergen sind, und als die Dämmerung einbrach, machten die symbolischen Erzählungen allmählich den bloß ungeheuerlichen und seltsamen Platz, bis schließlich ein stummes Grauen über die ganze Gesellschaft kam. In diesem allgemeinen Schweigen wagte ich mich nun mit meinem Beitrag hervor und hub also an: „Und alsobald nötigte Er Seine Jünger in das Schiff zu steigen und an das andre Ufer nach Bethsaida zu gehen, bis daß Er das Volk von Sich ließe.

Und da Er sie von Sich geschafft hatte, ging Er hin auf einen Berg, um zu beten.

Und am Abend war das Schiff mitten auf dem Meer und Er auf dem Lande allein.

Und Er sah, daß sie Not litten im Rudern, denn der Wind war ihnen entgegen. Und um die vierte Nachtwache kam Er zu ihnen und wandelte auf dem Meer.

Und Er wollte vor ihnen übergehen. Und da sie Ihn sahen auf dem Meer wandeln, meinten sie, es wäre ein Gespenst, und schrieen.

Denn sie sahen Ihn alle und erschraken. Aber alsbald redete Er mit ihnen und sprach zu ihnen: „Seid getrost, ich bin es, fürchtet Euch nicht!"

Petrus aber antwortete Ihm und sprach: „Herr, bist Du es, so heiße mich zu Dir kommen auf dem Wasser!"

Und Er sprach: „Komm her!" Und Petrus trat aus dem Schiff und ging auf dem Wasser, daß er zu Jesu käme.

Er sahe aber einen starken Wind. Da erschrak er und hob an zu sinken, schrie und sprach: „Herr, hilf mir!"

Jesus aber reckte bald die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: „O Du Kleingläubiger, warum zweifeltest Du?"

Und sie traten in das Schiff, und der Wind legte sich. Die aber im Schiff waren, kamen und fielen vor ihm nieder und sprachen: „Du bist wahrlich Gottes Sohn!""

Während ich sprach, sah ich, wie eine ehrfurchtsvolle Stimmung Platz griff unter meinen Hörern; dann ging es flüsternd durch ihre Reihen: „Das ist aus der Heiligen Schrift."

Und alle erhoben sich und senkten ihre Häupter. Ich sah selbst Thränen über so manches Angesicht fließen, und am Schluß, als wir schieden, um unsre Nachtruhe aufzusuchen, trat einer der älteren Männer zu mir heran und sagte: „O mein Sohn, es giebt keine Worte, die diesen gleichkämen; binde sie auf Dein Herz!"

„Ich glaube," gab ich zur Antwort und so laut, daß viele es hören konnten, denn sie kamen mir aus tiefstem Empfinden heraus, „wenn wir alle diese Worte fester uns aufs Herz bänden, so würde der Versucher keinen Raum mehr finden, jene Irrlehren hineinzudrängen, daß wir irgend eines andern Fürsprechers noch bedürften, Jesu Herz unsern Gebeten geneigt zu machen, oder daß wir bei zweifelnden, zitternden, sinkenden Heiligen Hilfe suchen sollten, damit sie das „Alsobald" unsers gnadenreichen Heilands noch mehr beschleunigen."

Meinen Worten ward mit nicht wenig Stirnrunzeln begegnet, auch mit manch bedenklich mich anblickendem Lächeln; doch störten sie die Festlichkeiten des nächstfolgenden Tages, die St. Felix-Feier, in keiner Weise. Die Armen drängten sich scharenweise von allen Nachbardörfern herbei, da dies im buchstäblichen Sinne ihr Fest war, da vor den Kirchthüren eine Reihe von mit allen Sorten von Fleischspeisen und Getränken gedeckten Tafeln aufgestellt standen, wo sie zu Ehren des heiligen Felix essen und trinken konnten, welcher Weise der Verehrung sie sich in solchem Maße ergaben, daß es schließlich selbst Paulinus zu toll ward; doch seine Freunde trösteten ihn mit dem Hinweis darauf, daß man diese unwissenden Landleute auf wohlthuende Art dem Herrn Christus gewinnen, ihnen den Becher mit Arznei versüßen müsse.

Ach, meine Mutter, Dein Sohn hat mehr von dem natürlichen Eifer des verletzten gesunden Menschenverstandes als von der weisen, maßvollen Kühnheit eines Bekenners an sich, denn ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, ob es nicht viel mehr Gift sei denn Arznei, was sie ihnen also lockend machten, ob sie wirklich das unwissende Volk zu Christo hinführten oder nicht viel mehr es von ihm ab- und irreführten? Und indem ich solch einen entschiedenen Protest dagegen äußerte, wo ich doch vielleicht eine beseligende

Wahrheit ihnen hätte vorhalten sollen, verschloß ich mir entschieden die Thür selbst und dem, was ich sonst noch zu sagen gewußt.

Und doch, hätte ich wohl weniger zu sagen vermocht, als ich so ganze Hunderte von elenden, irregeführten Leuten dasitzen sah und sie bald zanken, bald singen hörte auf verschiedenen Stufen des Rausches, in der Meinung, dies Fest werde Gott zu Ehren gefeiert oder doch zu Ehren eines, den Gott lieb und wert gehalten. Wohl mochten meine Worte herb sein, doch nichts als hörbare Thränen waren es. Als ich sie ausgesprochen, beobachteten sie mich alle gar scharf und ließen mich auch nicht mit einem einzigen ungestört reden. Schweigend noch eine Nacht an dieser entweihten Stätte zu verleben, das konnte ich nicht; also suchte ich mir gedrückten, niedergeschlagenen Herzens mein nächstes Nachtlager in dem einsamsten Winkel, den ich finden konnte. Ich gedachte an Vigilantius und seine Worte: „Sie wähnen mit ihren armseligen Kerzen denen Ehre zu erweisen, auf die das Lamm im vollen Glanze Seiner Majestät herabstrahlt." Weiter gedachte ich an die selige Ruhe bei Ihm, wo ein Petrus und Tausende von andern geheiligten Geistern, die gestrauchelt hätten, wenn Er nicht ihnen Seine Hand entgegengestreckt, die sich von Ihm abgewandt hätten, wenn Er nicht für sie gebeten, Ihm Lob und Anbetung darbringen, der sie erlöst durch Sein Blut in Ewigkeit, bis die Ruhe aus jenem Friedensreich und die Stimme mildesten Erbarmens sich wie lindernder Balsam auf meine geängstete Seele senkte. Nicht wie am gestrigen Abend im Marmortempel eines Menschen, sondern unter dem sternenbeglänzten Gottesfirmament, wo Er die Sonne ist und die Gerechten leuchten wie die Sterne, unter dem unsichtbaren Himmel aller Himmel droben, legte ich mich in Frieden nieder und schlief ein, und durch meine Traumesbilder strömten in Melodien verschiedenster Art, von mannigfachstem Windesrauschen getragen, von Bergessturm und von durch inwendiges Stürmen unterdrücktem, und wie ich wähnte, zum Schweigen gebrachtem Gefühl, das nun doch wieder hervorbrach, sowie durch das Tosen wahnsinnigen Volkes, das da schrie: „Er ist ein König!" und gleich hinterher, ebenso wild erregt: „Kreuzige ihn!" jene göttlichen und doch so höchst menschlichen Worte: „Ich bin es; fürchte Dich nicht!"

Am andern Morgen, als ich meinen Weg nach Sicilien fortsetzte, von wo ich nach Afrika hinüber oder nach Palästina zu gehen beschlossen hatte, gesellte sich zu mir ein junger Mann und fragte mich mit höflicher Begrüßung, ob er sich mir anschließen dürfte. Sein Anzug war schlicht und hatte etwas mönchischen oder doch geistlichen Schnitt; doch sein Benehmen war ein feingebildetes, und bald kamen wir über die gewöhnlichen, an der Oberfläche bleibenden Gesprächsthemata hinweg und befanden uns weit draußen auf hoher See. Er berichtete mir von mancher edlen That jenes Paulinus von Nola, wie er all das fürstlich gestaltete Wesen seines Lebens in Gallien darangegeben habe, um ein bescheidenes Glied der ihm so lieben Gemeinde von Nola zu werden, und nur darum seine Besitztümer beibehielt, damit er die Einkünfte derselben unter die Armen verteilen könne!"

„Doch Christentum ist die Religion, die er ausbreitet, nicht," sagte ich, „sondern Götzendienst, der mit schwelgerischen, berauschten Scharen gefeiert wird."

„Das ist starke Sprache," erwiderte er, „doch gebe ich zu, daß gar viele dieser Märtyrerfeste keine besseren Bezeichnungen verdienen. Augustinus von Hippo hat sie mit der vollen Strenge seiner edlen Beredsamkeit gestraft."

„Kennst Du Augustinus?" fragte ich.

„Ich bin eins der glücklichen Mitglieder seiner kleinen Brüderschar in der Nähe von Hippo," sagte er, „wo er die Oberleitung hat über die Andachtsübungen sowohl als die Arbeiten aller derer, die er, gleich mir, vom Verderben gerettet hat. Ihm verdanke ich die Erlösung von allem Elend, dem ich entrann, all die Freiheit, die mir nun gehört, all den Segen und die frohe Hoffnung, deren ich mich getröste — das alles ihm, dem Diener Christi."

Er berichtete mir dann auch so, wie er es von Augustin selbst gehört, von der wunderbaren, von Gott diesem in seiner Bekehrung bewiesenen Gnade, von der ersten, aber so kurzen Zeit sinniger Gottesverehrung, von den so lange anscheinend nicht erhörten Gebeten seiner Mutter, von der lange währenden Knechtschaft in Sünde und Unglaube, wo fortwährend eins das andre hervorrief, von seinem bittren Erwachen und anhaltendem Kämpfen, sich aufzu-

richten, wie bei einem, der im Traum sich angstvoll umherwälzt, von dem Eindruck des Gotteswortes: „Ziehet an den Herrn Jesum Christum!“, welches endlich die schweren Fesseln durchbrach (die doch nur sein geteilter Wille waren) und Einheit und neue Ordnung in sein ganzes Wesen brachte, das nun nicht mehr in der dumpfen Lethargie des Schlafes versunken blieb, sondern sich emporhob in der gottgesegneten Energie bewußten Lebens, des Lebens in Gott.

„Alles, was er hat,“ fuhr der junge Mann fort, „schreibt er lediglich der wundersamen, freien Gnade Gottes zu, so daß, je höher er steht in der Heiligung, je tiefer wurzelt er in sich selbst aufgebender Dankbarkeit, und all seine seltensten Tugenden wachsen ohne jede Anstrengung aus ihm hervor in natürlicher Anmut wie Pflanzen in Himmelsstrichen, die der Sonne nahe sind; nicht Werke des noch kämpfenden Fleisches sind es, sondern Früchte des freigewordenen Geistes; das einzige, darum er noch kämpft, ist, in Gott zu bleiben.“

„Dann erhebt er sich“, sagte ich, „ohne Zweifel über all die Verkehrtheiten dieser wirren, abergläubischen Zeit; frei empfängt er jedes Geschöpf Gottes und freut sich daran, und die Fesseln dieser mühevollen, mönchischen Zeremonieen und Übungen gelten ihm so viel wie nichts.“

„Das doch nicht,“ versetzte er; „sie sind ihm heilsame Übungen für eine völlig genesene Seele. Die Sorgen des weltlichen Lebens, die Sinnesfreuden sind für uns die einzig gefürchteten Fesseln, und von ihnen entfliehen wir zu der weihevollen Freiheit des Cölibatlebens, zu den geistlichen Festzeiten heiligen Fastens und den segensvollen Übungen des Gebetes und Dankes und fleißiger Arbeit unter den Armen und für sie. Doch Du mußt mit mir nach Hippo kommen und sehen.“

Fünfter Brief.

Meine geliebte Mutter, ich wollte, Du könntest mit mir hier sein und sehen, wie das Christentum ein Volk zu erheben und die entlegensten Stämme der Erde in eine lebendige Gemeinschaft mit

den Mittelpunkten der Zivilisation und des Reichs zu bringen vermag. Allerdings ist die Sprache der Gebildeten hier sowohl wie in den Städten und Kirchen lateinisch, und lateinische Zivilisation und lateinische Litteratur sind hier ebenso heimisch wie in Rom. Doch verleiht das Klima und das Vermischtsein mit den eingebornen Völkern den Leuten hier ein eigenartiges Gepräge. Da findet man sowohl tropische Glut des Empfindens, ungebändigte Hingabe an all ihre Belustigungen, als auch eine tiefe, gewaltige Innerlichkeit in ihrer strengen Enthaltsamkeit und eine heiße Inbrunst in ihrem Glaubensleben. Es giebt kaum eine unter den Hunderten von Großstädten, welche die Gipfel krönen oder die Buchten dieses verschwenderisch reich ausgestatteten Ufers umsäumen, die nicht ihre Kirche, ihren Bischof, ihre Ältesten und ihre christlichen Schulen hätte. Viele rühmen sich, die Grabstätten von Märtyrern zu sein, und die Namen Perpetua und Felicitas, jener Matrone und ihrer Sklavin, stehen hier in wahrhafter Hochschätzung samt andern Duldern und Bekennern in jener grausamen Verfolgung, die unter Caracalla die Kirchen Afrikas durchbraust und gesichtet hat. Doch bisweilen will mich dünken, daß jene Märtyrer am glücklichsten waren, deren Namen nicht mehr existieren oder nur in dem Buche sich finden, das dem Menschen noch nicht erschlossen ist, so daß sie die Herzen ihrer Brüder nicht von ihrem und unserm Herrn mehr abzulenken vermögen.

In den Fischerdörfern und unter den Domänen im Binnenlande erhebt sich so manches schlichte Kirchlein, das von irgend einem gläubigen Besitzer erbaut ist und von dem schlichten Pastor bedient wird, der sich mit eigner Hand seinen Unterhalt erwirbt und zugleich die geistlichen Bedürfnisse seines Volkes versorgt.

Auch in dieser Kirche Afrikas hat es allerlei Kampf und Gährung gegeben, ebenso wie Stürme außerhalb, und diese haben in den Herzen der Gemeinden grell sichtbare Spuren zurückgelassen und in manchen Fällen auch auf den die Kirche umschließenden Mauern. Eine Spaltung über die Wahl eines Bischofs brachte in der Gemeinde eine Trennung zuwege, die noch anhält, und die am heftigsten vorgehende Schar der sich Trennenden, die Circumcellionen, hat die katholischen Gemeinden an vielen Orten durch

Plünderung geschädigt und ihre Kirchen zerstört. So finden sich also auch hier die Spuren jener wunderbaren, zerstörenden Macht, die allenthalben mit so entsetzlichem Geschick daran arbeitet, das Werk Gottes zu unterminieren oder zu parodieren. Doch im ganzen scheint es mir, daß sich hier die Leute minder mit Streiten über Worte abgeben; ihre Gemütsart scheint von praktischerem Gepräge, minder spitzfindig und beweglich als in den älteren Stätten der Zivilisation, und obgleich das abgeirrte Herz mit allerlei Spaltung die Kirche verheert hat, so scheint der ebenfalls abgeirrte Verstand sie doch in weniger Ketzereien hineinverwickelt zu haben. Unter den tiefer Denkenden freilich und unter denen, die sich unter dem unmittelbaren Einflusse Augustins befinden, werden so manche ernste Fragen erörtert, aber sie betreffen mehr die Beziehungen des Menschen zu Gott als die innersten Geheimnisse im Wesen der Gottheit, die den Gegenstand geistlichen und fleischlichen Streites im Osten bilden. Doch will mich's bedünken, als ob auch hier wie bei jenen Kämpfen im Orient das Temperament der Kämpfenden in dem Maße sich erhitzt, als der Gegenstand der Debatte sich abkühlt, allem praktischen Einfluß auf Herz und Leben ferner rückt. Auch hier ist es wie in allem andern Augustin, der in diesen Gemeinden den Ton angiebt.

Als wir nach Hippo kamen, fanden wir die Stadt festlich ausgeschmückt; Fahnen, bunte Behänge und Triumphbogen zierten die Straßen. Die Leichenfeierlichkeiten des guten alten Bischof Valerius waren vorbei, und die Bewohner von Hippo freuten sich an ihrem neuen Bischof Augustin.

Wie soll ich Dir ihn schildern? Der Einfluß eines solchen Mannes setzt sich aus so vielen unnennbaren Gaben und Gnadenerweisungen zusammen, hat eine solch unbeschreibliche Anziehung, sein Charakter und sein Genius reagieren derartig auf einander, seine Worte stehen so ganz im Einklang mit seinen Thaten, die Macht seiner ungeheuchelten Heiligkeit weiht und beseelt so sehr seine Unterhaltung, daß es unmöglich ist, seine Aussprüche ebenso, wie die andrer Menschen, zu lesen oder zu behalten. Es geht eine Melodie hindurch; sowohl Blick als Ton, ernste Mienen und lächelnde, herber wie innigzarter Ausdruck, alles tritt wieder vor

uns hin, wenn wir sie lesen. Und will man sie andern wiederzugeben versuchen, so ärgert man sich über seine eigne armselige, schwache Darstellung oder über der andern mangelndes Begreifen. Das Leben ist aus den Worten geschwunden; was wir mitteilen, ist nicht einmal ein Bild, sondern nur ein Skelett, nicht bloß leblos, sondern der tote Körper eines lebendig Gewesenen. Ich könnte Dir ein paar einzelne Thatsachen namhaft machen: wie er zum Beispiel nicht allein sein Vermögen den Armen widmet, sondern auch auf seine bischöflichen Einkünfte verzichtet, um sie ihnen durch seine Geistlichen verwalten und verteilen zu lassen. Doch was würde das weiter für Dich sein, wenn Du nicht zugleich sähest, wie holdselig und heiter er dabei ist, so daß man merkt, solches Herunterhalten zu den Niedrigen ist ihm eine Freude. Ich könnte Dir erzählen, wie er das Eigentum eines Mannes, der, da er lange Zeit kinderlos gewesen, all sein Besitztum der Kirche vermacht hatte, dieses ihm wiedergab, als letzterer einen Sohn bekam, und wie er jegliche Schenkung zu geistlichen Zwecken denen wehrt, die nähere häusliche Anforderungen noch haben. Von seinem Fasten und Singen könnte ich Dir berichten, von seinem Wachen und Beten, seinem Fleiß, seinem Herumreisen im Lande, um Rat zu erteilen, aber das würde Dir alles wenig helfen, wenn Du nicht dabei hören könntest, wie sein rasches, weises Wort den Knoten so mancher Schwierigkeiten zu durchhauen weiß, wie er so milde und doch so streng wie ein Vater Rat und Verweise erteilt, wenn Du nicht sähest, mit welch geduldiger Aufmerksamkeit er langen Berichten von erlittener Unbill oder Drangsal zuhört, und sie während solchen Zuhörens schon schlichtet und beseitigt und am Schlusse Dir solche Lösung darbietet, als ob sie ihm durch Inspiration eingegeben sei, wenn Du nicht die Thränen des Mitleids in seinem Auge oder die aufleuchtende Freude in seinem Gesicht erblicktest, sobald er einen seiner Bittsteller hat erleichterten oder befriedigten Herzens heimschicken können.

Ich kann Dir nur einige von seinen gesprochenen und geschriebenen Worten hier aufzeichnen und es Deinem Christenherzen überlassen, Dir danach ein Bild von dem Manne zu machen.

„Wen vermöchte ich zu finden, der mich mit Dir versöhnen könnte? Sollte ich meine Zuflucht zu den Engeln nehmen? Aber

durch welche Gebete, welche Sakramente? Doch der wahre Mittler zwischen Gott und dem Menschen erschien, der Mensch Christus Jesus, zwischen den sterblichen Sündern und dem unsterblichen allein Gerechten, sterblich vor den Menschen, gerecht vor Gott, daß Er, weil der Lohn der Gerechtigkeit Leben und Friede ist, durch eine vor Gott geltende Gerechtigkeit zunichte mache den Tod von nun gerechtfertigten Sündern, den Er mit ihnen gemein zu haben gewillt war. So ist Er den heiligen Gottesmännern vor alters zuvor offenbart, daß sie durch den Glauben an Sein zukünftiges Leiden ebenso, wie wir durch den Glauben an Sein vollbrachtes Leiden selig werden könnten.

Wie hast Du uns so lieb gehabt, gütiger Vater, der Du Deines eignen, himmlischen Sohnes nicht verschont hast, sondern gabst Ihn für uns dahin, die wir Gott entfremdet waren! Wie hast Du uns lieb gehabt, um derentwillen Er, der es nicht für einen Raub hielt, Dir gleich zu sein, gehorsam war bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz, Er, der allein unter allen Toten Macht hatte, Sein Leben dahinzugeben, und Macht, es wieder zu nehmen. Für uns ist Er Dir beides: Sieger und Beute; Sieger deshalb, weil Er Beute gewesen; beides: Priester und Opfer, und darum Priester, weil Er Opfer war, weil Er uns Dir aus Knechten zu Kindern gemacht, weil Er aus Dir geboren ward und Dir gedient hat. Wohl ist deshalb meine Hoffnung stark zu Ihm, daß Du heilen werdest alle meine Gebrechen durch Ihn, der da sitzet zu Deiner Rechten und bittet für uns. Sonst würde ich verzweifeln, denn viel und groß sind meine Gebrechen, aber Deine Heilkraft ist größer. Und nun, o Herr, werfe ich meine Sorge auf Dich, daß ich leben möge und schauen die Wunder an Deinem Gesetz. Du kennst all meine Mängel und Gebrechen; lehre mich und heile mich! Er, Dein eingeborner Sohn, in welchem verborgen sind alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis, hat mich erlöst mit Seinem Blut."

Dennoch giebt es solche Menschen, die, indem sie das ganze Gewicht ihres Geistes und Lebens in dieses System des Tages werfen, seine Mißbräuche den Gemütern der Menschen anheften. Was für eine Gefahr, möchte man meinen, kann in Lehren enthalten sein, die ein Augustin vertritt? Welche Übertriebenheit kann

in Übungen liegen, welche ein Augustin befürwortet? Indem er sich also in dieses äußere System eingefügt hat mit all der Lebenskraft, die er nicht dem System, sondern der Quelle allen Lebens entlehnt hat, führt er selbst freilich jenes höhere Leben, doch die Früchte desselben werden dem von ihm verfaßten System zugeschrieben. So nährt sich dieser verhängnisvolle Formalismus von den Früchten eben des Lebens, das von ihm unterdrückt wird. Denn gefährlicher als die Verehrung von Märtyrergräbern, reicher an List als die Anbetung von Schalen der Wahrheit, die durch Kontroversen ihres Kernes beraubt sind, allgemeiner sich ausbreitend als alle Heiligenverehrung sehe ich eine andre Gestalt sich in nebelumwobener Größe aus der Erde emporheben, mit jungfräulicher Anmut und matronenhafter Majestät sich kleidend in die Regenbogenfarben des Himmels: die jungfräuliche Braut des Herrn, die unbefleckte Mutter aller Heiligen, die heilige katholische und apostolische Kirche. Sie ist es, welche mit ihrem Zauberstab die Seele zu neuem Leben erweckt; sie ist es, die durch ihre priesterlichen Handreichungen und ihre kunstvoll ersonnenen Bußübungen die Kleider der Heiligen rein erhält; sie ist es, die mit ihrer von der Erde zum Himmel hinaufreichenden Hand die Pforten des Paradieses erschließt. Sie ist der starke, machtvolle Engel, der vom Himmel herniedergekommen ist, bekleidet mit einer Wolke, ihr rechter Fuß auf dem Meer, ihr linker auf der Erde. Sie ist jene heilige Stadt, angethan mit der Herrlichkeit Gottes. Sie ist es, vor der sich Könige beugen und welche die Völker als Herrin anerkennen müssen. Sie ist es, welche jedes der Ämter der Gottheit für sich in Anspruch nimmt, die da Leben verleiht anstatt des Vaters von Ewigkeit, die da erlöst durch ihr beständig erneutes Opfer statt des Sohnes Gottes, die da heiligt durch ihre Gnadenmittel statt des Heiligen Geistes. Es giebt kaum ein Attribut der Gottheit oder ein Recht und Titel des Heilands, das man nicht auf sie anzuwenden vermöchte oder schon auf sie angewendet hat: der Weg, die Wahrheit und das Leben, der Hohepriester, Gesetzgeber und Richter. Man betet sie an mit der selbstlosen Hingabe der Treue, mit dem inbrünstigen Eifer des Patriotismus, mit der heißen Glut der Liebe. Doch wenn wir das Bild jetzt beiseite

lassen, wenn wir hineinschauen in diesen Nebel, was erblicken wir da? Hier einen Priester, der mittelst wenig Wassers göttliches Leben darbietet, verleiht; dort einen andern, der Christum selbst darreicht in ein wenig Brot und Wein; wieder einen, der den Himmel aufthut durch ein wenig Salböl und Gebetsworte. Wohl mag der Glaube oft das Symbol durchdringen und durch das Wasser, das Brot und das Öl seine Hand Christo entgegenstrecken, da Seine Hand so gern sich ausstreckt, uns zu erretten, aber was wird dies System sein, wenn es vollständig ist, oder was ist es jetzt vielen mehr als ein mühsames, blindes Forttasten in einem Zirkel, der sie, wie ihnen gesagt wird, zum Himmel führt? Und wenn ihre Augen durch den Tod aufgethan werden — diesen Zauberstab, der alles Zauberwesen aufhebt —, so finden sie sich völlig leer und arm und doch noch dahin gestellt, wo sie angefangen haben. Was wird dies System sein als ein praktischer Polytheismus für die Millionen, und ein praktischer Pantheismus mit sakramentalen Werkzeugen für die wenigen? Wohl schmerzt es, wenn man Staub, Asche, Figuren und Bilder so verehrt sieht, wie sie das werden, doch dies sind die Götzen der auf den untersten Stufen Stehenden. Jene Gottheit aber zieht die Huldigung der Vornehmsten der Gesinnung und dem Geiste nach an. Sie verrät das Christentum im Namen Christi; im Namen Christi wird sie — ich sehe keinen Grund ein, warum sie das nicht sollte, aber tausend Gründe, warum sie das muß —, eines Tages Seine treuesten Jünger verfolgen und vernichten. Wie Er war, so sind auch wir in dieser Welt; wie Er ist, so werden wir sein. Wann wird man das trügerische Spiegelbild mit dem lebendigen Wasserquell vertauschen? Wann wird der Sohn Gottes selbst erscheinen und die wahre heilige Stadt von Gott herniedersteigen aus dem Himmel und alle Lügner gezwungen werden, sich als das, was sie sind, zu offenbaren und sich zu verlieren in der Finsternis, daher sie entstammten?

Diese Kontroverse des Bischofs Augustin mit dem ketzerischen Pelagius, der aus den fernen Inseln des Westens kommt, wird sich sehr wahrscheinlicherweise noch vertiefen und ausbreiten, oder aber, sie ist, wie ich vermute, nur eine andre Form der ältesten

aller Kontroversen: „Wie läßt sich Verantwortlichkeit vereinigen mit absoluter Abhängigkeit von Gott, oder wie kann das Böse in einer Welt existieren, wo doch nur der Alleinheilige ewig und über alles erhaben ist?" Diese Frage erstreckt sich von den Tiefen des ewigen Vorsatzes und Ratschlusses Gottes bis zu den Tiefen der gefallenen Natur des Menschen und berührt dabei doch die kleinsten praktischen Fragen des alltäglichen Lebens. Mir scheint sie nur gleich dem Echo der fort und fort gegen das Ufer des einen unlösbaren Rätsels schlagenden Brandung der Flut menschlichen Denkens: „Woher ist das Böse gekommen?" Etliche umspülen nur die ersten Riffe; andre dringen weiter; alle aber brausen schließlich gegen diesen Felsen an. Mein Geist kann sich nur neigen mit dem eines Paulus und sprechen: „O welch eine Tiefe der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie gar unerforschlich sind Seine Gerichte und unbegreiflich Seine Wege!" — Mein Herz kann sich nur aus diesem Abgrund der Dunkelheit hineinflüchten in jenen andern unendlichen Abgrund des Lichts, jene Höhe und Tiefe, Länge und Breite der Liebe, welche alle Erkenntnis übertrifft.

Gleich vielen fürchte ich, daß es ein müßiges Theorisieren ist, ob sie fähig sind, sich von einer Erniedrigung aufzurichten, davon sie doch niemals sich aufzurichten wirklich versuchen. Wenn mir jemand versichert, daß ihm die Macht, Gott zu lieben, angeboren sei, so kann ich darauf nur sagen: „So liebe Ihn!" Wenn ein andrer trostlos klagte: „Ich kann nicht beten, nicht glauben, meine Augen nicht zu Gott aufheben," so würde ich ihm entgegnen: „Versuche es nur erst!" Wenn dann dies Auge erst einmal aufgehoben wird, so ist mir nicht bange darum, daß die Kur gelingen und dem die Ehre gegeben werden wird, dem sie gebührt.

Soviel weiß ich nur von mir selbst: ich war auf dem Wege, von Ihm abzuirren, als Er mich suchte und mich zu Gott zurückführte. Durch mich selbst vermag ich nichts; aber wenn ich nicht ebenso kämpfe als bete, so werde ich auch nicht überwinden.

Dennoch kann ich nicht anders, als mich an Augustins voller, wahrer Anbetung und Verehrung der Gnade Gottes erfreuen, ob ich auch einsehe, daß viele von ihm Lehren ewiger Wahrheit empfangen werden, die mir viel schlichter und dabei viel erhabener

von den Aposteln dargestellt erscheinen. Ich kann nicht umhin zu denken, daß, wenn wirklich, was nur zu wahrscheinlich ist, eine Sündflut über die ganze Kirche daherbrausen wird, so bereitet Gott in Seiner Gnade diese Lehre Augustins als eine Arche vor, in welche viele sich hineinflüchten können, und wenn sie Christum darin finden, so sind sie auch in Ihm geborgen, haben Leben und Seligkeit.

Sechster Brief.

Das Heilige Land! Verlassen habe ich jene Regionen der Erde, die durch das allenthalben spürbare Nahesein des Schöpfers geweiht sind, und nun stehen meine Füße da, wo die Füße meines Erlösers standen; nun ruhen meine Augen auf den Hügeln und Thälern, darauf Seine Augen als Mensch geruht haben, und die Blumen und Saaten um mich her sind in direkter Linie denen entsprossen, die Seine Gleichnisse einst hervorgerufen haben.

Würdest Du es wohl glauben, daß sie gedacht haben, dadurch den frischen Rasen, den Seine Füße einst betraten, zu weihen, daß sie Ihn hinunterzwängten unter kalten Marmor, daß sie gemeint, damit das Grab, da Er gelegen haben soll und von dannen Er auferstanden ist, zu ehren, daß sie es von dem Licht und der Luft des Himmels durch steinerne Bauten ringsum absperrten? Glücklicherweise können sie die Hügel und Berge und den Strand, wo die Apostel ihre Netze auswarfen, nicht verunstalten, die Wellen nicht in Stein schließen, die mit der gleichen erquicklichen Musik an die Bucht plätschernd schlagen, als da Seine Stimme sich über ihnen erhob, die Jünger zu lehren, oder Sein Fuß diesen wogenden blauen Saphir betrat. Nicht können sie jenes einzige Denkmal, das Er als gültig hingestellt, das einzige Bild, das von Ihm geweiht, das Buch Gottes, entweihen. Das ganze Land selbst ist es, das zu betreten mich so beglückt, das Land, das Gott sich geweiht hat, darin Sein Sohn gewohnt, dem sich sicher noch so herrliche Verheißungen zu erfüllen haben.

Von Jerusalem lenkte ich meine Schritte zurück gen Bethlehem. Es dämmerte bereits, als ich das unter demselben liegende Thal

erreichte; doch rings um mich her erglänzten Hunderte von hin und her verteilt hängenden Lampen, und aus allen Richtungen strömten Klänge geweihter Melodie, die von Bergesspitze zu Bergesspitze widerhallte, aber nicht durch das Echo toter Felsen, sondern durch lebendige, Gott preisende Menschenstimmen. Die heilige Musik verschmolz und floß zusammen in köstlichen Harmonieen; bald tönte eine Woge von lieblichen Frauenstimmen im Chor herauf von einer Gruppe von Palmen im Thalesgrund; bald klang der reiche Tenor einsamer Sänger von einem der isolierten Felsgipfel her. Ein Chor antwortete dem andern, und dann und wann erscholl aus nahen Schluchten eine Einzelstimme und ließ die Verse eines Psalmes vorüberklingen. Am Schluß wurde der 141. Psalm, der Vesperpsalm, von der ganzen Schar im Chor gesungen; das tönte gar hell wie Glockengeläute von Thal und Bergeshang und Hügel her; liebliche jungfräuliche Stimmen schwangen sich durch ernst getragene Melodieen in hohem Jubelgesang himmelan, und dazwischen vernahm man machtvolle, reiche Töne, die mit besonderer Kraft den Chor durchdrangen, während durch dies alles hindurch und um dies alles her der Strom des Lobens und Preisens dahinflutete gleich dem Rauschen vieler Wasser.

Dann verstummte dieser Strom menschlichen Sanges, und das absoluteste Stillschweigen trat ein. Es war, als wenn der Ozean plötzlich von Eisesmacht umschlossen worden wäre, als ob all sein Wallen und Wogen von Zaum und Zügel erfaßt, als ob die Fülle seiner kräuselnden Schaumkronen, die eben noch das Ufer zu küssen sich geneigt, von wuchtiger Last beschwert, all dieses Wallen und Wogen, Brausen und Branden in lebendigen Fluten wie mit einem Zauberschlag zur Totenstille eines Gletschers verbannt worden wäre. Nie zuvor habe ich so gewußt, was Schweigen ist. Kein hallender Schritt, kein Flüstern, kein Hauch unterbrach dasselbe; es war, als ob der nächste Ton nun gleich jenem stillen, sanften Sausen sein müsse, davor Elias sein Antlitz mit seinem Mantel verhüllte, oder jene große, gewaltige Stimme gleich einer Posaune, die ein Johannes hinter sich vernahm, da sie sprach: „Ich bin das A und das O, der Erste und der Letzte."

Doch keine Stimme ward laut. Nur ein leiser Windeshauch glitt langsam das Thal dahin und bewegte das Weinlaub über

meinem Haupt und badete meine Stirn. Doch Gott war nahe, und die ganze Welt und die grüne Erde und der Himmel schien sichtbar vor mir sich mit Seiner heiligen Allgegenwart zu erfüllen. Ich vermochte mich nicht von diesem Ort zu bewegen, so heilig schien mir diese Stätte; und so hüllte ich mich in meinen Reisemantel, legte mich am Boden nieder und schlief ein. Bereits früh am andern Morgen wurde ich durch einen vom gleichen unsichtbaren Chor gesungenen Morgenhymnus geweckt. „Frühe will ich Dich suchen," so stieg es gar holdselig auf aus der aufdämmernden Welt, und der Name des Heilandes zog sich immer aufs neue wieder hindurch.

Doch darauf folgte eine sehr verschieden geartete Szene: die Hügel und Thäler um mich her belebten sich bald mit geschäftigen Arbeitern, die still und emsig ihr Tagewerk verrichteten; fleißige Gestalten bewegten sich hin und her unter den Weingeländen und Kornfeldern. Einige banden Reisigbündel zusammen in den üppig wachsenden Hainen, oder sie rafften Gras und Früchte auf, oder sie kamen, Wasser zu schöpfen zum Frühmahl. Von Zeit zu Zeit quollen einzelne Verse von heiligen Melodieen aus fröhlichem Herzen hervor. Wenn man die äußere Umrahmung von Sünde und Dunkelheit, die der vollen Arbeit eines jeden christlichen Lebens bedarf, damit sein Dunkel sich lichte und sein Jammer schwinde, zu vergessen vermöchte, so würde mir diese Stätte wie ein Paradies erschienen sein. Vorderhand habe ich das alles wirklich vergessen und still auf meinem Platze sitzend an der herrlichen Vision mich erlaben können.

Meine Umzauberung ward zunächst durch das Nahen eines Mannes von durchfurchten Wangen und magerer Gestalt unterbrochen, angethan mit einem unansehnlichen, ja unsaubern und zerrissenen Anzug. Seine mächtige Stirn durchzogen tiefere Linien, wie sie sich dem Denker einprägen, und die durchdringenden Augen darunter erglühten von einem Feuer, das anscheinend seine Kraft mehr im Aufspüren der Sünden als im Zudecken derselben fand. Es lag überhaupt weniger Sonnenschein als Feuer darin. Mit einem Blick umfaßte er meine ganze Erscheinung sowohl wie meine Kleidung. Einfach war diese freilich, konnte aber sich des Ruhmes „heiligen Verwahrlosens und Schmutzes" nicht erfreuen.

„Vermutlich ein Vergnügungsreisender," war seine erste Begrüßung.

„Ich denke, daß meine Schritte doch durch höhere Ziele geleitet werden," sagte ich.

„Woher?" lautete die nächste lakonische Frage.

„Ursprünglich aus den Bergen jenseits von Italien."

„Aus Gallien?"

„Weiter gen Osten."

„Bist vielleicht bekannt mit Vigilantius?"

„Ich bin mit ihm zusammengetroffen."

„Also hast Du seiner barbarischen oder hündischen Beredsamkeit gelauscht, das Brüllen des „Nemäischen Löwen" vernommen?"

„Nur einmal habe ich ihn getroffen," erwiderte ich, „es erschien mir, als habe er die Wahrheit lieb."

„Ganz gewiß, ebenso wie wilde Tiere ihre Beute; doch ein Jünger des Vigilantius wird sich kaum in dem bescheidenen Heim eines Hieronymus heimisch fühlen."

Da richtete ich meine Blicke mit mehr Respekt auf die abgerissene Gestalt vor mir, deren Name ja mit so viel Eifer und Arbeit für die allergeweihteste Sache der Welt sich verband, und ich sagte: „Ich bin kein Jünger des Vigilantius. Nur einmal bin ich ihm begegnet, und da gefiel er mir gleich. Aber ich hoffe, ein Jünger des Meisters zu sein, der auch des Hieronymus Meister ist."

Das schien ihn auszusöhnen, doch befand er sich augenscheinlich in keiner milden Stimmung, und so fing er wieder an: „Wohin haben Dich Deine Schritte geführt, als Du Deine Wildnis verließest?"

„Zuerst nach Rom."

„Allerdings ein höchst geeigneter Ort, seine Moral und seinen Glauben zu bessern. Ich habe gar manchen, dem Himmel sei Dank, aus diesem Babel gerettet. Wohin gingst Du weiter?"

„Zu Paulinus von Nola."

„Ein Mensch, der immer seine Flügel zum Aufflug probiert und nie zu fliegen vermag. Er hat getrachtet, die schwere Aufgabe zu lösen, in Gestalt eines Kamels durch ein Nadelöhr zu kommen,

seine Einkünfte für die Armen zu verbrauchen, aber seine Besitzungen selbst zu behalten in dem Wahne, daß sich an der Pracht von Marmortempeln und goldener Ausschmückung zu ergötzen, Verzicht leisten heißt auf Augenlust und hoffärtiges Leben; er trägt wohl ein Bettlerkleid, aber in seinen Schränken birgt er reiche Gewänder, damit er doch die Genugthuung habe, zu wissen, er könne jederzeit sich wie ein Fürst kleiden, so es ihm beliebe. Dessenungeachtet ist der Paulinus doch ein guter Mensch und ein guter Katholik, und dann muß man hinzurechnen, daß er sich ja seinen Geist durch die Fesseln der Ehe zur Erde hat herniederziehen lassen. Bist Du hierher gekommen, junger Mann, Dich zu verloben mit Keuschheit und Heiligkeit und Armut — im Cölibat?"

Ich erwiderte ihm, daß ich mich durch keinerlei Gelübde gebunden hätte, sondern mich dem Dienste Gottes weihen wolle, in welch schlichter Gestalt es auch sei, und zwar in der Nähe des Presbyter Johannes Chrysostomos in Antiochien.

„Ich rate Dir, nimm Dich in acht, daß er Dich nicht in Origenismus oder in sonstige seiner kräftigen Irrtümer verleitet, ohne daß ich damit abzuleugnen gewillt bin, daß dieser Johannes von Antiochien mancherlei Gutes an sich hat."

Ich begann jetzt mich der Hoffnung hinzugeben, daß die Stimmung des ehrwürdigen Klausners sich etwas mildern werde, und so wagte ich es, ihm zu sagen, welche Wirkung der Gesang gestern abend und das Bild heute morgen auf mich gemacht habe, da ich von der Freude gehört, die er über diese von ihm selbst gebildete Gemeinde ausgesprochen hatte. Doch es mußte ihm wohl irgend etwas heute früh durch den Sinn gefahren sein und ihn verstimmt haben, denn seine Augen sprühten förmlich, und seine Stimme wurde tief wie fernes Donnergeroll, als er erwiderte:

„Besser wär's, man lebte mit den wilden Tieren zusammen als mit solchen Christen, wie viele dieser habsüchtigen, wahnsinnigen Mönche es sind."

Ein Gefühl der Ehrerbietung für Hieronymus selbst hielt mich davon ab, diese Unterredung in die Länge zu ziehen. Man hatte mir einiges aus seinem Jugendleben erzählt, von seinen frühzeitigen bitteren Kämpfen mit seiner tiefinnerlichen, aber leidenschaftlichen

Natur, wobei er die reinen Neigungen derselben mit ihren niedrigsten Begierden verwechselte und lange Jahre voll mühseligen Trachtens darauf verwendete, Saiten, die, wenn richtig behandelt, zu Liedern des Lobes hätten gestimmt werden können, durch Vernichtung zum Schweigen zu bringen. Was Wunder, daß dies also rauh und hart behandelte Instrument je andre als herbe und schrille Töne von sich gab, und daß die Wildheit seiner Mißklänge das einzige überbleibende Maß dessen ward, welcher Art der Reichtum seiner Melodieen hätte sein können! Ich wußte, daß er vor sich selbst in die Wüste hinausgelaufen war, weil er lieber mit tollverwegener, desperater Tapferkeit sich mit dem Feind auf eignem Grund und Boden zu messen gewillt war. Tiefer und immer tiefer hatte er sich in die Einsamkeit vergraben; ja, keine Einsamkeit schien ihm einsam, keine Wildnis ihm wild genug für diesen heißen Kampf. Sechs Jahre lang hatte er, der beredte, feinbesaitete, glühend empfindende Mann in diesem Kampfe zugebracht, fastend, bis er vor Schwäche zu Boden sank, Nächte durchwachend, bis er in fieberhaften Schlaf der Erschöpfung verfiel und im Traume von wilden Visionen verfolgt wurde, immer dabei sich bewußt, daß die Sünde in seinem innersten Wesen ihre Wurzel hatte, und heiß sich plagend, um diese herauszureißen. Und als er dann abgemattet, zerschlagen und gealtert aus diesem Streite hervorging, mußte er die Entdeckung machen, daß der Feind ungeschwächt nur seinen Schauplatz gewechselt habe. Indem er dem Herzen verwehrte, Liebe zu empfinden, wehrte er ihm doch nicht, zu hassen; seine bitterschmerzliche Erfahrung an sich selbst gab ihm nur ein scharfes, bitteres Gefühl für die Sünden andrer. Seinem tief angelegten, innerlichen Wesen erschien die Hälfte der Welt Heuchler und die andre Hälfte Feiglinge. Dennoch, trotz dieses seines beständigen Zwiespalts, seines Hasses, des ganzen Apparats seiner selbstauferlegten Foltern hat doch Hieronymus vielleicht für die heilige Sache mehr gethan als irgend einer seiner Zeitgenossen. Sein Einfluß auf viele der ernstgesinnten Damen Roms ist der, daß sich in dieser Bergeinsamkeit von Bethlehem ganze Nonnenhäuser voll vornehmer Frauen aufgethan und angefüllt haben. Er übersetzt die Bibel aus den Originalsprachen ins Lateinische, und doch, so emsig er

auch jede nur aufzutreibende Übersetzung benutzt, verläßt er sich doch auf keine einzige, sondern vergleicht es mit jedem nur irgend zu ermittelnden Manuskript; sodann entlehnt er auf dem gleichen Wege mühevollen Vergleichens von einzelnen Juden die genaue Bedeutung eines jeden hebräischen Wortes, sich dabei in keiner Weise an die Vorwürfe Neidischer sowohl wie Unwissender kehrend. Indem er nun hierbei beschäftigt ist, führt er mit einer großen Anzahl von frommen, edlen Frauen einen religiösen Briefwechsel, unternimmt ungezählte geistliche Scharmützel, leitet und versorgt, ich weiß nicht, wie viele Klöster und Nonnenhäuser in seiner eignen Nachbarschaft, ficht mit Bischöfen daheim und mit Ketzern daheim wie draußen, und als die edle Demetrias ihm sagte, daß sie beschlossen, ihre Verlobung zu lösen und ehelos ihr Leben fortzusetzen, hat er hinreichend Zeit, ihr daraufhin eine so kunstreiche, sie rühmende Epistel zu verfassen, daß davon wohl alle ein gleiches erstrebenden jungen Damen zu Rom und Konstantinopel den Kopf sich hätten lassen verdrehen können.

Seit jenem ersten Beisammensein habe ich Hieronymus mehrere Male unter verschiedenen Umständen gesehen, und ich bin schließlich dahin gekommen, diesen wunderlichen, heißblütigen, widerspruchslustigen, redlich und treu sich abarbeitenden, ein tiefes Innenleben führenden Mann etwa so liebzugewinnen, wie man einen Baum liebt, der uns Schatten spendet in unserm Garten, so knorrig und knotig auch seine Äste von mancherlei Stürmen geworden sein mögen, ja gerade um dieser verknoteten, verrenkten Gestalt willen, oder wie man einen Veteran liebt um seiner Schmarren, Narben und Verstümmelungen willen. Hätte er es sich gestattet, Liebe zu fühlen, ebenso wie er es sich gestattet, zu hassen, hätte er sich in Zucht genommen, still zu tragen ebenso wie zu leiden, hätte er gegen die Sünde ebenso gekämpft wie gegen ganz harmlose Empfindungen, hätte er sich ebenso der Pflege und Ernährung des neuen himmlischen Lebens hingegeben wie dem Absterben und der Ertötung des alten irdischen Wesens, wäre er weniger ein Cyniker und mehr ein Christ gewesen — was für ein Mann hätte er werden können!

Siebenter Brief.

Viele Wochen sind verstrichen, meine Mutter, seit ich Dir eine Zeile schicken konnte. Tage der Krankheit und der Gefahr, in welchen ich mich oft gesehnt habe, Deine Stimme an meinem Krankenbette zu vernehmen statt die mich umschwirrenden der fremden Menschen, und doch Tage, deren Lektionen ich nicht missen möchte. Und nun kann ich auf all das Leid zurückblicken als auf etwas Vergangenes und zu Dir frei heraus davon reden, ohne Dich zu beunruhigen, sondern damit Du Gott mit mir preisest, dessen Gnade mich hindurch gebracht hat.

Während meines Aufenthaltes in Bethlehem wurde mir die verlassene Zelle eines Anachoreten zugewiesen, eine jener einsamen Behausungen, welche die Hügel um das Conobium oder Klausnerreich her wie mit einzelnen Bienenstockszellen umsäumen. Hier hatte ich eine sehr grobe Matratze, einen irdenen Krug und zwei in den Fels hineingehauene Regale, die mir als Speiseschränkchen sowohl wie als Bibliothek dienten. Was konnte ein Mönch mehr wünschen? Indes hatte es vor kurzem geregnet; Wände und Fußboden meiner Klause waren noch feucht, und an dem Abend, wo ich mich daselbst zum Schlafen niedergelegt, erwachte ich mit dem Gefühl, daß das Blut mir durch alle Adern stürmte, das Gesicht mir brannte und jedes Geräusch an mein Gehirn drang, als ob es durch das „Ohr des Dionysius" hindurchgelle. Die am Eingang hernieder sickernden Wassertropfen schienen gleich Geisterschritten langsam wie ein Leichenzug mir näher zu rücken. Ich wälzte mich umher, konnte aber nicht einschlafen. Ich fühlte nicht gerade Entsetzen, aber eine äußerste Abspannung meiner Nerven, die mich hinderte, nur zwei Gedanken in Zusammenhang zu setzen. Schon tönte das Wächterhorn herab von Hügel zu Hügel, und in wenigen Minuten erklang die Morgenhymne durch das Thal. Das heitere Gesumme fleißiger Menschen drang zu mir herein, wie ich so dalag, und die Sonnenstrahlen umleuchteten allmählich die steinernen Vorsprünge und Absätze meiner Schlucht, aber niemand kam mir nahe, und mich zu bewegen, fühlte ich mich total unfähig. So blieb ich da liegen, bis mein Wasserkrug geleert war. Unfähig, den sich ein-

stellenden Durst zu ertragen, schlich ich mich bis zum nächsten Brunnen. Unterwegs begegnete ich zwei Mönchen, die, als sie mich so verstört und krankhaft ausschauend gewahrten, sich meiner erbarmten. Einer befreite mich von dem Krug und trug ihn zum Brunnen, indes der andre mich zurückführte zu meiner Zelle. Der erstere brachte mit dem Kruge den Arzt mit, der dies kleine Reich versah; nachdem mich dieser lange forschend betrachtet, ließ er mich zur Ader. Als dies zu seiner Befriedigung gethan war und er mich dadurch in einen Zustand der Schwäche versetzt, in dem mir alles ganz gleichgiltig war, gab er flüsternd verschiedene Verordnungen, deren abgerissene Worte mir den ganzen Tag über den Kopf verwirrten, und hieß mich dann unter der Obhut des alten Mönchs Eunomius bleiben.

Eunomius vertrieb sich den Tag mit Hersagen von Psalmen, mit Verabreichung von kühlendem Getränk und mit Abschrift von Manuskripten. Die Bewegung seines Griffels erregte mich dergestalt, daß ich die Vorstellung nicht loszuwerden vermochte, es schriebe mir jemand auf mein Gehirn; ich war aber zu schlaff und schwach, ihn zu bitten, es zu unterlassen. Doch als die Dämmerung kam, legte er seine Arbeit beiseite; die trübe Lampe ward angezündet, und mein Gefährte ließ ihr Licht mir aufs Gesicht fallen und sah mich lange forschend an.

„Hat der Arzt gesagt, daß ich wahrscheinlich sterben werde?“ fragte ich.

Der alte Mann schien im Zwiespalt zu sein zwischen seiner gewissenhaften Achtung vor der Wahrheit und der Pflicht, als Krankenwärter vorsichtig zu sein. So gab er mir eine jener zweideutigen Antworten, mit denen manche Leute, welche Krankheit für ein andres Stadium der Kindheit halten, ihre Patienten beruhigen zu müssen glauben. Ich verstand wohl, was er zu verbergen suchte, und gab ihm meine wertvolle Pergamentrolle mit den nötigen Anweisungen, sie Dir zuzuschicken. Da er mich nun also wach sah und wohl sich bemühen wollte, mich zu erbauen oder doch zu unterhalten, fing er an, mir Geschichten zu erzählen aus den Lebensbeschreibungen verschiedener kranker Mönche, von Siegen über furchtbare Teufel, von Visionen von Engeln, von Begraben-

werden durch wilde Tiere und ähnliche Dinge. Da dies nun die seltsamen Geschichten mir zurückrief, die mir Paulinus von Nola berichtet, und Legenden im Leben des Antonius und hierzu sich das laute Seufzen und dann wieder plötzliche Verstummen des Windes gesellte, das Klagen und Heulen des Sturmes um meine Klause her, so trat ein zweiter Fieberanfall gegen morgen ein, der mein Hirn mit den wunderlichsten Fieberphantasieen erfüllte, freilich kaum wilder als die Wirklichkeit, die sie hervorgerufen hatte. Mir war es, als ob ich verlassene Klausen in ferner Wüste erreichte, wo des Nachts entsetzliches Geschrei wie von Menschenstimmen ertönte, sich vermischend mit dem Gebrüll wilder Raubtiere, und als ich diese Klausen betrat, sah ich, daß es Teufelsstimmen waren. So wanderte ich von einer grausen Wildnis zur andern; in der einen sah ich ein behaartes Geschöpf mit Klauen, das auf einer Säule saß und mich anglotzte, in einer andern einen heulenden Kobold, der mir nachtrabte, als ob wilde Tiere mich verfolgten, und als ich mich umwandte, um ihnen entgegenzutreten, erblickte ich Menschen, die von der Einsamkeit verrückt gemacht worden waren, bis zuletzt Menschen und Tiere, Teufel und Winde um mich herum heulten, tanzten, winselten, so daß ich schließlich meinte, ich selbst sei toll und nicht sie.

Wie lange diese Grausenszeit gewährt hat, weiß ich nicht; es schien mir eine einzige endlose Nacht. Und das erste, dessen ich mir wieder bewußt wurde, war, daß eine sanfte Hand ein nasses Tuch mir auf die Stirne legte und eine ruhige männliche Stimme sprach: „Ich danke Dir, o Gott, im Namen Jesu Christi für diesen Schlaf!“

Es war, als ob ich in einer andern Welt erwachte. Ein Gefühl von Gott, von Liebe und Ruhe drang mir ins Gemüt, und ich that meine Augen auf und vermochte zum erstenmal wieder zu sehen. Ein Mann, nicht viel älter als ich selbst, beugte sich über mich; sein Gesicht leuchtete von Herzensgüte, als er mein Lächeln erwiderte, und seine Augen waren naß von Thränen des Mitleids.

Achter Brief.

Es waren köstliche Tage, die meinem Fieber nun folgten. Ich war völlig der Fürsorge des Macarius, meines neuen Freundes, überlassen, und da seine einzige Pflicht zunächst die war, mich zu pflegen und zu versorgen, und die meine, dankbar und ruhig zu sein, so wurden unsre Herzen bald durch die stärkste, tiefste Freundschaft verbunden. Meine Mutter, unser Daheim auf hoher Alpe ward ihm ganz vertraut, seine Geschichte mir so offenbar, daß es mir war, als ob wir einander schon von Kind auf gekannt hätten. In früher Jugend verwaist und in der üppigen Stadt Antiochien allein dastehend, hatte er gar bald sein Vermögen in einem Leben wilden, ungezügelten Genusses jeder Art verpraßt. Plötzlich überfiel ihn die Armut zur Zeit, als eben eine Pestilenz in der Stadt wütete. Sie warf auch ihn danieder. In dem Hospital nun erweckte ihn einer der Mönche, der seine Wildnis im Stich gelassen, um während dieser Seuche Kranke zu pflegen, zu einem solchen Gefühl seiner Sündhaftigkeit, daß ihm, wie er mir sagte, die Hölle als ein Zufluchtshafen erschienen wäre, falls er daselbst nur das ewige Feuer zu ertragen hätte und von dem Nagen des Gewissens befreit würde. Nichts besaß er, was er als Sühnopfer für seine Sünde hätte darbringen können. Darum mußte nun sein Büßen durchaus negativer Art sein und in allen Leiden furchtbarster Art bestehen, die er sich nur zu ersinnen vermochte. Er durchforschte alle Lebensbeschreibungen von Heiligen, die der Mönche der Thebaiden, der Anachoreten von Syrien; doch ihm schien keine der darin aufgezählten Selbstquälereien genügend, vollgiltig. Denn die die Säule eines Simon umringenden mitleidsvollen Mengen, die Eremiten, welche ohne Obdach und Kleidung durch die Wüste dahinzogen, sich von wilden Wurzeln nährten und jede Fähigkeit ihres menschlichen Wesens vernichteten, hatten immerhin Abwechselung und das düstere Behagen, den Stürmen Trotz zu bieten und das Antlitz der Natur zu beobachten. Er vermochte sich sowohl im Fasten und Geißeln wie im Eindrücken von eisernen Kreuzen und all solchem selbst auferlegten Schmerz doch ein gewisses tolles Vergnügen vorzustellen. Schließlich vernahm er einen Rat, von dem er meinte, das

sei das Rechte für ihn. Er vergrub sich selbst in eine kleine Zelle, die nur einen schmalen Spalt offen ließ, durch den ihm Luft zugeführt und Nahrung gereicht ward: Schwarzbrot und Wasser. Doch war der Spalt zu hoch, um irgend etwas von der grünen Erde zu sehen, und von außen so beschattet, daß kein Stücklein blauen Himmels sein Auge zu erfreuen im stande war, kein Sternlein auch nur auf einen Augenblick hindurchzufunkeln, kein Sonnenstrahl freundlich ihn zu grüßen vermochte. Hier nun hat er ohne jede Abwechselung und Veränderung, ohne das geringste Zeichen menschlicher Teilnahme geweint, gefastet, gebetet ohne eine andre Hoffnung oder Furcht als die, man könne ihn einmal vergessen und ihn in seinem lebendigen Grabe dem Hungertode preisgeben. Näher diesem Endziele auf andre Weise als durch Selbstmord zu gelangen, schien ihm unmöglich.

Lange Zeit versuchte er, dies auszuhalten, ohne darüber den Verstand zu verlieren. Endlich, so sagte er, habe er eines Tages, nach wie langer Zeit, wisse er nicht, da er jegliche Berechnung derselben verloren hatte, sich bei Namen nennen hören. Anfänglich hielt er es für eine Versuchung des Teufels und verstopfte sich mit seinen Fingern die Ohren. „Doch," so erzählte er, „die Stimme wollte durchaus Gehör haben; sie rief mich an im Namen Gottes; da wagte ich nicht länger zu widerstehen. Es war die Stimme des Chrysostomos. Wohl hatte ich in Antiochien seinen Namen als den eines beredten Redners und heiligen Presbyters gekannt; und nun sprach er zu mir mit der Autorität eines Bischofs, als Patriarch von Konstantinopel. Er sagte, ich flüchte von meinem Posten im Heere Jesu Christi hinweg; der Weinberg des Herrn bedürfe der treuen Ausdauer eines jeden Arbeiters, ich aber vergrübe mein Pfund im Staube und weigere mich, Hand anzulegen am Werke Gottes.

Darauf sagte ich, ich müsse doch mein Heil schaffen mit Furcht und Zittern; er kenne die Tiefe meiner Sünden nicht, aus der ich mich herauszuarbeiten hätte, um wieder Grund und Boden unter den Füßen zu bekommen.

Er aber sagte, ich sei nichts als ein Müßiggänger und wolle bloß für mich selbst leben. Uns sei aber geboten, unser Licht

leuchten zu lassen nicht vor Felsen und Wüsten, sondern vor den Menschen. Und er sprach mit mir so von der Liebe Gottes, die da noch zärtlicher sei denn die einer Mutter, und von den Leiden des Heilands, die Er für mich erduldet, daß ich begann die Dinge in anderm Lichte zu erblicken. Ich wurde gewahr, daß Gott mehr willens sei, mich zu retten, als ich darauf bedacht, mich retten zu lassen, daß man seine Seligkeit nicht einem widerstrebenden Richter abzuringen habe, sondern daß uns solche gar liebevoll dargeboten würde, so flehentlich bittend, wie ein Vater es thut, der seine ganze Freude an seinen Kindern hat. Wie mir nun dies so vorgehalten wurde von der Stimme der Liebe, da leuchteten mir plötzlich alte Erinnerungen auf: Gleichnisse und Erzählungen aus der Heiligen Schrift, einst in meiner Jugend gehört und seitdem oft im Dunkel unter Schmerzen gelesen. Der Hirte, der sein verlorenes Schäflein sucht, der Vater, der dem verlorenen Sohne entgegenlief, der in sein Haus nicht von Liebe zurückgetrieben worden, sondern von selbstsüchtigem Hunger; da schmolz mir das Herz völlig. Konnte es wirklich noch möglich sein, daß ich leben und Gott und Menschen dienen dürfe, statt zu leben, um der Hölle zu entrinnen? So ließ ich sie denn die Wände meines Gefängnisses niederreißen, und Chrysostomos Kniee umschlingend und seine Hände mit meinen Thränen badend, gelobte ich ihm, zu thun, was er begehrte, und nach Antiochien zurückzukehren, um dort irgend welche Arbeit zu verrichten in jener Mission, die er begonnen hat in den entlegenen Teilen von Phönizien, wo die syrischen Bauern noch heute auf allen hohen Örtern den Baal anbeten. Als ich in Antiochien anlangte, wurde ich zunächst zu den Mönchen nach Bethlehem geschickt, und da fand ich dich, und Gott hat mir's gewährt, Dir Dienste erweisen zu können als die Erstlinge des Dienstes, den ich Ihm so lange vorenthalten habe."

„Es ist freilich ein Unterschied", sagte ich, „zwischen Sterblichkeit, die sich zu begraben trachtet, und solcher, die vom Leben verschlungen wird."

So gingen diese glücklichen Tage im Beten und Lesen der Heiligen Schrift dahin, und im Dahinwandern über die Lebensluft atmenden Berge, mit Erzählungen aus der Vergangenheit, Pläne-

machen für die Zukunft und Hoffnungen auf die Zukunft, die über alle Ungewißheit dieser Erde hinaus herrlich sich erhebt. Doch glaube nicht, daß wir immer einer Meinung gewesen wären! Macarius war ein eifriger Mönch und glaubte an vieles, was ich weder in Gottes Wort noch Schöpfung finden konnte; doch sein Asketentum war nur das furchterfüllte Leben eines tief gefallenen Herzens und die überströmende Liebe die eines Herzens, dem so viel vergeben worden. Aber in unsern Gebeten waren wir eins, auch im Singen unsrer Lieder und eins im Glauben an die Liebe Gottes und ihre große Offenbarung am Kreuze Christi und ebenso auch in unsrer Verehrung für den edlen, großen Mann, dem er das Glück und die Wirksamkeit seines Lebens verdankte. Macarius ward nicht müde, von ihm zu reden, noch ich, von ihm zu hören, Johannes Chrysostomos. Von allen Menschen, von denen ich höre, daß ihnen die Herzen zufallen und aller Augen auf sie sich richten, scheint mir keiner so würdig, meine höchste Ehrfurcht und Liebe zu erlangen, als der Bischof von Konstantinopel. Im Zusammenhang mit den Kämpfen und Streitfragen des Tages hört man von ihm wenig; es scheint, daß ihm nichts von jener exzentrischen Kraft oder jenem ungebändigten Genius eigen ist, der Antonius zum Helden mönchischer Romantik macht, vielleicht auch nicht viel von dem haarscharfen, spekulativen Denken, das Augustin so berühmt macht. Man hört nicht von ihm, daß er Kaiser in den Staub beuge wie ein Ambrosius oder den Glauben der ganzen Kirche feststelle wie ein Athanasius. Er ist nicht Gründer eines Systems, auch nicht der Held einer Kontroverse. Im Westen wie in Afrika habe ich wenig von ihm gehört, doch je näher ich dem Mittelpunkte seines Einflusses komme, so finde ich, daß ihm einer nach dem andern die Entscheidung der Krisis zuschreibt, davon ihrer aller geistliche Lebensgestaltung abhing. Sein Einfluß scheint ganz eigenartig persönlich zu sein und darum nicht so universal, noch vielleicht so geschichtlich wie der der andern großen Kirchenlehrer unsrer Tage; aber innerhalb seines Bereichs erscheint er mir tiefergehend als jeder andre und zwar minder als blendende Anziehungskraft außerordentlicher Gaben, obwohl auch solche ihm innewohnt, denn als zündende Macht jener höchsten Gottesgabe, der Liebe, des

geweihtesten aller Einflüsse, die sowohl in den Herzen derer, die davon Segen empfangen, wie im Himmel angeschrieben sind. Die Menschen, denen ich begegnet bin, die in jedem Sinn seine Freunde genannt werden können, reden mehr von der Wahrheit dessen, was er sie gelehrt, als von seinen geistvollen Ansprachen und scheinen ihre Kraft mehr aus der Bibel, worauf er sie hinwies, zu schöpfen denn aus dem Gedenken an seine Aussprüche.

Macarius war in Antiochien als junger Mann zu der Zeit, als Chrysostomos noch „Presbyter Johannes" hieß und in der großen Hauptkirche für Bischof Flavian predigte, und mit diesen herzergreifenden Predigten scheint er viele der großen Ereignisse, auf die er sich besinnt, in Zusammenhang zu bringen. Macarius' Mutter war eine aufrichtig fromme Frau, er der einzige Sohn seiner Eltern. In seiner Kindheit pflegte seine Mutter ihn oft unter der Obhut eines treuen Dieners zu einem alten Mönch, der oberhalb von Antiochien wohnte, zu schicken, damit dieser ihn segne. In der Morgenkühle pflegten die beiden sich aufzumachen; das Kind trug ein weißes Brot, das seine Mutter selbst für den Mönch gebacken hatte. Ihre Abschiedsküsse, ihr Lächeln, als sie, im Schatten des Thores stehend, ihm nachblickte, die schönen, am Fluß sich entlang ziehenden Gärten mit ihren Rosen- und Orangenbäumen, durch die hindurch ihr Weg führte, die frische, stählende Luft oben auf den Hügeln, die Grüße des Landvolks, das an ihnen vorüberkam, in einer Sprache, die er nicht zu verstehen vermochte, da sie Syrer waren und er ein griechisches Kind der Stadt, die wilden Waldblumen, die Vögel, die schüchternen, ihre weißen Ohren spitzenden und dann davonhüpfenden Rehe — das war alles immer so neu und so wundersam und doch so natürlich. Und dann des alten Mönchs ernste und dabei so innige Begrüßung und der Segen, der ihm diese Höhle zu einer Kirche umwandelte und den Tag zu einem Sonntag, die scheue Ehrfurcht, mit der er sich auf des Alten Aufforderung hin ihm auf den Schoß setzte und über den langen, weißen Bart hinweg ihm in sein liebevolles Auge schaute, welche Scheu aber stets zu völliger Zutraulichkeit auftaute, ehe sie sich trennten, die köstlichen Trauben, die der Alte aus irgend einem verborgenen Versteck hervorzog, und die schönen Geschichten mit

ein paar ruhig hingeworfenen Späßchen dazwischen und sein Erstaunen über des Kindes Verständnis und dann vor dem Abschied des Alten Worte, die ihm ins Gedächtnis zurückriefen, daß seine Mutter ihn Gott geweiht habe, wie einst Hanna mit ihrem Erstgeborenen gethan, und dann falteten sich die kleinen Hände zum Gebete, von des Alten harten, runzeligen Fingern umschlossen. Des Kindes Augen hefteten sich auf die des Mönchs und dessen aufwärts gen Himmel, als er über ihm den Segen im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes sprach. Und dann das Willkommen daheim auf seines Hauses Schwelle von dem liebevollen, sehnsuchtsvoll ausschauenden Mutterantlitz; dann das Berichten inmitten immer neuer Küsse, was er erlebt hatte, und das Versprechen, eines Tages ebenso gut zu werden wie der alte Mönch, und ihr inbrünstiges Amen dabei zu hören! Kein Wunder war's, daß ein Gefühl unschuldiger Freude auf jenen Tagen haften blieb und Erinnerungen, zu denen er in den ersten Jahren seines Verwaistseins sich oft zurückwendete, aber dies nimmer späterhin wagte in den Tagen seiner ungezügelten Ausschweifungen. Auch konnte ich mich nicht darüber verwundern, daß ihm, als er aus diesem Delirium der Sünde in der gottlosen Stadt erwachte, der Begriff der Heiligkeit und des Mönchtums untrennbar zusammenschmolz bei allem, was er erstrebte.

Er erinnerte sich auch einer späteren Periode seiner Kindheit, wo jene holden, harmlosen Kinderträume bereits verschwunden waren, seine erste Heimat abgebrochen war und sein Vormund ihn in sein Haus aufgenommen hatte, wo er täglich von einem erziehenden Sklaven zur Schule begleitet wurde, der ihm unterwegs seine Lektionen beibrachte. Damals erhoben sich Aufstände in Antiochien wegen der Steuern; eines Senators Haus ward niedergebrannt; die Bildnisse des Kaisers Theodosius, der Kaiserin und der beiden Kinder wurden von ihren Piedestalen gerissen, durch die Straßen geschleift und kurz und klein geschlagen. Nach einigen Tagen kam die Meute zur Besinnung, etwa wie ein ungezogenes Kind, nachdem es einen tollen Streich verübt, und ward sich ihrer beleidigenden That und der drohenden Folgen derselben bewußt. Antiochien war nun ebenso außer sich vor Furcht als zuvor vor Wut und

Grimm. Der Charakter des Kaisers sollte, obwohl sonst edel, großmütig und gerecht, doch streng sein und jeglichen Schimpf gegen seine kaiserliche Würde scharf zu ahnden bereit sein. (Drei Jahre später empfanden dies die unglücklichen Bewohner von Thessalonich.) Die Stadt zu verteidigen, daran war gar nicht zu denken. Alles nicht absolut notwendige Geschäft und Gewerbe geriet ins Stocken; die Schulen wurden leer; die Redner verstummten; die Zirkusse und Bäder verödeten. Das Volk drängte sich durch die Straßen, aber nicht mehr in lärmendem Gewoge, sondern in ängstlichen, flüsternden Gruppen, die sich nicht getrauten daheim zu bleiben und doch durch solches Zusammenkommen ihr Grauen nur vermehrten. Das einzige Zufluchtsmittel war die Fürsprache der Geistlichkeit beim Kaiser. Theodosius war religiös gesinnt und aufrichtiger Sohn der Kirche, der Bischof ein verehrter und verehrenswürdiger Mann. So machte sich denn Bischof Flavian in höchster Eile auf gen Konstantinopel. Mitten in dieser Aufregung, während der Bischof sich noch unterwegs befand und das Gericht über der Stadt als finstre Wolke drohte, fing die Fastenzeit an. Johannes Chrysostomos predigte in der Kathedrale; dorthin drängte sich das Volk früh und abends. Er bemühte sich auch keineswegs, ihr Bewußtsein der Gefahr abzuschwächen, noch hielt er ihnen leere Hoffnungen auf eine mögliche Begnadigung entgegen. Nein, ihre Sünde hielt er ihnen vor, ihren Meineid, ihren Luxus, ihre Heuchelei, ihren Leichtsinn; er zeigte ihnen außer dem von ihnen so gefürchteten Strafgericht ein andres, dem zu entrinnen nur durch Reue möglich sei. Die Schrecken des heiligen Gerichts Gottes ließ er so lebendig vor sie hintreten, daß es sie dünkte, als wäre der Urteilsspruch des Kaisers daneben bloß ein vorübergehender Luftzug; er sagte ihnen, wie er für sie minder des Kaisers Rache fürchte als ihre Gottvergessenheit. Und doch, je ernster er sie also warnte und je schärfer er sie strafte, je mehr füllten die von Angst und Schrecken erfaßten Bewohner die Gotteshäuser. Schoßsünden gab man auf; aller Spott verstummte; die Angst streifte selbst den sich am meisten in Scheinwesen verbergenden Menschen die Maske ab; die Leichtsinnigsten wurden erschüttert und so ebenso aus ihrer Frivolität wie aus ihrer Scheinheiligkeit aufgerüttelt. Es ward viel gefastet und gebetet; die Reichen flehten

die Armen an, ihnen Segen zu erbitten; die Armen machten sich wenig aus ihren Almosen. Und in der Mitte von allen stand bei Tag und bei Nacht Chrysostomos und erhob seine Stimme gleich dem ernsten Tone der Gerichtsposaune. Er schlug aber auch andre Töne an, und sicher gab es unter seinen Zuhörern auch solche Herzen, die sich dessen freuen konnten, wenn er ihnen sagte, daß solch Feuerofen nichts zu bedeuten habe, wenn der Sohn Gottes ihnen zur Seite stände, die sich zu dem hochgemuteten und doch durchaus wahren und ruhigen Glauben aufschwangen, aus dem heraus Chrysostomos zu sagen vermochte, daß Armut, Krankheit, Schande und Tod selbst für Weise nur Namen seien, und daß das einzige wirkliche Böse sei: Gott zu betrüben und zu thun, was Ihm nicht wohlgefällt; denn Chrysostomos gebietet den Menschen niemals bloß, die Sünde aufzugeben, sondern weist ihnen auch die Freude der Heiligkeit.

„Und ich erinnere mich," sagte Macarius, „wie mich förmlich ein Gefühl von Glückseligkeit dabei durchzuckte, als er von jener Freude in Gott sprach, die keine Waffe des Satans zu durchdringen und zu verletzen vermag, die stärker sei als jeglicher Schild."

„Eines Tages", so fuhr er fort, „wurde unser Entsetzen auf seinen Gipfelpunkt gebracht, als die Kunde kam, daß mehrere kaiserliche Legionen sich bereits der Stadt näherten mit dem Befehl, diese zu zerstören. Viele waren schon geflohen; es folgten ihnen noch weit mehr, und die übrigen flüchteten sich zur Kirche, mehr in dem Instinkt der Furcht, der sie zum Zusammenscharen drängte, als aus bestimmtem Bewußtsein, bei Gott ihre Zuflucht suchen zu müssen, denn die Kirche füllte sich dermaßen mit Schluchzen und Geschrei, daß der heidnische Gouverneur sich genötigt sah, das Haus zu betreten, um die Leute mit der Versicherung zu beruhigen, das Gerücht sei nicht wahr. Noch heute entsinne ich mich, mit welcher von Unwillen durchbebten Beredsamkeit Chrysostomos ihnen am folgenden Sonntag vorhielt, daß sie als Christen des Trostes eines heidnischen Statthalters bedurft hätten, ein Unwille, von dem wir wohl wußten, daß er bei ihm lediglich aus seiner endlosen, treulich wachenden, brennenden Liebe für die Kirche und aus seinem Verlangen hervorging, sie möge ihrem Herrn keine Schande machen.

Dann jedoch kam, was wir alle für das Vorspiel unsers Strafgerichts ansahen. Ehe noch der Bischof Konstantinopel erreichte, hatten die kaiserlichen Boten dasselbe bereits mit der Vorschrift verlassen, die strengsten Nachforschungen einzuleiten. Das einzige, dessen man sich jetzt noch zu erfreuen vermochte, schien einem Armut und niedrige Stellung zu sein. Da sah man, wie sich die reichsten und vornehmsten Familien der Stadt, Damen, die nur in Glanz und Pracht sich im Theater und Zirkus sehen ließen, auf den Plätzen vor dem Gerichtshofe drängten und laut um ihre Väter, Gatten, Brüder, die der Folter oder den Kerkern preisgegeben worden, wehklagten und weinten.

Gerade in diesem kritischen Augenblick erschienen in der Stadt einige Mönche, die von ihren Hügeln herniedergestiegen waren, in ihren abgerissenen Gewändern, frei von jeglicher eignen Sorge, nur um die Angst der armen Stadtbewohner zu beruhigen. Gewohnt, mit Gott allein zu sein, hatten sie keine Furcht vor dem Kaiser. Einer dieser Makedonier — ein alter, grauköpfiger Mann, der seit Jahren ganz in Gemeinschaft mit Gott gelebt hatte — schritt unentwegt und unerschrocken auf die beiden Gesandten zu, als sie mit ihrem Gefolge von Söldnern durch die Straßen ritten, und legte seine Hand auf die Zügel der Rosse. Wir, die in der Nähe standen, zitterten vor dem Resultat. Doch zu unserm Erstaunen stiegen die Deputierten ganz still vom Roß und knieten vor dem Mönch wie Kinder nieder, ihn um seinen Segen bittend. Und nun lief es von Mund zu Mund unter uns, welch große, hohe Worte der Mönch den Knieenden sagte: „Saget Eurem Kaiser: Du bist nicht bloß ein Kaiser, sondern Du bist ein Mensch. Denke nicht nur Deiner Herrschermacht, sondern auch Deiner Natur, denn als Mensch beherrschest Du Wesen, die Deinesgleichen sind! Die Natur des Menschen ward nach dem Bilde Gottes gemacht; Du beleidigst den Schöpfer, indem Du Sein Bild vernichtest. Denke, wie zornig Du über die Mißhandlung Deines thönernen Bildnisses bist! Nun kann aber doch jeder vernünftige Mensch den Unterschied einsehen, der zwischen dem lebendigen, beseelten und denkenden Bilde und dem leblosen besteht. Sei also dessen eingedenk: wir können leicht viele thönerne Bilder machen, die das leblose ersetzen, aber es

ist Dir völlig unmöglich, auch nur ein Haar auf dem Haupte eines gemordeten Menschen wieder wachsen zu lassen."

Die Deputierten waren nicht abgeneigt, Erbarmen zu üben. Sie lauschten still den Vorstellungen des Alten und wagten es, auf eigne Hand Mitleid zu beweisen oder doch wenigstens weitere Befehle des Kaisers abzuwarten.

Dann kam der Tag der Freuden. Es war an einem Ostermorgen, als uns die Kunde der Verzeihung zuging. Da dünkte uns Glück über Glück beschert zu sein: Versöhnung für die Stadt Antiochien mit ihrem Kaiser und für die ganze Welt mit ihrem Gott. Auch erfuhren wir, wie uns der Kaiser verziehen habe und weshalb: nicht bloß als Herrscher, sondern als ein Christ. In seinen Predigten sagte uns Chrysostomos, was der Kaiser gesprochen habe: „Ist es denn so etwas Großes, daß ich, der ich doch selbst ein Mensch bin, meinen Zorn gegen Menschen sich stillen lasse, wenn der Herr der Welt, der zur Erde herniederkam und um unsertwillen Knechtsgestalt annahm, von denen gekreuzigt ward, denen er wohlgethan, und Seinen himmlischen Vater für die bat, die ihn kreuzigten, da er sprach: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Ist es daher irgendwie verwunderlich, daß ich meinen Mitknechten verzeihe?"

Das alles erzählte uns Chrysostomos in seiner Osterpredigt; „Gott sei gelobt," rief er, „der überschwenglich mehr an uns gethan, als wir alle bitten und verstehen durften!" Was war das für ein Osterfest! Ein jedes Haus hing Teppiche und Decken um seine Balkons, Teppiche auch vor die Häuser; Blumen, Lichter, Guirlanden und Triumphbogen schmückten die Märkte; es war, als ob ein jeder seinen Geburtstag feiere. Und was für eine Osterpredigt hielt uns die teure, beredte Stimme, von Sympathie mit unsrer Freude gehoben und bemüht, dieselbe in Danksagung aufwärts zu richten! „Erleuchtet Eure Herzen mit Tugend! Feiert fortwährend ein Fest geistlicher Freude und laßt ohne Ende uns Gott preisen für alles, nicht nur, daß Er uns aus der Heimsuchung errettet, sondern auch dafür, daß Er sie kommen ließ! Laßt uns von ganzem Herzen Ihm dafür danken und nie vergessen, was wir nun aus eigner Erfahrung gelernt haben, daß Gott nach Seiner

großen Liebe zu den Menschen, die der Inbegriff Seines Wesens ist, alles stets zu unserm Besten lenkt!‟"

Dann hielt Macarius inne und versank in tiefes Sinnen. Ich sagte: „Diese Worte müssen Dir tief ins Herz hinein gedrungen sein."

„Allerdings!" erwiderte er wehmutsvoll und seine Augen mit der Hand beschattend. „Ich pflegte sie zuerst meinen Verwandten herzusagen, weil ich sie wirklich empfand, und weil mir der Beifall behagte, den mir mein gutes Gedächtnis eintrug; und so hörte ich allmählig auf, etwas dabei zu empfinden, und geriet abwärts. Vor allen Sünden", rief er aus, „möge Gott mich insonderheit davor bewahren, aus Seinen Gaben, aus Seiner heiligen Wahrheit selbst mir Schmuck und Zierrat zu weben, damit ich mich selbst umhülle! Es ist eine ernste Sache um alles Amt des Bekenntnisses von Gottes Wahrheit."

„Und Antiochien?" fragte ich.

„Manche glaubten und bekehrten sich zu Gott," erwiderte er. „Doch wie das Gericht des Kaisers an ihnen vorüberging, so ward auch bei vielen das Gericht Gottes wieder vergessen. Ich denke noch an eine von Chrysostomos' nächsten Predigten, nachdem die kaiserliche Verzeihung proklamiert und ruchbar geworden war. Da ermahnte er die Bewohner, sie sollten nicht darob murren, daß der Kaiser als ein Zeichen Seines Mißfallens die Bäder und Theater für eine Zeitlang habe schließen lassen."

„Doch", bemerkte ich hier, „ich bin nun hinreichend für jedwede Reise wieder hergestellt, und ich muß ihn sehen, Chrysostomos, und irgend ein bescheiden Pöstlein des Dienstes unter ihm suchen."

„Wir wollen zusammen gehen," stimmte Macarius bei. „Er findet sicher auch noch für mich etwas zu thun. Sagt er doch: „Wo der Sturm ist, da braucht man die Seeleute am nötigsten,‟ und wo der Hof ist und seine Laster, muß die Kirche ganz gewiß oft ein gefahrvolles, stürmisches Meer finden. Ich habe auch gehört, daß ihm seine Treue und Geradheit schon Feinde geschaffen haben in Konstantinopel; da verlangt es mich, ihm nahe zu sein."

Neunter Brief.

In Joppe fanden wir ein für die Hauptstadt Konstantinopel bestimmtes Schiff; von Rom herkommend, fuhr es an Alexandrien vorbei. Es hatte zwei Damen von Rang mit ihrem Gefolge an Bord; die eine war die Gattin eines Senators aus Rom und hieß Synesia; sie hatte in Rom ihre Verwandten besucht; und die andre, Eulalia genannt, kam von einer Pilgerfahrt zum Heiligen Lande zurück. Die letztere schiffte sich später ein als ich, und so gewährte es mir einige Unterhaltung, die Menge von geistlichen Geräten und Gefäßen zu betrachten, die sie mit sich brachte, ferner Körbe voll Erde von Jerusalem, ganze Blöcke von Holz vom Berge Karmel, getrocknete Blumen, Steine und Kreuze aus allem möglichen Material und von allen Orten Palästinas. Die Dame war in schier ergötzlicher Drangsal und Angst, wie sie all diese heiligen Merkwürdigkeiten glücklich fortbringen könne, und nachdem sie ein gut Teil Energie in Klagen über die Dummheit ihrer Sklaven hatte ausströmen lassen und sie selbst ihren Befehlen immer aufs neue widersprach, sank sie ganz erschöpft auf ihre seidenen Kissen und ließ sich einige Minuten lang mit dem Fächer bei geschlossenen Augen Luft zuwehen. Macarius hütete sich wohl, ihrem Gebahren irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken, und hielt seine Blicke fest auf „das Leben des Antonius" gefesselt; mich aber unterhielten diese Kokettierkünste der hübschen Frau in ganz eigner Weise, dazu ihr verstohlenes Mustern und Forschen, das trotz aller ihrer eleganten Nachlässigkeit von ihr über ihre Mitpassagiere ins Werk gesetzt wurde. Nachdem sie scheinbar ihr Ausspionierungsgeschäft beendet, brauchte sie ein halbes Dutzend Sklaven dazu, ihre Kissen wieder in Ordnung zu bringen, und wandte sich dann mit graziöser Gewandheit an Synesia. Außer den beiden befanden sich noch einige Kaufleute an Bord, ferner eine Dame von edlem Aussehen in schlichter, schwarzer Trauerkleidung und wir beide. Eulalia hielt augenscheinlich die übrigen in der Gesellschaft der Mühe des Beachtens nicht wert, und so vollzog sich ihre Unterhaltung mit Synesia so ungeniert, als ob wir andern gar nicht existierten; Macarius war in sein „Antonius' Leben" vertieft. Die Kaufleute

standen in Geschäftsgesprächen bei einander, und ich, eingehüllt in das Nichts meines unbedeutenden Wesens, lehnte mich über des Schiffes Rand und konnte es nicht hindern, daß ich alles, was um mich her vorging, vernahm. Eulalia brachte bald heraus, sie sei mit Synesia in der ersten Gesellschaft Roms bereits zusammengetroffen, und so riskierten sie beide keinerlei Bloßstellen ihrer Würde, daß sie sich kannten. Eulalia schilderte ihre Pilgerfahrt; sie gestand, die Mühsale seien groß; an verschiedenen Orten hätte sie, wäre ihr erfinderischer Koch aus Europa nicht bei ihr gewesen, kaum einen Bissen genießen können. Zur Fastenzeit sei solches ja natürlich geboten, aber auf einer Reise könne die menschliche Natur dies doch nicht aushalten; in den Klöstern hätte niemand einen Begriff davon, wie man ein Mittagessen herzurichten habe. An einigen Stellen seien die Wege abscheulich; sie hätte die Augen schließen müssen, als ihre Träger auf der Sänfte sie vorwärts brachten. Doch dafür gäbe es ja auch einen Lohn, von dem in der andern Welt ganz zu schweigen. Was für Gemütsbewegungen man dabei habe, sei gar nicht zu beschreiben. Die Kirche der Kaiserin Helena über dem Heiligen Grabe sei ein Paradies — solch herrlicher Marmor und Altargerät — und die Priestergewänder und der Weihrauch geradezu himmlisch. Die Klöster und Zellen der Anochoreten machten übrigens das Weilen auf den Bergen so bequem fast wie in den Städten.

„Ich kann die Mönche nicht ausstehen," gestand offen Synesia.

„Heiliger Antonius, schütze uns! Doch ich entsinne mich, Exzellenza sind erst bei den Katechumenen; den Uneingeweihten erscheinen alle solche Sachen ganz anders."

„Ich denke, die Mönche sind ein gut Teil schlimmer noch als die Pharisäer," hub Synesia wieder an. „Eins wünschte ich wenigstens, daß ihre Heuchelei sich in die Sitte verhüllte, sich siebenmal am Tage zu waschen."

Da bog Eulalia in ein andres Geleise ein: „Und diese Schätze, die man sich da unter den Reliquien sammeln kann! Wenn ich nach Hause komme, lasse ich mir einen Garten anlegen, der ganz mit Erde von Jerusalem angefüllt, und darauf ein Oratorium, das ganz mit Holzsachen und Marmorgerät aus dem Heiligen Lande

eingerichtet ist, ein Ruhebett aus Bethlehem, Kissen aus Antiochien, der Fußboden aus Marmor von verschiedenen Bergen, vom Karmel, vom Tabor, vom Hermon. Wird das nicht reizend sein? Komm her, mein Theodor, mein Liebling," fuhr sie fort, die das Knäblein tragende Wärterin heranrufend, „zeig' der Dame doch Deine Reliquie, darin ein wenig Staub des Propheten Samuel liegt! Eigentlich ist das ein Geheimnis. Diese Reliquien befanden sich auf dem Wege nach Antiochien; die Leute ließen sich nur schwer herbei, ein Körnlein davon mir abzugeben."

„Wenn meine hohe Herrin mir nicht zürnt," wandte die Wärterin ein, „aber der junge Herr versuchte fortwährend, die Reliquie in den Mund zu stecken; da dachten wir, das Gold könne darunter leiden oder der Prophet uns darob grollen, also nahm ich sie ihm ab. Die Evangelien, die wir ihm gestern um den Hals hingen, hat er beinah durchgebissen, das liebe kleine Herzblatt."

Eulalia schien etwas aus der Fassung gebracht und wechselte wieder das Thema. „Ihr habt doch den neuen Bischof, Johannes von Antiochien, schon gehört?"

„Drei- oder viermal."

„Habt Ihr Euch eine solche Beredsamkeit wohl vorgestellt? Die ganze Stadt ist in Aufregung über ihn; die Arianer dürfen kaum noch ihr Haupt aufheben. Mein Gatte sieht es eigentlich gar nicht gern, daß ich ihn höre, weil es mich zu sehr aufregt, und als er neulich vom jüngsten Gericht sprach, da dachte ich, die Wände der Kirche würden vor Beifallsrufen zusammenbrechen. So etwas habe ich noch nirgends gehört, selbst nicht bei den großen Spielen im Zirkus; wie da der ganze Körper der Leute sich wiegte, wie die Hände winkten, die Hutfedern wallten! Der Bischof hat es selbst gesagt, es sei wie im Theater gewesen. Einige behaupten wirklich, daß er es durchaus nicht gern sähe."

„Er ist für mich allzu beredt," meinte Synesia.

„Nun ja, ich habe schon etliche strenge Kritiker sagen hören, er sei ein bißchen allzu rhetorisch; doch was wollt Ihr? Die Hälfte der Geistlichen schläfert uns doch ein, und wenn es nicht mal ein wenig Leben in der Kirche geben soll, wer geht dann noch hin?"

„Das ist es nicht, was ich meine," erwiderte Synesia, „er ist mir nicht zu blumenreich, sondern zu offen, zu gerade heraus. Wenn ich ihn öfter hören sollte, so würde ich wohl alles aufgeben müssen, Theater, Zirkus und hundert andre kleine unschuldige Ergötzlichkeiten. Wer einmal sich erst zu Bischof Johannes' Christen zählt, der kann nur auch gleich Nonne werden."

„Es mag sein, daß er ein wenig zu streng ist," versetzte in mattem Tone Eulalia. „Aber da muß sich eben jeder seine eignen Zugeständnisse vorbehalten; ein jeder weiß am besten, was er zu thun hat. Doch ich gebe zu, er ist wirklich etwas schroff. Ich hatte neulich eine so hübsche kleine Gesellschaft ihm zu Ehren veranstaltet, den Kaiser selbst hätte ich dazu einladen können, Geistliche, Generale, Präfekten, Kammerherren, Männer von unantastbarstem Rang und Ehrenhaftigkeit, denn, wie Ihr wißt, er ist von guter Familie, und hat keiner nötig, sich seiner zu schämen, wenn man ihn bei uns antrifft. Doch er mochte uns nicht zu nahe kommen. Sie sagen, er äße nichts als Schwarzbrot alle Tage und tränke Seewasser dazu. Außerdem sagt er auch Dinge, die sich nicht reimen. Eines Tages heißt er uns die Bibel ebenso für uns selbst studieren, wie es die Priester thun, alle, Senatoren, Soldaten und Frauen, und das ist doch sicher ganz absurd! Und ein andermal sagte er, die Evangelien, die wir unsern Kindern um den Hals hingen, wären nicht besser als heidnische Zaubermittel. Und dann ist er in der That auch recht herb und hart mit einigen von den Diakonissen verfahren. Eine meiner Freundinnen, ein holdes Geschöpf, die kürzlich ihren Mann verloren hat und von der Kirche Unterstützung empfängt, versichert mir, daß die Art, wie er sich in alle ihre kleinen, so harmlosen Scherze und Schwächen einmischt, fast unerträglich sei. Sie ist vielleicht auch nicht sehr behutsam gewesen, das gute Ding. Menschen, welche keinen gutmütigen Charakter haben, mischen sich eben in alles. Ich gestehe aber, daß ich solche Zudringlichkeit nicht geduldet hätte."

„Er macht sich auch genug Feinde," stimmte Synesia bei. „Ich weiß aus sicherster Quelle, daß die Kaiserin ihn haßt. Einer der Beamten bei Hofe hatte sich Ihrer Majestät widersetzt, natürlich nicht mit Recht, und sie ließ seine Besitzungen mit Beschlag belegen.

Er starb, und die Kaiserin hatte Lust, einen kleinen Weinberg, der seiner Witwe gehörte und sehr hübsch lag, sich zuzueignen. Die meisten hätten sich doch durch diese Vorliebe der Kaiserin geehrt gefühlt, doch die Frau setzte ihren Kopf auf und wollte den Weinberg nicht hergeben. Eines Tages fuhr nun die Kaiserin hin und übte ihr Recht, als solche den Besitz zu beanspruchen, dadurch aus, daß sie sich etliche Weintrauben holte und aß. Natürlich hat sie dafür vollauf Entschädigung geleistet. Aber jetzt hatte der Bischof die Unverschämtheit, so erzählte man mir, von der Kanzel herunter die Kaiserin als Naboth oder Jezebel oder dergleichen zu verklagen. Auf alle Fälle hat er sich einer durchaus ungebührlichen Sprache gegen sie bedient, welche sie schwerlich so bald ihm vergessen wird."

„Ihr setzet mich in Erstaunen!" rief Eulalia aus. „Ich habe den armen Mann allerdings für etwas streng gehalten, vielleicht pharisäisch, könnte man sagen, doch wer hätte sich wohl solche Kühnheit vorgestellt?"

„Die Strafe hierfür wird sicherlich nicht ausbleiben, verlaßt Euch darauf!" versetzte die ungetaufte Gefährtin.

„Jeder treugesinnte Unterthan muß das wenigstens wünschen," meinte die Pilgerin gen Palästina. Doch jetzt rückten die Damen näher aneinander, und die Unterhaltung nahm einen leiseren Ton an, so daß ich nichts mehr verstehen konnte.

Aber Du hättest Macarius den Abend sehen sollen, Mutter, als Eulalia, nachdem sich Synesia zur Nachtruhe zurückgezogen, ihn um seinen Segen bat, bevor sie ein gleiches zu thun sich anschickte.

„Mein Segen würde wenig Wert haben", sagte er, „für die Feindin des edelsten, liebreichsten, demutvollsten, rechtschaffensten und heiligsten Diener, den unser Herr auf Erden hat."

Die Pilgerin nach Bethlehem und Golgatha zog ihren Mantel mit hochfahrender Miene dichter um sich und ging von dannen. Nach einigen Minuten hörten wir aus der kleinen Kajüte, in welche sich die Damen zurückgezogen, leises, geringschätziges Lachen heraustönen.

„Mein guter Freund," begann ich gegen Macarius, „ich glaubte Dich tief in den thebaischen Wüsten mit dem heiligen Antonius begraben."

„Selbst der hätte dabei wohl seine Gedanken nicht mehr zusammenzuhalten vermocht," lautete die Antwort, „unter solchem Geschnatter von gottlosen, giftigen, falschen Zungen. Da hätten zwanzig Teufel einen schwerlich so zerstreut machen können. Und unter diesen Zelten Kedars und Wohnungen Mesechs muß jene edle, hohe Seele hausen!"

Da näherte sich uns die Dame in Trauer, die sich bisher stillschweigend in einen Mantel gehüllt und offenbar willens war, diese Nacht mit ihrer alten Dienerin zu durchwachen, und sagte mit leiser Stimme, davon jeder Ton Musik war: „Hast Du einen Segen für eine Freundin des Bischofs Johannes, eine, die ihm alles Glück und alle Befriedigung ihres Lebens verdankt?"

„Für solche hat Gott sicherlich einen Segen," gab Macarius mit schwankender Stimme zurück, „falls Er einen solchen für mich selber hat."

Der arme Macarius! Vermutlich werden die Kämpfe und Stürme auch in Konstantinopel für ihn nicht ausbleiben. Aber es ist auch eine gar liebliche Frau, diese Witwe und Diakonissin Olympias. Noch steht sie auf der mittleren Höhe des Lebens; aus edler, heidnischer Familie stammend, ist sie als eine Heidin aufgewachsen. Früh zur Witwe geworden, führte ihr Leid sie zu dem himmlischen Tröster oder vielmehr zog sie ab von der Welt. Sie ergab sich nun gleich dem Kornelius allerlei Fasten, Almosen und Gebetsübungen, treulich dem Lichte nachfolgend, soviel ihr davon zu teil geworden. Doch ihr Schmerz und Gram, dazu diese ungewohnte, harte Lebensweise durch die Verfolgung von seiten ihrer noch heidnischen Anverwandten brach ihre Lebenskraft fast ganz. In diesem Zustande befand sie sich, als Chrysostomos Bischof von Konstantinopel ward. Er wies sie auf den wahren Weg des Friedens, indem er ihr zeigte, wie alles, was sie hätte: Reichtum, Jugend, glückliche Verhältnisse, ihr von einem gnädigen Heiland gegeben wäre, um für Ihn verwendet zu werden, daß der wahre Gottesdienst nicht darin bestände, sich selbst allerlei Leiden

aufzuerlegen, sondern darin, daß andern Segen zu teil würde, daß die Armen nicht etwa ein Magazin wären, wo ein jeder Schatz, wie man ihn auch darbiete, für den Himmel aufgespeichert werden könne ohne alle Frage, sondern sie seien die Abgesandten des Herrn Jesu auf Erden, die da der Hilfe bedürften; unser Herr habe nicht gesagt: „Ihr habt mir Festmähler bereitet," sondern: „Ich bin hungrig gewesen, und Ihr habt mich gespeist." Ihr ganzes Leben erhielt nun einen andern Charakter. Sie begann ihr Besitztum mit solcher Achtsamkeit zu verwalten, wie sie das für ein unmündig Kind gethan haben würde, Gott zu Diensten, da zu geben, wo es n o t war, Kirchen zu bauen auf ihren Gütern, arme Priester zu unterstützen statt reiche mit fetter Weide zu verwöhnen, dem Bischof in der ihm so teuren Missionsarbeit in Asien beizustehen unter der syrischen Landbevölkerung, Kranke und Arme zu besuchen, sich selbst zu verleugnen, und das nicht aus stoischem Verzichten, sondern aus christlicher Liebe. Zwei sich so gleiche Geister wie Macarius und Olympias werden sicher auch Gelegenheit finden, mit einander also zu wirken, und ich bin des gewiß: ihm steht noch ein andres Wirkungsfeld bevor als Krieg und Kampf. Was mich betrifft, so bin ich entschlossen, wenn es sein kann, kein regelrechter Geistlicher zu werden, sondern etwa einen Posten als Krankenpfleger mit oder ohne diesen Namen anzunehmen. Meine eigne Erfahrung hat es mich gelehrt, welch ein segens- und weihevolles Werk das sein kann, und ich bleibe dabei minder gebunden als bei irgend welchem höher gearteten Amte.

Olympias bestätigt Macarius schlimmste Befürchtungen in betreff der Unbeliebtheit des Bischofs bei einem gar großen Teil der Bürger und bei Hofe; er ist ein Mann, der entweder von ganzer Seele geliebt oder gehaßt werden muß, wie die Sünde das Licht hassen muß. Viele der Vornehmen und Reichen verabscheuen ihn, weil er ihnen ihre Bedrückung der Armen fort und fort vorhält; die Bettler und alle die, welche aus ihrem scheinbaren Elend ein Gewerbe machen, sind ihm ebenso gram; die weltliche Geistlichkeit und die stolzen Asketen sind ebenso aufrichtig in ihrem Haß gegen ihn, und wenn wir noch hierzu alle diejenigen hinzufügen, die ihn um seine Beredsamkeit beneiden oder seine Vorhaltungen

fürchten, mit dem Gefolge von geschäftigen Schmarotzern und Schmeichlern, die sich stets irgend welcher Partei anschließen und das Schlechteste gewöhnlich für das Bequemste halten, so wirst du begreifen, meine Mutter, daß das Patriarchat der Hauptstadt für Chrysostomos kein Rosenbette ist.

Olympias hat uns zwei neue kleine Geschichten von ihm erzählt. Eutropius, der jetzt erster Kammerherr und wirklicher erster Minister bei dem leicht zu gängelnden Kaiser Arcadius ist, von Geburt ein Sklave aus allerniedrigstem Ursprunge, war enttäuscht, daß der neue Bischof sich nicht als der Mann erwies, der zu einem Werkzeug sich brauchen ließ, sondern sich mehr um das Seelenheil des Höflings denn um seine Gunst kümmerte, und wurde sein Feind. Du mußt wissen, daß die Kirchen das geworden sind, was einst die „Freistädte" waren, geheiligte Orte, wo die sich bergen, welche von machtvollen Verfolgern eines Verbrechens angeklagt werden. Wiederholt hatte Chrysostomos dies geweihte Recht zu Gunsten der Opfer des Eutropius in Anspruch genommen. Schließlich preßte dieser Höfling dem Kaiser den Erlaß ab, daß fortan die Kirchen solches Segensschutzes enthoben seien. Von nun an konnten die Söldner den Angeklagten selbst vom Altar hinwegzerren. Nicht lange darauf fiel aber durch eine Reihe von Intriguen oder, wie Du sagen würdest, durch den Machtspruch e i n e s, der mehr vermag denn alle Kaiser, Eutropius selber in Ungnade, und kein Freund hielt mehr zu ihm; so floh er vor dem Geschrei der Truppen und des Pöbels, die seinen Tod forderten, in den Theatern und Amphitheatern zur Kirche des Chrysostomos.

Das geweihte Asyl, das er zu schädigen gesucht, wurde ihm zur unantastbaren Zufluchtsstätte aufgethan; der Bischof hätte sie wohl mit seinem eignen Blute geschützt. Olympias war zugegen, als er am nächsten Tage, während Eutropius zur Seite des Altars kauerte, den er doch des Schutzrechtes zu entkleiden sich so sehr gemüht hatte, eine Ansprache hielt an die Gemeinde, die das Gotteshaus bis zum entlegensten Winkelchen füllte, über die Eitelkeit aller menschlichen Größe. „Wahrlich, zu allen Zeiten," sagte er, „doch jetzt insonderheit ist es an der Zeit, auszurufen: „O Eitelkeit der Eitelkeiten; es ist alles eitel!" Das sollten wir auf

unsre Mauern, auf unsre Kleider, auf unsre Märkte, auf unsre Häuser und Straßen schreiben, vor allem in unsre Gewissen." Und welch ein Schweigen durchbebte die ganze Gemeinde, als er sich dann zu Eutropius wendete und sprach: „Wie oft habe ich es Dir gesagt, Dein Reichtum würde Dir entschwinden, denn er sei ein treuloser Diener! Aber Du wolltest es nicht glauben. So hat Dich nun die Erfahrung gelehrt, daß Reichtum nicht nur das ist, sondern sogar ein Totschläger. Nun bist Du durch ihn hierher gebracht und zitterst, ob die Kirche, gegen die Du gekämpft, Dich nun wohl aufnehme in ihren Schoß." Dann richtete er sich wieder an seine Leute, schilderte ihnen all die Wandelungen im Leben des also Bittenden und suchte ihr Mitleid für ihn zu erwecken.

„Größer denn alle Triumphe der Kirche ist dieser," sagte er, „daß sie, dem Zorne des Kaisers die Stirne bietend, dazu der Wut des Volkes, dem Ingrimm aller, also ihren Feind als Gefangenen unter ihren Schutz nimmt, den alle andern nun im Stiche gelassen haben. Die Leute sprechen," und Olympias sagte uns, wie bei diesen Worten seine abgemagerte Gestalt höher und mächtiger zu werden schien, „es schicke sich nicht, daß der Geizige und der Räuber den Altar berühre. Sagt das nicht! Hat doch die Sünderin des Heilands Füße berührt, und Er hat ihr keinerlei Verweis darüber gegeben, sondern nur ihr Lob und Verwunderung dafür gespendet; denn die Unreine und Unheilige vermochte den Reinen nimmer zu schädigen, wohl aber konnte der Reine und Heilige die Unheilige dadurch reinigen, daß sie Ihn berührte. Denke nicht, o Mensch, Dich nun rächen zu wollen! Wir sind Knechte dessen, der am Kreuze gesprochen: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" Laßt uns dem Kaiser zu Füßen fallen, laßt uns, ein jeder, Gott anrufen, das Herz des Kaisers zu rühren! Wohl hat dieser großes Unrecht gethan, das leugnen wir nicht, doch es ist jetzt nicht die Zeit des Richtens, sondern der Gnade, nicht Rechenschaft zu fordern, sondern Liebe zu üben, nicht das Recht in Anspruch zu nehmen, sondern Barmherzigkeit zu erweisen."

Indes danach fuhren die Truppen fort, voller Wut des Eutropius Tod zu fordern. Die haßdurchglühten Söldnerscharen

umzingelten das Gotteshaus. Chrysostomos blieb fest im getrosten Vertrauen auf Gott und wollte den Flehenden nicht hergeben. Schließlich ergriffen die Söldner ihn selber, den Bischof, und schleppten ihn zum Kaiser; das Heiligtum der Kirche aber blieb unverletzt, und nicht eher, als bis Eutropius in dem Mißtrauen eines Herzens, das solchen Vergebens nicht fähig gewesen wäre, selbst aus der Kirche entfloh, konnten die Feinde seiner habhaft werden.

Dann erzählte uns Olympias auch von dem Einfluß, den dieser herrliche, edle Gottesmann auf Gainas, den Häuptling der gotischen Truppen, ausübte, einen Arianer, dem Chrysostomos den Zugang zu einem der Gotteshäuser verwehrt hatte. Doch als dann Gainas seine Truppen zu einem Aufstand nach Thrakien geführt hatte und sich niemand getraute, seinem Zelte zu nahen, da vergaß der Kaiser und die Kaiserin ihre Feindschaft gegen den Bischof und veranlaßten ihn, als Vermittler sich mitten unter die Barbaren zu begeben. Er ging hin, und der Arianer und Gote empfing ihn mit allen Zeichen der Hochschätzung und brachte ihm seine Kinder, damit er sie segne.

Jene beiden Damen, Synesia und Eulalia, ließen sich nicht wieder sehen während der ganzen Fahrt; aber die Wärterin kam häufig und setzte sich zu uns mit dem Knäblein, und oft gesellte sich zu ihnen auch noch dessen ältere Schwester Agnes, ein schüchternes, kleines Wesen, das sich indes an Olympias mit all der unwiderstehlichen Innigkeit schmiegte, die alle Kinder für die fühlen, die aufrichtig und liebevoll sind. Es hatte dies Mägdlein etwas an sich, das die Empfindung erweckte, als habe es noch nicht viel von Liebe in diesem hohlen, höfischen Leben erfahren; und so pflegte denn Olympias ganze Stunden sich zu ihr zu setzen und mit ihr zu plaudern und ihrem holden Geschwätz zu lauschen. Die Wärterin verwunderte sich, Agnes also gesprächig zu sehen. Eine Unterhaltung fand Olympias heraus, die dem Kinde herzinnige Freude bereitete. Sie öffnete eine als Amulet um dessen Hals hängende Kapsel, die das Evangelium St. Lukas enthielt. Zuerst zögerte das Mägdlein, es anzurühren; dasselbe schien es als gar heilig anzusehn; dann sagte es: „Nimm es nicht fort! Es bewahrt und beschützt mich,“

und ihre Stimme dämpfend fügte sie hinzu: „und hält die finstern Geister des Nachts von mir fern.“

Doch Olympias’ Gesicht wirkte beruhigend auf sie, als sie erwiderte: „Ich will Dich dessen nicht berauben, mein Kind, sondern es Dir öffnen. Es ist ein Schrein von Juwelen, meine Agnes, und ich will Dir zeigen, wie Du sie finden kannst.“

Erstaunt blickte das Kind sie an.

„Hast Du je den Namen Jesus gehört?“ fragte Olympias.

Die Kleine bekreuzte sich und legte ihre Händchen zusammengefaltet über die Brust, wie sie es zu thun gelehrt war.

„Ja, ein kostbarer Schrein ist es, liebe Agnes, der mancherlei von Seinen Lippen einst perlende Edelsteine enthält. Möchtest Du wohl wissen, wie man sie herausfindet?“

So begann die Lesestunde; und das erste Wort, welches das Mägdlein lernte, war der Name Jesus.

Dann erzählte ihr Olympias von allem, von den Hirten auf dem Felde, von den Engeln, von der gebenedeieten Mutter Jesu, Maria, vom Kindlein in der Krippe, von den Kranken, die geheilt wurden, von den Kindlein, die Er herzte und segnete, von den armen, sündigen Leuten, denen Er vergab, und die Er zu guten Menschen machte, von dem Kreuze auf Golgatha (all jene heiligschönen Geschichten, die wir zuerst von Dir gehört haben, meine Mutter!), und das Kind lauschte mit immer tieferem Erstaunen und immer größerer Freude. Mit ihren Worten kam Gottes Segen hernieder. Ein Gedanke zumal schien Besitz von diesem Kindesherzen zu ergreifen, daß dieser Jesus, der so viel Gutes gethan und so viel für uns gelitten, dieser Gott, der im Himmel lebt, sie lieb habe, sie, das kleine Mägdlein, und sich freue, wenn sie gut und recht handle, und sich bekümmere, wenn sie Böses thue.

Am zweiten Abend, nachdem sie ungewöhnlich lange auf Olympias Schoß gesessen und geschwiegen hatte, ihr Köpfchen an deren Brust geschmiegt, neigte sich Olympias über sie und fragte, ob sie müde wäre.

Das Mägdlein antwortete eine Minute lang nicht; dann sagte sie: „Mir ist bange, daß ich oft etwas thue, was den Heiland bekümmert.“

„Nun, so mußt Du damit aufhören, mein Liebling!“

„Aber, liebe Dame, es ist gar nichts, was ich thue, sondern nur etwas, was ich denke, aber ich fürchte mich, daß es schändlich ist, wenn ich es sage.“ Darauf hob sie das Gesichtchen, barg es dicht an Olympias' Angesicht und flüsterte: „Nämlich, wenn meine Mutter mein Brüderchen küßt und liebkost, mich gar nicht ansieht, dann möchte ich, wir hätten das Brüderchen gar nicht erst bekommen, und doch“, fügte sie in flehendem Tone hinzu, „bin ich ihm gut, wirklich; was soll ich nur thun?“

Da sagte Olympias: „Bete zum lieben Herrn Jesus, daß Er Dein Brüderchen segne und lieb habe, sobald solch böser Gedanke sich einschleicht, mein Liebling, und thue alles, was Du nur kannst, um es gut und glücklich zu machen. Es ist noch süßer zu lieben als geliebt zu werden. Gott hat uns auch zuerst geliebt, mein Kind, bevor wir Ihn liebten, und das ist es, weshalb wir Ihn, sobald wir das erkannt, so von Herzen lieb haben. Wir müssen beten und uns bemühen, Ihm gleich zu werden.“

Unter solchen Gesprächen flogen die Stunden gar rasch dahin. Die Sonne ging auf und unter über den Wogen; der Abendstern warf seinen silbernen Schein darauf; ein schönes Eiland und eine malerische Küste nach der andern tauchte auf und schwand wieder dahin. Der frische Hauch des Windes kräuselte die Wellen unter unserm Kiel, wie da, als wir mit unsern hurtigen Knabenschritten Reif und Schnee aufrührten in den Bergeshalden, und endlich segelten wir unter den Kirchen und Palästen Konstantinopels dahin, hinein in den sicheren Hafen des „Goldenen Hornes“.

Es gab ein schweres Scheiden zwischen Olympias und der kleinen Agnes.

„Wo kann ich Dich denn wiedersehen?“ schluchzte das Kind.

„In der Kirche, mein Liebling!“ erwiderte Olympias innig. „Halte aber auch Deinen Perlenschrein wohl in acht!“

Da blickte das Mägdlein auf und sah sie ernsthaft an: „Finde ich alles darin, was Du mir erzählt hast?“

„Alles und noch viel mehr. Lies täglich darin, so wird es Dein bestes Amulet werden!“

Zehnter Brief.

Ich habe Chrysostomos gesehen und gehört, jene edle, einzige Stimme, welche Macht hat, sich mitten durch all den Ehrgeiz, Neid, Sündenwust und Jammer dieser Stadt Geltung und Gehör zu verschaffen. Ein Konstantin hat sie gegründet; sie sollte eine christliche Stadt sein, eine geweihte Stätte; keinerlei heidnische Lieder sollte man in ihr hören, kein Zanken und Streiten; kein Christ sollte mehr zu leiden haben in ihr. Und jetzt? Chrysostomos, dieser eine treue Diener Christi unter so vielen, die sich bloß selbst suchen, wird hier abgewiesen, dort bedroht, ist die Zielscheibe für tausend Pfeile, sogar für bitterböse Worte, und doch führt er seine Werke heiliger Liebe fort und spricht edle Worte der Warnung und der Ermutigung, da er ja bei keiner Predigt weiß, ob es nich seine letzte ist. Was wundert man sich aber darüber? Einst schuf Gott ein Paradies, doch nun giebt es nirgends mehr eins. Einst hat der Sohn Gottes in den Straßen von Jerusalem gepredigt, und siebzig Jahre später lag es in Staub und Schutt. Doch weswegen hierüber verzweifeln? Von den Kindern der aus Eden verbannten Eva entstammte ein Abraham, ein David und die Propheten und, da die Zeit erfüllet ward, unser Herr und Heiland, der Gesalbte Gottes. Aus dem zum Gericht bestimmten Jerusalem sind jene Männer und jene Botschaft hervorgegangen, auf der sich die Kirche auferbaut hat, und selbst hier, welch eine Schar liebebeseelter Mitarbeiter hat der Bischof um sich gesammelt! Ich habe ihn nicht in der großen Sophienkirche zuerst gehört, sondern unter den Gräbern auf dem Kirchhofe draußen vor der Stadt. Es war Karfreitag. Jene Sitte Antiochiens, den Tod des Herrn in der Nähe der Stätte zu feiern, wo Seine Märtyrer schlummern, ist auch hier beibehalten. Früh am Morgen strömten die Bewohner von Konstantinopel aus ihren Werkstätten, wie aus Palästen und bescheidenen Armenwohnungen hinaus aufs Feld, und dort, unter den grünen Hügeln, predigte der Bischof. „Denn“, so sprach er, „seit Christus gekommen ist, ist eine jede Stätte zum Bethause, die ganze Welt geheiligt worden. Darum mahnt uns Paulus, daß wir getrost allenthalben beten, heilige Hände aufheben sollen. Ja, die ganze

Welt ist rein geworden; allenthalben können wir zu Ihm beten; die ganze Erde ist heilig geworden, heiliger denn das Allerheiligste der Juden, denn wo Christus ist, da ist der Himmel."

Seine Gestalt hat durch die Strenge seines früheren Asketentums eher eine Vergeistigung als eine Schwächung erfahren; aber man vergißt seine ganze äußere Erscheinung, außer seinem durchdringenden Auge und seinem Lächeln. Seine Stimme muß über alles Gewohnte hinaus volltönend und reich sein, und doch wird es mir schwer, ihren Klang ins Gedächtnis zurückzurufen. Ich fühle, daß ein Herz voller Liebe zu meinem Herzen gesprochen, ein klarer Geist in den meinen hineingeleuchtet, ein fester Wille seine Energie in den meinen ausgeströmt hat. Und die Liebe wie das Licht und die Energie kam von Gott und führte mich nicht zu Chrysostomos, sondern zu Gott zurück, so daß, als der „Goldmund" sich geschlossen hatte, er mich nicht stumm zurückließ, sondern mich hinaufhob zu einer höheren Sphäre, wo die Stimme Gottes die Worte Seines Dieners forttönen ließ. Er ist kein Mann, eine Partei zu schaffen, sondern die Kirche aufzuerbauen. Nicht, daß sein Charakter lauter Licht wäre mit keinerlei vorherrschender Färbung: er ist ungestüm, tief erregbar, heißblütig und von wenig Geduld mit allen Unaufrichtigen. Aber hatte, der die Wahrheit ist, solche? Gleich Ihm hat Chrysostomos die liebevollste, zarteste Geduld mit dem Sünder, und eine der Anklagen, die gegen ihn hier im Umlauf sind, ist jenen alten Einwendungen der Pharisäer allzu gleich, um ihn dafür nicht noch lieber zu haben. Sie sagen: er predige, der Mensch könne immer aufs neue sündigen und doch Vergebung dafür erlangen. Allerdings ist das Erbarmenhaben mit dem Sünder bei jemand, dessen Leben so makellos ist, mehr denn etwas Irdisches.

Jene Worte: daß alle Orte fortan zu heiliger Verwendung tauglich seien, haben mich so entzückt, daß, als Olympias mich ihm vorgestellt und dann mit ihm allein gelassen, ich das Gefühl hatte, als ob ich ihm alle Bedrängnisse und Fragen meines Herzens über die Widersprüche in der Kirche ausschütten könnte. Er zeigte seine Teilnahme, doch mehr noch mit meinem Leid darüber als mit der Ursache. „Du", sagte er, „gehst aus von einem Widerwillen gegen die Mißbräuche des Cölibats, wie ich mit dem gegen die Verwelt-

lichung und Lasterhaftigkeit der Großstädte begonnen habe. Meine Erfahrung ist die, daß eine große Stadt ein schwierigerer Kampfplatz für eines Christen Tapferkeit ist als die Wildnis, und daß die über uns hereinbrechenden Prüfungen eine härtere Zucht an uns ausüben als die, welche wir uns selbst erwählen. Du bist im Gebirge auferzogen, ich in Antiochien; das erklärt alles. Wünschest Du jedoch für unsern Herrn Christum hier zu wirken, so soll es Dir nicht daran fehlen."

„Mir ist jedes noch so bescheidene Amt, das man mir zuweist, recht, aber Ordination begehre ich nicht."

„Es würden wohl wenige von uns", erwiderte er, „höhere Ämter sich wünschen, wenn wir bedächten, daß wir berufen sind zu Führern und Hirten unsrer Brüder und nicht, Ehre und Ruhe für uns selbst zu suchen. Bedenke es wohl! Schon eine Seele ist so kostbar, daß der Sohn Gottes darum Mensch geworden und für uns gelitten hat, um uns selig zu machen. Welche Strafe muß es also über uns bringen, wenn wir die Seelen vieler verderben! Glaube mir, mein Amt ist kein leichtes! Doch ich möchte Dich nicht entmutigen. Warum hätten wir uns zu fürchten? Es giebt keine Ehre hienieden, die nicht vom Schatten der Gefahr umgeben wäre. Es ist nichts hier, die ganze Welt ist nicht so viel wert als eine Seele. Wenn Du den Armen Tausendfältiges gäbest, so würdest Du doch noch nicht so viel thun als der, welcher eine Seele bekehrt hat. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes nimmer in solchem Maße, wie ein Christ solche zu verkünden vermag. Die Zeit des Märtyrertums ist vorüber; jetzt gilt es, das Evangelium durch das Leben und mit dem Wort zu verkünden. Hierin kannst Du einem Petrus gleich werden oder einem Paulus, ja mehr noch, Du kannst sogar zu einem Munde werden, durch welchen Christus selbst spricht. Es fehlt keineswegs an Arbeit und gebricht nicht an Segen für diejenigen, welche Ihm, der die Menschen lieb hat, dienen wollen. Ob Du ein Priester wirst oder nicht, das ist gleich; wie Dein Beruf Dich führt. Jeder Gläubige ist ein Heiliger und jedes Gotteskind Sein Diener."

So bin ich denn Olympias als Mitarbeiter zugesellt, Hospitäler zu besuchen, ihre Armen, die Heilige Schrift denen, die noch un-

wissend sind, vorzulesen, den Fremdlingen, welche im „Hause der Barmherzigkeit“ weilen, das die Kirche zum Besten aller hilfsbedürftigen, die Stadt durchziehenden Reisenden gegründet hat, ein freundschaftlich Willkommen und Handreichung zu bieten. Und so besorge ich keineswegs, daß es mir, welche Bruchteilchen von Arbeit es auch mitunter sein werden, an Beschäftigung fehlen wird, vornehmlich jedoch aus diesem Grunde: jeden Morgen komme ich zu meinem himmlischen Vater und bitte Ihn um mein Tagewerk wie um mein täglich Brot. Ich bitte Ihn, meinen Weg zu denen zu lenken, die der Hilfe bedürfen oder des Lehrens oder des Tröstens aus Seinem heiligen Wort. Und so weiß ich, wer mir nun mein Werk zuweist, oder wo es mir zugewiesen wird, wer es mir bestimmt hat, und arbeite vorwärts im getrosten Vertrauen auf Seinen Segen.

Doch in Hinsicht auf die einem jeden von uns zugewiesene Arbeit muß ich Dir noch einen Ausspruch des Chrysostomos, den ich von ihm auf der Kanzel der Sophiakirche hörte, mitteilen: „Ein barmherziger Mensch trägt kein Priesterkleid, aber den Mantel der Menschenliebe, der da heiliger ist denn eines Priesters Gewand. Er ist gesalbt mit einem Öl, das aus keiner irdischen Mischung gewonnen ist, sondern bereitet durch den Heiligen Geist. Statt auf der Stirne eine mit dem Namen Gottes gezeichnete Binde zu tragen, wird er selbst Gott gleich gemacht, denn unser Herr spricht: „So werdet Ihr gleich sein Eurem Vater im Himmel.“ Wollt Ihr Seinen Altar schauen? Kein Bezaleel hat ihn gebaut, sondern Gott selbst, nicht aus Steinen, sondern aus einem Material, das herrlicher ist denn alle Himmel, nämlich aus lebendigen Seelen. Das Heiligtum auf Erden betritt nur der Priester; Du aber, wenn Du Deine Gabe auf dem Altar opferst, kannst eingehen in ein höheres Heiligtum als dieses, wo niemand darinnen ist als Dein himmlischer Vater, der ins Verborgene sieht, wohin kein andres Auge einzudringen vermag.“

Kann ich nicht darüber ruhig sein, daß Chrysostomos sich im Herzen je wieder zu dem Buchstaben wendet, der da tötet? Und ein andermal spricht er zu den Mönchen: „Wieviel besser wäre es, Du verlörest etwas für Dich selbst und gewönnest dadurch

andre, denn daß Du auf Deiner Höhe verharrst und Deinen Bruder umkommen lässest! Du machst es wie der Knecht, der seines Herrn Pfund verbarg; ob Du auch fastest, auf dem Fußboden schläfst, Dich mit Asche bestreust und wehklagst, erweisest Du Dich aber andern nicht zum Nutzen, so thust Du nichts Großes. Betrachte die heiligen Männer von alters her! Moses hat so manches Wunder gewirkt, nichts aber hat ihn so groß gemacht als jenes eine herrliche, liebevolle Wort: „Vergieb ihnen ihre Sünden, wo nicht, so vertilge mich aus Deinem Buch!“ Und Davids: „Ich habe gesündigt, aber diese Schafe, was haben sie gethan? Laß Deine Hand gegen mich sein und gegen meines Vaters Hause!“ Liebe“, so fuhr Chrysostomos fort, „ist die köstlichste Gabe, und ohne sie ist alles andre nichts.“

Kann ich nicht ruhig sein, daß dieser Mann je in mönchisches Wesen falle?

Und am Neujahrstage, als sich die ganze Stadt in hochwogender, freudiger Aufregung befand mit Schenken und Gratulieren und geräuschvollen Festlichkeiten, sprach er zu denen, die das neue Jahr in der Kirche mit Gott anfangen wollten, also: „Auf Tage zu halten, ist nicht christliche Weisheit, sondern heidnisches Truggebilde. Du aber bist gerechnet unter die Zahl der Bürger jener Stadt, welche oben ist. Das ist der Staat, dem Du angehörst. Du bist mit den Engeln zusammen gesellt. Dort giebt es kein Licht, das in Dunkelheit endet, noch einen Tag, der sich in Nacht verliert; dort ist stets Tag, immer Licht.“

Und in einer Predigt zum Pfingstfeste sagte er, auf das Drängen der Leute zum Epiphanias-, Oster- und Pfingstfeste im Vergleich mit dem häufigen Verödetsein der Kirchen zu andern Zeiten anspielend: „Es war eine jüdische Gewohnheit, nur dreimal im Jahre vor Gott zu erscheinen. Wir Christen sollten dies fort und fort thun. Für uns sind alle Zeiten Festzeiten. Unsre erste ist das Fest Epiphaniä. Was ist es, das wir an diesem Tage feiern? Daß Gott auf Erden erschien und wohnte unter uns, daß Gott der eingeborne Sohn vom Vater bei uns war. Doch das ist Er alle Tage, da Er gesagt hat: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“ Folglich dürfen wir

dies Fest täglich begehen. Was bedeutet Ostern? Daß wir des Herrn Tod verkündigen, das ist Ostern. Doch auch dies beschränkt sich nicht auf eine bestimmte Zeit, denn da Paulus uns von dem Gebundensein an Zeiten losmachen wollte und uns beweisen, daß wir fort und fort das Passah halten dürften, sprach er: „So oft ihr von diesem Brote esset und von diesem Kelche trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß Er kommt.“ Also können wir allezeit des Herrn Tod verkündigen und allezeit Ostern feiern. Was ist des heutigen Tages Bedeutung? Daß der Heilige Geist über uns komme. Wie der eingeborene Sohn Gottes mit den Getreuen ist, so auch der Geist Gottes. Denn Christus spricht: „So ihr mich liebet, so haltet meine Gebote, und ich will den Vater bitten, daß Er euch einen andern Tröster sende, daß er bei euch bleibe, nämlich den Geist der Wahrheit.“ Seit also Christus dies gesagt, daß Er bei uns bleiben werde bis an der Welt Ende, und daß der Heilige Geist bei uns bleibe allezeit, so können wir täglich Epiphanias und auch täglich Pfingsten feiern. Alle Zeiten sind für einen Christen Festzeiten wegen der unaussprechlichen Segnungen, die uns von Ihm verliehen sind. Denn welche Wohlthaten alle hat Er doch Dir nicht verliehen! Der Sohn Gottes ward Mensch um Deinetwillen; Er hat Dich vom Tode erlöset; Er hat Dich berufen in Sein Himmelreich. Wie sollte also nicht Dein ganzes Leben ein Fest sein? Daß keiner verzagt sei um seiner Armut, Krankheit oder Schmerzen willen! Leben wir doch beständig in einer Festzeit; jeder Tag ist uns ein Fest und ein heiliger Tag.“

Alle Stätten sind dem heilig, der da betet um der Erlösung willen, so durch Jesum Christum geschehen ist, jeder Stand und jede Arbeit heilig, wenn sie Seiner Ehre geweiht werden, alle Tage heilig, weil Er allezeit nahe ist; was konnte Paulus uns mehr noch sagen? Und doch sind Chrysostomos und Olympias, die Diakonissin, mit Herz und Seele bei den in der Kirche gegenwärtig eingeführten Gebräuchen und Zeremonieen, glauben an die durch Reliquien vollzogenen Wunder, an die priesterliche Ordnung, an die Vermittelung der abgeschiedenen Heiligen, an die alles weit überragende Heiligkeit eines ehelosen Lebens, an das Heilsame mönchischen Asketen-

tums. Die Bibel gilt ihnen als die einzige Richtschnur des Lebens und Fundgrube der Wahrheit, und doch glauben sie an all diese Dinge, die nicht nur nicht in der Bibel sich finden, soviel mir scheint, sondern sogar darin verboten werden. Wie läßt sich dies alles nur begründen und erklären? Glauben sie wirklich an beides? Sie nehmen die von der Kirche empfangenen Traditionen und Gebräuche an, doch sicher ist ihr Glaube, ihres Herzens Hort und Halt weit höher eingeankert. Das Licht, das sie aus Christo schöpfen, umschließt sie wie ein Gewand, und sie sehen in dem allen Ihn allein: den Hohenpriester in den Priestern, die Wahrheit in dem künstlich aufgebauten Symbolismus, den Heiland in den Heiligen — Gemeinschaft mit Gott im Mönchstum. Der in ihnen aufsprudelnde lebendige Wasserbrunnen umrankt sich in ihrem Innern mit Grün, und sie sehen die Frische um sie her und wissen nicht, daß ihnen solche entströmt ist. Chrysostomos glaubt es freilich, daß die toten Heiligen ins Mittel treten und wir sie um solche Fürsprache bitten dürfen, doch ist er dessen gewiß, daß der Heiland unendlich mehr an Gnaden erweist denn alle Heiligen, denn wie er neulich von der Kanzel sagte, als er das Wunder an der Tochter des syrophönizischen Weibes erklärte: „Er hörte nicht auf die Jünger, sondern auf das Weib; es freute Ihn, sie zu Sich — von ihnen ab — zu ziehen, und Er gewährte ihre Bitte und hielt sie nur hin, um ihren Glauben zu entwickeln und ihre Segnung zu verdoppeln." In der Wirksamkeit an seinen Geistlichen, im Lehren, Ermahnen, Züchtigen, Unterweisen, Beten und Arbeiten für Seine Herde, in der Gemeinschaft mit Gott durch Sein heiliges Wort, in der Fürsorge für die Mission unter den Baalspriestern und Anbetern in Phönizien, in dem Vermitteln zwischen streitenden Bischöfen, im Trostspenden bei Witwen und Waisen, in der Verteidigung derer, die unterdrückt werden, und bei dem allen beständig widersprochen und bedrängt, hat Chrysostomos wahrlich nötig, Zeit und Werkzeuge zu benutzen, wie er sie findet, und mit ihnen zu arbeiten, so lange es Tag ist.

Doch ist der Irrtum wirklich etwas Negatives, oder ist er nicht doch eine mächtige Waffe für das Böse in der Hand dessen, der da ist ein Lügner von Anfang, wie das Wort der Wahrheit sicher-

lich der mächtigste Hebel des Guten ist für den Geist der Wahrheit? Ist das Falsche bloß eine Lücke und Leere oder eine giftige Seuche? Und hat es nichts auf sich, daß Chrysostomos mit der einen Hand auf das lebendige Gotteswort hinweist und mit der andern ein System von äußeren Formen aufrecht erhält, welches jenem widerspricht? Die Zeit wird es lehren. Es ist ein furchtbarer Gedanke, daß, wenn Chrysostomos einst durch das Verdienst unsers gnadenreichen Heilands, den Er lieb hat, als zu Gnaden angenommen vor Gottes Augen stehen wird und ihm zur Seite viele, die durch ihn zu dem gleichen Heiland hingeführt wurden, das System irdischen Priestertums und äußerlicher Reinigung, welches er befürwortet, derartig zunehmen und sich entwickeln kann, daß es das Werk Christi hindert und schädigt. Aber leidet Chrysostomos selber nicht durch seine Irrtümer? Kann er so manche unschriftgemäße Lehren annehmen, ohne daß hierdurch seine eigne Freude in Gott gemindert und seine eigne Tüchtigkeit zum Dienste Gottes lahmgelegt wird? Ja, für den Christen ist unbedingt jede eingebüßte Wahrheit eine eingebüßte Freude, eine Waffe zum Kampfe und ein Mittel im Dienste weniger. So sehr wie ich den Bischof liebe, so bleibt doch meine Ansicht von dieser Stätte der Verwirrung, die sie die Stadt Gottes heißen, unverändert. Die Welt bleibt die Welt, mit Gott in Feindschaft, obwohl sie das Zeichen des Gekreuzigten angenommen hat. Aus einem Rebellen ist sie zu einem Gewalthaber geworden, was um so mehr zu verabscheuen ist, als sie die Zeichen dessen annimmt, dessen Thron sie an sich reißt. Die Kirche bleibt die Kirche, sichtlich und unvergänglich. Chrysostomos, Augustin, Vigilantius, Olympias und viele unter den Stillen und Verborgenen im Lande sammeln sich eins nach dem andern um Christo und finden gleich wie Er, daß die Welt ein Schauplatz der Kämpfe, der Pilgrimschaft und der Versuchung ist.

Wohl mag Chrysostomos aus dem Glauben an den Sohn Gottes Leben schöpfen und die Taufe, die Er das Wasser des Lebens nennt, ihm wie Augustin bloß der Gehorsam einer wiedergeborenen Seele gegen ihres Gottes Gebot sein, für die Menge aber, fürchte ich, sind die also von ihm hochgehaltenen Sakramente wirkliche, an Gottes Stelle tretende Götzen. Was sonst kann ich

wohl hierüber denken, wenn ich sehe, wie sich viele der Sünde in jeder Gestalt ergeben und die Absicht dabei festhalten, all diese Flecken durch eine hinausgeschobene Taufe abzuwaschen, und wie andre, welchen die Taufe das Sündenbewußtsein nicht hinwegzubannen vermocht hat, weiter ringen und sich mühen, durch eine Buße in der Einsamkeit oder durch körperliche Qualen die Sünden zu tilgen, die sie noch in sich herrschend fühlen?

Das ganze schreckliche System des Mönchswesens dünkt mich der Widerspruch des natürlichen Bewußtseins gegen die Fiktion einer wunderkräftigen Heiligung durch Wasser.

Die Wahrheit zerstört beides mit einem Schlage. Wenn wir an Ihn glauben, der all unsre Sünde getilgt hat, und der unsre vollkommene Gerechtigkeit ist, so sind wir in Ihm von Gott geliebt und „angenehm gemacht". Der Heilige Geist, der Ernst des allen Gläubigen gegebenen Erbteils, erhebt unsre Herzen in freudiger Liebe zu unserm Vater, der uns vergiebt. Wir lieben die Heiligkeit, die Ihm wohlgefällt, und gegen die uns verhaßte Sünde kämpft Gott mit uns gemeinsam. Und so erhalten wir von unserm Herrn für all diese künstlichen Systeme und geistliche oder mönchische Regeln zwei Anweisungen zu unsrer Seligkeit und Heiligung: „Glaubet an Mich!", das ist unsre Seligkeit, und „Bleibet in Mir!", das ist unsre Heiligung.

Unterdessen möchte ich, so weit wie mir möglich ist, mit dem Worte Gottes unmittelbar auf die Seelen der Menschen einwirken, Hilfe jeder Art dabei ablehnend, doch auch durch kein System gebunden sein. Wenn man also für den ewigen Gott lebt und unsterblichen Wesen dient, rauschen die immer sich wandelnden Formen der Welt leicht an einem vorüber, ob es nun eine Welt ist, die sich Kirche nennt, oder nicht.

Und sollte es je Gottes Ratschluß sein, daß eine Vereinfachung aller dieser mühevollen, erkünstelten Zeremonieen eintritt und ein Ablösen des Lebens von all den sein Wachstum hindernden Auswüchsen, so wird, glaube ich, der Reformator nicht während des Sinnens über die Mißbräuche der Zeit und der Welt seine Mission von Gott empfangen, sondern während er sein Tagewerk verrichtet und darin Hindernisse gewahr wird, welche er zu bekämpfen hat.

Elfter Brief.

Als heute früh nach dem Morgengottesdienst die Katechumenen und die, welche bloße Zuhörer waren, sich entfernt hatten und der Priester mitten in dem den letzten verhallenden Schritten folgenden Schweigen auf der höchsten Stufe des Altars stand und mit klarer Stimme rief: „Das Heilige den Heiligen!“ und alle darauf antworteten: „Einer allein ist heilig, Jesus Christus, der Herr!“, da war es mir fast gewiß, daß ich unter den Zurückgebliebenen das bronzefarbene, durchfurchte Antlitz meines alten Freundes, des gotischen Soldaten sah. Als die heilige Abendmahlsfeier vorüber war und die Kommunikanten fortgingen, war das verwitterte, originell blickende Antlitz noch da, auf die harte, muskulöse Rechte gestützt, die soldatische Gestalt in den Schatten einer Säule gelehnt. Anfangs ruhten seine Augen wie gebannt auf dem Bischof; als aber der letztere fortging, verharrte er noch immer in seiner Stellung. Da fesselte das Rauschen seidener Gewänder seine Aufmerksamkeit; Eulalia schritt an ihm vorüber, strahlend von Gold und Edelsteinen. Hinter ihr her trippelte ganz bescheiden, die Hand ihrer Wärterin haltend, die kleine Agnes. Als sie aber an dem alten Krieger vorbeischritt, da wandten sich die zu Boden gesenkten Augen zu ihm auf, und mit freundschaftlichem Kopfnicken und glücklichem, kindlichem Lächeln begrüßte sie ihn. Der Gote erwiderte ihren Gruß in höchst ehrerbietiger, militärischer Weise, und als seine Blicke dem Kinde folgten, schien der Widerstrahl ihrer holden, lieblichen Augen sein Antlitz noch ein Weilchen zu verklären. Als dann die kleine Gestalt in der Halle verschwand, trat er aus dem Schatten der Säule heraus und ging hinter ihr her. Ich aber folgte ihm.

„Bist Du es?“ fragte er, mich in dem Augenblicke wiedererkennend, wo ich seine Schulter berührte. „Ich habe mich oft in Rom nach Dir umgesehen.“

„Was hat Dich denn in diese Kirche gebracht?“ fragte ich ihn.

„Zuerst ein Engel,“ erwiderte er ruhig, „und dann der Bischof.“

„Mich dünkt, ich habe Deinen Engel gesehen,“ sagte ich.

„Doch nicht so, wie ich ihn gesehen, nicht, wenn sie jene heiligen Worte vorliest, wie sie das mir thut, bis die Herrlichkeit derselben ihr ins kleine Angesicht hineinströmt und sie mich mit ihren großen, ernsthaften und dabei so glücklichen Augen anschaut und mich fragt, ob ich auch sähe, wie schön es sei. Dann erst kannst Du sie so erblicken, wie sie eigentlich ist. Komm, geh' mit mir in meine Wohnung!"

Und so ging ich, und er erzählte mir alles, was ihm unterdessen widerfahren war. Er war ein Mann von wenig Worten.

„Ich hatte einen Sohn," sagte er. „Seine Mutter starb, bevor ich unser Heim im fernen Norden verließ. Solche Herzen wie ihres, so echt und so warm, findet man hier nicht. Mein Knabe war, so lange er klein war, unser Herzblatt und Augapfel. Er wuchs unter uns auf, und wir lehrten ihn alles, was wir wußten, Gutes und Böses. Doch hielt ich das Böse so fern von ihm als nur möglich. War ich zwar in die Sünden jener verweichlichten, jammervollen Großstädte versunken, so sollte er doch nichtsdestoweniger ein Held sein nach unsern nordischen Begriffen, wo man es als eine Feigheit ansieht, nicht im stande zu sein, sich selbst zu beherrschen. So wuchs er auf, so edel, so tapfer wie Thor und so gut wie seine Mutter. Schließlich sandte man ihn auf einen ziemlich aussichtslosen Posten gegen einige unsrer nordischen Bruderstämme. Sie hetzen uns gern gegen einander auf wie die wilden Tiere bei den Spielen. Er kam zurück, aber verwundet, nicht mehr derselbe Mensch, als der er fortging. Ich pflegte ihn Tag für Tag; endlich vermochte er wieder zu gehen. Da nahm ich ihn oft auf den Friedhof mit, aus der Stadt hinaus, damit er dort frische Luft habe und sich ausruhen könne. Vermutlich hat er noch sehr krank ausgesehen, obgleich ich dachte, er würde alle Tage kräftiger, denn eines Tages blieb mein Engelkind vor uns stehen und fragte, ob er krank sei. Schon öfter hatte sie uns im Vorbeigehen betrachtet. Er erzählte ihr, sie schaue aus gleich einem Mägdlein des Nordens mit ihrem blonden Haar und treuherzigen Gesicht. Darauf sagte sie uns, sie habe noch ein Brüderchen, und das sähe aus wie mein Sohn, und ihre Mutter wäre mit ihm der Luftveränderung wegen in die Berge gegangen, und nun gehe es

ihm wieder wohl; und wenn auch wir in die Berge gehen wollten, so möchte sie uns gern hierzu behilflich sein. In ihrem Händchen, das sie uns dabei entgegenstreckte, schimmerte Gold. Ich wollte schon böse darüber werden, doch er lächelte und sagte ihr, ihm könne keine Luftveränderung mehr helfen, nur noch eine Veränderung. Sie schien ihn zu verstehen, denn Thränen füllten ihre Augen. Und wie es nun so kam, weiß ich nicht mehr, doch sie und ihre Wärterin pflegten von da ab uns häufig in unsrer Wohnung zu besuchen. Und sie las ihm vor aus einem Büchlein, das sie um ihren Hals trug, bis er sich nach ihrem Kommen mehr wie nach dem Lichte des Tages umschaute; und er starb mit Worten jenes Buches auf seinen Lippen. So freudig ging er dem Tode entgegen wie nur ein Sieger, der sich auf sein Schwert stützend ihm ins Auge blickt. Keines Weibes Tod war es, obwohl er auf dem Bette starb; auch redete er nicht von Schlachten, die noch zu durchkämpfen wären, sondern von einem Siege, der für ihn gewonnen war, und von einem, der erwürget ward, aber nun lebet in Ewigkeit. Anfangs war mein Herz verbittert; ich fluchte den Römern und auch mir selbst, daß ich ihn geopfert, und segnen konnte ich keinen, nicht einmal das Kind. Doch kam sie immer noch und besuchte mich, und schließlich brachte sie es dahin, daß ich in des Bischofs Kirche ging und ihn predigen hörte. Ich hatte keine Lust, hinzugehen, denn was war mir jetzt noch dies leere Gezänk um Worte? Mein alter Glaube an die unter sich entzweiten Götter, an die mitleidslosen, den Lebensfaden webenden Nornen, an Hela, die dunkle Göttin in ihren eisigen Todespalästen, war stärker in meinem Herzen denn all jene so viel angefochtenen Glaubenslehren. Doch des Bischofs Worte glichen auch nicht einem jener Zankesworte; in ihnen war Herz und Leben. Von Anfang an hatte ich ihn gern. Die erste Predigt, die ich von ihm hörte, war über das große Fasten. Feuer strömte darin. Er sprach zu den Reichen, daß der an ihre Schätze sich hängende Rost in ihre Seelen hineinfräße, daß keiner von ihnen mehr Interesse an diesem ihrem Besitz haben dürfe, als es das Leben hier bedinge, daß Gott der Allmächtige allein der Eigentümer desselben sei und sie das verschwendeten, was Ihm zugehörte und worüber sie Rechenschaft zu

geben hätten. Er bat für die Witwen und die Waisen, für die Unterdrückten und das alles so, als ob er für sein eigen Fleisch und Blut bäte. Er sprach auch viel zu mir über meine Sünden, und ich konnte doch den Blick nicht von ihm wenden, obwohl ich mir bewußt war, daß das so viel war, als wenn ich ihm alles bekannte. Aber was that das? Gott wußte um sie alle, und ich wußte ebensogut wie der Bischof, daß es Sünden seien, und da der ewige Richter sie kannte, war es ziemlich gleichgiltig, wer sie sonst noch wußte. Aber das war mir eine Lust, zu sehen, wie er all den glattzüngigen, vornehmen Sündern die Maske abriß, wie die süß lächelnden, falschen Gesichter der hohen Damen und Herren kreideweiß wurden, während er sprach, wie er den Mönchen sagte, sie nährten Passionen, die schlimmer seien denn die, welche sie erstickten, daß Neid und Unbill, Stolz und Betrug, Ehrgeiz und all die Sünden, welche die ehrenwerten Leute unterhalten, in Gottes Augen ebenso niedrig seien wie die von ihnen als verabscheuenswert erklärten Laster. Ich freute mich deshalb so darüber, weil mein Herz so verbittert war wie nur eines der Pharisäer in ihrer Mitte. Aber ich ging abermals hin. Da wurde mir etwas neues gepredigt; ob es von andern auch gepredigt wird, weiß ich nicht; mir kam es zuerst aus dem Munde des Chrysostomos. Er sagte: Gott sei die Liebe, und Er liebe die Menschen mehr, denn ein Vater seine Kinder liebt. Dieses mehr schien mir schwer glaublich. Doch als er fortfuhr und sagte, was wir verdient hätten, was Gott daran gegeben habe, selbst Seinen eingebornen Sohn, damit Er für uns leide, was Er williglich erduldet, um unsre Sünden zu tilgen durch sein Leiden für uns, der Schande nicht achtend um der Freude willen, uns zu retten, wie ein Unschuldiger, der es auf sich nimmt, für einen zum Tode Verurteilten zu sterben, und ihn so von der Strafe befreit, als ich hörte, daß Er nicht allein uns als solche ansähe, die nicht gesündigt, sondern als solche, die Gerechtigkeit gewirkt, da konnte ich kein Wort mehr dagegen sagen. Solch ein Opfer war unerhört, solche Liebe nie dagewesen. Da vergaß ich alles in Bezug auf die Heuchler. Welch ein Haß vermochte noch fortzubestehen im Anblick einer solchen Liebe wie diese? Es war mir gar so neu. Glaubst auch Du an das alles?"

„Ja, das thue ich,“ erwiderte ich, „das ist es, was alle unsre Tage zu Festtagen gestaltet.“

„Oft ging ich nun“, fuhr er fort, „zu diesen Predigten, was Du Dir wohl denken kannst. Und als eines Tages der Bischof für uns „Barbaren“, wie sie uns hier nennen, einen besonderen Gottesdienst hielt in einer eigens dazu bestimmten Kirche und in unsrer Muttersprache, da konnte ich nicht umhin, um die Erlaubnis zu bitten, an diesem Dankfeste am Sakramente unsers, meines Herrn teilzunehmen, und man gewährte sie mir. Doch so selig es auch ist, die heiligen Worte in seiner Muttersprache zu hören, so gehe ich doch, wenn ich nur irgend kann, zu der großen Kirche, um so viel als möglich Ährenlese zu halten bei des Bischofs Worten, denn ich finde keine, die ihnen gleichen, keine“, fügte er hinzu, sich bekreuzend, „als die des Allmächtigen selber.“

„Liesest Du in diesen?“

„Ein wenig bringe ich sie schon heraus,“ gestand er und lächelte, wie als schäme er sich solcher unsoldatenhaften Fertigkeit. „Der Bischof sagte, nichts sei so wesentlich, als daß wir selbst darin läsen, und mein Engelkind lehrt es mich; und wenn sie nicht herkommen kann, so lese ich selbst. Doch ist es wahr,“ fügte er fragend hinzu, „daß sie danach trachten, den heiligen Gottesmann, den Bischof, aus der Stadt zu jagen?“

„Es wird gesagt, der Hof fürchte und hasse ihn,“ erwiderte ich.

„Das sähe ihnen ähnlich!“ rief er. „Hätten diese Memmen, diese faulen, feingelockten, wohlduftenden Großstädter nur einen Tropfen nordischen Blutes in ihren Adern, statt daß sie ihm zufächeln mit ihren Federn und Beifall rufen, so würde kein Kaiser und kein Heer ihnen diesen Mann entreißen können.“

„Er wird nicht von uns gehen,“ sagte ich.

„Von ihm befürchte ich es sicher nicht,“ versetzte der Gote.

Und von da ab nahm ich mein Quartier bei dem alten Goten Björn, und wir machten mit einander so manchen Plan, daß wir beide unsers Lebens Abend unter seinen Landsleuten verbringen wollten, denn diese sind mir so teuer wie ihm. Mich dünkt, daß die Zukunft der Welt in ihnen beschlossen ist, und es müßte doch herrlich sein, in diese groß angelegten, noch ungebändigten Menschen-

herzen den Samen des Wortes Gottes einzusenken, die Botschaft der freien Liebe und der unaussprechlichen Gabe Gottes.

Das ist es auch, was Chrysostomos so begeistert. Er atmet beständig in der Liebe Gottes, und nichts Falsches kann in solcher Atmosphäre je atmen noch leben. Was bedarf es der Fürsprecher, der Priester oder der Heiligen bei Ihm, der die Liebe ist, bei dem Heiland? Was braucht es des künstlichen und peinvollen Abbüßens, um den verlorenen Sohn an das Herz seines Vaters zurückzuführen, der ihm schon entgegenschaute, ihm von ferne folgte, ihm durch all seine Irrfahrten hindurch nachblickte? Gott, der Unerforschliche und Heilige, ist die Liebe und liebt die Sünder; Christus, der Heilige Gottes, ist die Liebe und starb für unsre Sünden. Was hat dann wohl noch sonst zwischen uns und solcher Liebe Raum?

Zwölfter Brief.

Chrysostomos ist zur Verbannung verurteilt. Sie wollen in dieser Stadt von der Liebe Gottes nichts hören. Doch wie viele haben von ihr gehört! Welch ein Weinen und Wehklagen, welch ein hilfloses Klammern an den starken Arm des Glaubens, darauf sie sich zu stützen gewöhnt haben!

Björn ist sehr böse, auch etwas unbillig. Er meint, ein paar Blutstropfen seien doch Millionen Thränen wert, und wenn das Volk fest wäre, so hätte der Kaiser nicht mehr Mut oder Widerstandskraft als ein Jagdhund. „Aber da ist eben einer wie der andre; doch keiner ist so schlecht als die Bischöfe und die Weiber.“ Vergeblich stellte ich ihm vor, Chrysostomos möchte sicher keinen Tropfen Bluts um seinetwillen vergossen sehen; die Helden der Kirche sind Märtyrer, nicht Kriegsleute, Stephane, nicht Josuas oder Thors. In dieser Beziehung zieht er das Alte Testament bei weitem vor.

„Das Märtyrertum“, meinte er, „mag sehr gut sein für die Märtyrer, doch für die, welche dabei stehen und zusehen, wie die Steine geschleudert werden, ist das keine Ehre.“

„Aber der Bischof hat uns doch Friede und Ergebung so feierlich ans Herz gelegt!“

„Für den Bischof mag das sehr gut sein,“ entgegnete Björn, sichtlich nicht mehr sagen wollend.

Wo Chrysostomos ist, könntest Du auch ganz sicher den Björn antreffen, in der Kirche sowohl wie als Wächter vor der Thür seines Schlosses, obwohl noch nie ein Wort, ein Blick des Erkennens diesem treu ergebenen Herzen dafür zu teil ward von seiten des Bischofs. Björn und Macarius, der gotische Krieger und der Mönch, zwei Extreme der Schöpfung, der kraftvolle, halb wilde Mann und der schmächtige, abgezehrte Asket, folgen den Schritten ihres Helden allenthalben, und neulich fand ich sie beide im vertrautesten, angelegentlichsten Gespräch. Mir war das ein schöner Typus der Vereinigung aller um den, dem Chrysostomos dient; keine Individualität wird da verwischt, doch es findet auch keinerlei Absonderung statt; die Liebe treibt die einander entgegengesetztesten Charaktere zur inneren Förderung und verbindet sie untereinander.

Olympias jedoch, die noch immer ihr Liebeswerk unter den Armen treibt, scheint keine andre Linderung zu finden außer in solchem Thun. Ich brauche Dir wohl nicht all die häßlichen, kleinlichen Intriguen, die Verleumdungen und von Groll gärenden, neidischen Angriffe aufzuzählen, die solchen Schritt herbeigeführt haben, den Zorn des weltlich gesinnten Theophil von Alexandrien, weil Chrysostomos nicht einige vor des ersteren Verfolgungen sich nach Konstantinopel flüchtende ägyptische Mönche ungehört verurteilen wollte, die kleinliche Bosheit der Kaiserin Eudoxia, das niedrige Geschwätz der Mönche und Hofdamen und eines Feuerherds von Pharisäern, die sich gern einbilden möchten, religiös gesinnt zu sein, ohne doch Gott oder Menschen zu lieben, und Chrysostomos hassen, weil er ihnen diesen Wahn nicht zuläßt, die Rache der Reichen, die er ihrer Beute beraubt hat, und die üppigen Priester, denen er ihre köstlichen Mahlzeiten verdorben hat, weil sich die spendende Liebe der Witwen und Diakonissen nach andrer Richtung hingewendet hat. Eine solche Geschichte wäre um nichts besser als jeder elende, ordinäre Skandal. Und doch weiß ich, daß aus solch kleinlichen

Ärgernissen gar viel Geschichte zusammengesetzt wird, ein gar niederes Lustspiel, das leider in tiefem Trauerspiel endet, im Brechen so mancher treuer Herzen und im Martyrium der edelsten Männer und Frauen.

An der „Eiche von Chalkedonien“ hat ein Konzil von Bischöfen getagt (die alles vorstellten: Kläger, Zeugen und Richter) und hat den Bischof für schuldig erklärt, unter andern unsauberen Sachen auch dessen, daß er die Geistlichkeit als unehrenwerte, verwerfliche Leute, die sich verächtlich gemacht, hingestellt habe (was er wahrscheinlich mit so manchem von ihnen gethan haben mag), ferner, daß er Einladungen zu Festen abgelehnt, daß „er nicht im stillen gebetet habe“ (so nämlich, daß er hätte gesehen werden können), daß er „Sünder, die bereits zweimal einen Fall gethan, doch noch aufgefordert habe, Buße zu thun“, daß er „Heiden aufgenommen habe“, daß er „das heilige Abendmahl solchen ausgeteilt, die nicht vorher gefastet hätten“, daß er „das Volk zum Aufstand gegen ihre Synode aufgeregt, die Kaiserin Jesebel genannt habe“; vermutlich hat er nur deren Wesen geschildert, und der Hof hat sofort die Anwendung gemacht.

Chrysostomos bleibt inzwischen ganz ruhig und friedlich in seiner Wohnung. Vierzig Bischöfe, die ihm innig ergeben sind, umgeben ihn, eine Thatsache, die meinen Björn in etwas mit der Geistlichkeit ausgesöhnt hat. Der Patriarch leugnet die Autorität der Synode, die aus aufs Geratewohl zusammengeholten Bischöfen besteht und kein andres Band als das der Eifersucht gegen ihn hat, und er sagt, nichts als Gewalt soll den Hirten von seiner Herde, über die er von Gott gesetzt zu sein glaubt, trennen.

Heute habe ich ihn in der griechischen Kirche predigen gehört. Er versuchte die weinende Menge zu beruhigen. „Der Wellen sind wohl viele,“ sagte er, „und der Strom ist stark, doch fürchten wir nimmer zu versinken, denn unsre Füße sind auf den Fels gestellt. Laßt das Meer wüten und wallen, den Fels kann es nimmer durchwühlen! Laßt die Wogen sich hoch auftürmen, Jesu Schiff kann nicht untergehen! Was sollen wir fürchten? Den Tod? Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn. Verbannung? Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist. Oder den Ver-

lust irdischer Güter? Wir haben nichts in die Welt gebracht, darum auch offenbar ist, daß wir nichts herausbringen können. Laßt Euch durch nichts, was geschieht, erschrecken! Laßt nur den Glauben feste stehen! Sehet Ihr nicht Petrum dahinschreiten auf den Wogen und daß er erst, da er zweifelt, zu sinken beginnt, also nicht der Wellen wegen, sondern um der Schwachheit seines Glaubens willen? Weil die Stadt feststand, sucht nun Satan die Kirche zum Wanken zu bringen (hier deutet er auf ein vor kurzem stattgefundenes Erdbeben). O Satan, Du konntest die Mauern nicht erschüttern und meinst nun, gegen die Kirche aufkommen zu können, denn die Kirche besteht nicht aus Mauern, sondern aus der Gemeinde der Gläubigen? Nein, Satan kann auch nicht gegen einen von diesen an. Hörst Du nicht, was der Herr spricht: „Wo zwei oder drei versammelt sind in Meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“? Muß Er also nicht ganz gewiß da sein, wo eine so große Gemeinde in so inniger Liebe vereint ist? Ich habe ein Pfand von Ihm. Ich traue nicht auf meine eigne Kraft; ich habe eine in Schrift verfaßte Verheißung von Ihm. Das ist mein Stab, mein Hort, mein Hafen, der außer dem Bereiche der Wellen liegt. Daran halte ich mich fest und mag die ganze Welt wider mich toben. Und was ist das?: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende! Christus ist bei mir, wovor sollte mir grauen? Ob auch die Wogen des Meeres und der Ingrimm der Regenten dieser Welt gegen mich sind, so ist mir doch das alles nichtiger denn ein Spinngewebe. Wäre es nicht die Liebe zu Euch, die mich hielte, so würde ich mich nicht weigern, heute noch zu gehen, denn ich sage mir stets: Herr, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! Das ist meine Burg, mein unbeweglicher Fels, mein nicht zu zerbrechender Stecken und Stab. Wenn es Gottes Wille ist, daß dies also kommen sollte, so laßt ihn geschehen! Will Er, daß ich hier bleibe, so will ich Ihm Dank sagen. Wohin Er mich auch führen mag, so will ich Ihm danken. Wolle doch keiner von Euch bangen und fürchten! Betet nur, denn das ist des bösen Geistes Dichten und Trachten, daß er Euren Eifer im Wachen und Beten erkalten läßt! Aber er kann Euch dennoch Euer treueifriges Trachten nicht zunichte machen; diese Heim-

suchungen werden uns die Mittel zu größerem Eifer, zu ernsterem Wachen werden. Sollten wir durch den Raum auch getrennt werden, die Liebe wird uns dennoch verbinden. Selbst der Tod kann uns nicht trennen, denn wenn mein Leib stirbt, so wird doch meine Seele leben und ferner der Gemeinde eingedenk bleiben."

Er sagte, er sei bereit, für seine Herde sein Leben hinzugeben, und das sei weiter nichts als die Pflicht eines guten Hirten. Sein ganzes, glühendes Herz strömte in dieser Predigt aus. Brennend in dem Bewußtsein, daß seine Feinde gegen ihn ungerecht handelten, und doch wieder weich gestimmt durch die innige Liebe seiner Freunde, dabei von tiefem Leid um seine Gemeinde erfüllt, von welcher man ihn reißen wollte und auf die sich all das sonst zurückgedrängte Empfinden seines liebewarmen Herzens ergoß, glaubte er seine weinende Schar durch den Ausdruck seines eignen unerschütterlichen Glaubens an Gott zu festigen. Doch er erreichte damit nur, daß er ihre Herzen mit noch rückhaltloserer Hingabe an sich zog, da sie dadurch empfanden, wieviel sie in ihm verloren, und wie ungerecht er litt.

Aber über das alles haben mich die an seine ihm treu ergebene Geistlichkeit gerichteten Worte bewegt. Olympias hat sie mir, soweit ihr das ihre Thränen erlaubten, wieder berichtet: „Betet, meine Brüder," sagte er, „und wenn Ihr den Herrn Christum lieb habt, so lasset niemand von euch um meinetwillen Seine Gemeinde verlassen, denn ich werde bald geopfert werden, und die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden. Ich befehle Euch der göttlichen Gnade. Denket an mich in Euren Gebeten!"

Aber während er also redete, brachen sie aufs neue in Schluchzen aus, und viele, unfähig, ihr Herzeleid länger zu ertragen, verließen die Versammlung. „O bleibt still sitzen, meine Brüder!" rief er da. „Weinet nicht, brecht mir nicht noch weiter mein Herz, denn: Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn! Gedenket, wie ich Euch allewege gesagt habe, dies Leben ist nichts als eine Pilgerfahrt! Rasch gehet Gutes wie Böses vorüber; es ist alles gleich einem Markte. Wir kaufen, verkaufen und gehen wieder von dannen. Wollten wir es etwa besser haben als die Patriarchen und Apostel? Wollten wir hier unsterblich sein?"

„Aber“, rief da einer der Bischöfe, „wir trauern über unser Verwaistsein, über die Verwirrung in der Kirche und den Verlust an Belehrung.“

Da erwiderte Chrysostomos, indem er mit dem ersten Finger seiner rechten Hand auf die Linke schlug, wie er es zu thun pflegte, sobald er in Gedanken versunken war: „Es ist genug, liebe Brüder, sagt nichts mehr, sondern, wie ich vorhin schon sagte, verlaßt nicht Eure Gemeinden! Ich bin nicht der erste Lehrer des Evangeliums gewesen und werde auch nicht der letzte sein. Als Moses starb, erhob sich da nicht ein Josua? Als ein Jeremias aus diesem Leben schied, war nicht ein Baruch da? Als ein Elias gen Himmel aufgenommen worden, hat da nicht ein Elisa den Geist des Propheten überkommen? Als Paulus den Tod eines Märtyrers starb, ließ er da nicht einen Timotheus, Titus, Apollo und viele andre zurück?“

So sucht er sein Verbanntsein zu einem Mittel des Segens für sie zu machen, indem er ihnen die unerschöpfliche Quelle seiner eignen Kraft weist und sich, wie einst Johannes der Täufer, freut, abzunehmen, damit ihre Liebe zu ihrem Herrn dadurch wachse. Und ist es nicht zu diesem Behuf, daß Gott ihn würdigt, Sein Werkzeug zu sein? Er liebt uns viel zu sehr, als daß er uns Erfolg und Gelingen beschert, wenn solches uns auf jene selbstsüchtige Höhe erhebt, wo Er nimmer wohnt.

* *
*

Bischof Chrysostomos ist fort; die Welt, welche die Menschen „die Kirche“ nennen, hat ihn als ihren Feind erkannt und ihn ausgestoßen. Ganz still, damit ja keinerlei Aufsehen entstände, entwich er, als er vernahm, die kaiserlichen Boten der Gewalt seien auf dem Wege, ihn zu ergreifen (und so ward jene Anschuldigung, er hielte es für Verrat, sich zu ergeben, von ihm abgestreift), aus der Kirche und übergab sich selbst den Beamten als ihr Gefangener. Indes verschob der Hof seine Einschiffung noch bis zum Abend. Mittlerweile hörten und merkten die Leute, ihr geliebter Bischof wäre ein Gefangener; sie bewachten die Thür des Hauses, dahinein man ihn gebracht, und folgten ihm dann unter

Thränen zum Bosporus. Doch war sein Verlangen: die Bewahrung des Friedens, zu wohlbekannt, als daß man sich demselben widersetzt hätte, und kein Versuch, ihn zu befreien, ward gemacht. Und mir gewährt es eine heilige Freude, zu sehen, wie die Welt also trotz aller ihrer falschen Titel auf die Stirn eines Chrysostomos das geweihte Zeichen der Verfolgung drückt.

Indessen geriet mein Freund Björn dadurch, daß er einen der Wächter schlug, weil dieser, wie er meinte, respektswidrig vom Bischof gesprochen habe, in Bedrängnis und würde unfehlbar diesen Tag im Gefängnis geendet haben, hätte ihm nicht ein Kamerad des Wächters dafür einen so derben Schlag versetzt, daß er wie betäubt niedersank und sie ihn als einen Toten liegen ließen. Macarius und ich brachten ihn nach Hause, und das erste, was er sagte, war: „Weiß wohl, es war nicht, was er gewünscht hätte; aber ich bin dadurch gegen sie alle barmherziger geworden. Wenn ich nicht einen geschlagen hätte, so hätte ich sie alle noch zweimal so sehr gehaßt."

Als ich am andern Abend von meinen Tagesfahrten zu den Leuten in den Thälern, wo ich ihnen vorlese und auslege, zu ihm zurückkehrte, sagte Björn: „Mein Engelskind ist heute hier gewesen, und ich habe ihr alles erzählt."

„Was hat sie darauf geantwortet?"

„Nicht viel; sie las mir das vor von Petrus und Malchus in der Nacht, da Er verraten ward. Aber ich fragte sie, was man für Ihn thun solle, wenn man doch nur ein Paar Hände habe und nicht darauf losschlagen dürfe. Da meinte sie: der liebe Herr Jesus hat es dem Petrus gesagt, was man thun solle, und wenn ich Ihn drum bäte, so würde Er es mir sicher auch sagen, und es wäre ihr, als ob Chrysostomos einmal gesagt habe, die Bibel sei das Schwert Gottes. Und seit sie fortgegangen ist," fuhr Björn fort, sich auf seinem Lager aufrichtend, „habe ich Ihn gebeten und will nicht eher Ruhe haben, bis ich wieder daheim bin über dem Rhein bei unsern Leuten. Denn ohne Chrysostomos ist Konstantinopel eine Wildnis, voll von Raubtieren. Ich soll nicht fechten für ihn, aber ich will auch nicht für diesen gottlosen

Hof fechten wie ein gemieteter Gladiator; also muß ich heimkehren und meinen Leuten das verkündigen, was ich gehört habe."

Olympias war heute selbst gekommen, Björn einiges zur Erfrischung und Stärkung zu bringen, und war eben dabei, ihm das Haupt zu baden, als die kleine Agnes an der Thür erschien. Das Kind stürzte sich ihr sofort in die Arme.

„Ich habe mich so oft nach Dir umgesehen," sagte sie, und lichtes Freudenrot umhauchte ihre bleichen, zarten Züge; dann breitete sich plötzlich wieder ein Schatten über sie; Olympias' Hand umschließend sagte sie leise: „Nicht wahr, Du hast den Bischof lieb?" Olympias lächelte durch Thränen; Agnes fuhr fort: „Er hat mich oft so freundlich lächelnd angesehen, und ich hörte ihm gar so gern zu, doch nun ist er fort, und ich getraue mir nicht, daheim nach ihm zu fragen; aber sage, ob er wohl jemals wiederkommen wird?"

Olympias schüttelte den Kopf: „Bete, daß er wiederkommt, mein Kind! Solche Gebete wie Deine gefallen Gott wohl. O bete um seine Rückkehr!"

„Aber hört Er denn Deine Gebete nicht?" fragte das Kind mit ganz erschrockenem, bangem Blick.

Olympias bebte ob des durch ihre Worte unbewußt kundgegebenen Mißtrauens, antwortete dann aber ruhigen Tons: „Ja, mein Kind, Er hört uns allezeit; es wird schon alles noch gut enden mit unserm Bischof wie mit uns allen."

Eine Weile schwiegen sie nun beide; dann sagte das Kind: „Ich habe noch viele Perlen gefunden in meinem „Schrein"."

„So gieb mir jetzt eine solche!"

Das Kind erzählte nun von dem Sturm auf dem See, und wie Jesus auf den Wellen gewandelt habe, und als sie so sprach, kam über Olympias' Antlitz eine Ruhe, wie ich sie seit vielen Tagen nicht mehr darin gesehen, und still flossen ihr die Thränen von den Wangen herunter. Das Kind wußte noch nichts von dem Frieden, der damit ausströmte, und sie barg ihr Gesicht auf Olympias' Schulter, um diese Thränen nicht sehen zu müssen.

Olympias aber sagte: „Ich will Dir hierfür eine andre Perle geben, Du mein Herzblatt: „Wer dieser Geringsten einen mit einem Becher kalten Wassers tränket in eines Jüngers Namen,

wahrlich, ich sage Euch: Es wird ihm nicht unbelohnt bleiben!“ Du hast mich jetzt mit einem Becher kalten Wassers getränket, mein Kind!“

„Ich habe Dir ja nur etwas aus dem Buche gesagt, das Du mir aufgethan hast,“ erwiderte das Kind.

„Das Buch aber“, versetzte Olympias, „ist ein Brunnen lebendigen Wassers. Der Bischof sagt: „Die, welche an demselben wohnen, sind wie Bäume, gepflanzet an den Wasserbächen; die von Feuchtigkeit getränkte Luft kühlt ihre fieberheißen Stirnen; sein Wasser löscht sowohl ihre Sünden wie ihren Durst; sie wissen nichts von Verfall, sondern sind allezeit frisch und fruchtbar.“ Daran gedenke: jedes Wort aus diesem Buche ist nicht bloß ein Schatz für Dich, sondern auch ein Born der Erquickung für andre! Gott redet durch dasselbe; solches beherzige, auch durch die Lippen eines Kindleins!“

So ist der Brunnen stets der gleiche, und was ist all unser Wirken und Dienen hier auf Erden anders als ein Hinweisen darauf, ein Bahnbrechen für Ihn, ein Freimachen Seines Weges, damit wir daselbst unsre Krüge füllen und die heiligen Segensfluten zu andern hintragen? Denn in diesem trockenen und dürren Lande fließt kein Strom wahrer Erquickung, zittert kein Tropfen auf einem Blatt oder wird von der Wurzel aufgesogen, daß er sich ergieße in die Blume, der nicht aus diesem Urquell entspringt: „Denn Du bist die lebendige Quelle.“

*   *   *

Konstantinopel befindet sich in Gärung. Die treugesinnten Geistlichen haben ihren besonderen Gebetsvereinigungsort; die Diakonissen versammeln sich an einem andern. Es ist, als sei durch diese Verbannung des Chrysostomos alles Leben von seinen Feinden hinweggeschwunden. Feierliche Prozessionen ziehen durch die Straßen von Menschen, die in Trauerkleider gehüllt Litaneien absingen; die Leute drängen sich zu seiner Kirche, doch mehr noch, um zu weinen, als um zu beten.

Mittlerweile hat einer der Geistlichen von dem Bischof einen Brief erhalten, darin er uns mit dem Troste tröstet, mit welchem

er getröstet worden ist. Er schreibt: „Als ich aus der Stadt hinausgetrieben wurde, habe ich mich von all den Dingen nicht bewegen lassen, sondern sprach bei mir selbst: Will die Kaiserin mich verbannen, so mag sie es thun; die Erde ist des Herrn und was darinnen ist. Will sie mich zersägen lassen, auch gut; Jesaias wird dann mein Vorbild sein; wird sie mich ins Meer werfen lassen, so kann ich an Jonas gedenken, ins Feuer, so habe ich die drei Männer im feurigen Ofen vor Augen; übergiebt sie mich den wilden Tieren, so steht mir Daniel in der Löwengrube vor der Seele; läßt sie mich steinigen, ist es auch gut, so habe ich Stephanum, den ersten aller Märtyrer, als Muster; wünscht sie mein Haupt, mag sie es wegnehmen; dann denke ich an Johannes den Täufer. Der Apostel Paulus ruft mir zu: „Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht!“, und David giebt mir Waffen in die Hand mit seinem Wort: „Ich will reden von Deinen Zeugnissen vor Königen und mich dessen nicht schämen.““

So schöpft er zu gleicher Zeit glatte Steine und lebendiges Wasser aus diesem Bach, davon er trinkt an dem Wege, und nimmt seine wahre Stellung ein als einer aus der Wolke der Zeugen, deren die Welt nicht wert ist, und hebt fröhlich sein Haupt auf. Wohl sind Kirche und Stadt gar still ohne die liebevolle Stimme des lebendigen Glaubens. Dennoch sind seine Worte noch kostbarer denn selbst diese Stimme. Und wenn schweigend wir uns jener verborgenen Stätte nahen, die da heiliger ist denn das Allerheiligste des Tempels, aus welcher Chrysostomos seine Stärke schöpft, werden wir nicht dann auch selber die Stimme Gottes hören, wie Er zu uns redet mit den gleichen Worten, die nun sein Diener nimmer zu uns reden kann? Warum hätte Er sonst, der doch Seine Lust hat an der Stimme der Freude und Fröhlichkeit, all unser Singen und Klingen so herabgestimmt? Warum wohl sonst, als daß wir, indem wir Ihm lauschen, einen tieferen Ton hineinbringen in unser zukünftiges Singen und Klingen?

* *
*

Die Flut ist zurückgegangen; Chrysostomos soll uns wiedergegeben werden. Vorige Nacht, in tiefster Mitternacht, ertönte ein

Geschrei durch die ganze Stadt. Ein Erdbeben kam. Ich wurde aus meinem Schlafe aufgeschreckt und aus meinem Bette herausgeworfen. Ich sah Björn neben mir stehen. Er griff mich bei den Händen und sagte: „Ich wußte, daß irgend etwas geschehen würde. Ich wußte, der Allmächtige würde es nicht zulassen, daß sie den heiligen Mann also in den Tod jagen. Und nun schickt Er uns dies Erdbeben."

Es lag nichts von Furcht in seinem Ausdruck. Er freute sich des Erdbebens einfach, weil es ihm ein Beweis schien, Gott wäre auf der Seite des Gerechten.

„Ob nun mit oder ohne Zeichen," sagte ich, „Gott ist ganz sicher auf der Seite des guten Bischofs. Aber denke auch an die gottentfremdete Stadt!"

Björn aber hatte nur ein herbes Lächeln. „Mich wollten sie damals nicht für ihn fechten lassen," sagte er, „nun giebt ihnen der Allmächtige selbst Schläge."

„Aber, Björn," wandte ich ein, hastig dabei mich ankleidend, „denke doch an die also ins Verderben eilende Menge, an die Unwissenden, an die verlornen Schafe in dieser großen Herde! Denke an unsre Sünde, und wie Er vergeben hat! Laß uns beten!"

Mit gefalteten Händen stand der Alte da, indes wir in kurzem Gebet uns zum barmherzigen Gott emporwandten für die, welche Ihn lieb hatten in dieser großen Stadt, wie für die, welche Ihn verwarfen und von sich wiesen.

Ehe wir noch geendet hatten, kam ein andres dumpf schauerliches Geräusch, ein neues, mächtiges Schwanken, dann ein Krachen, und wir standen inmitten der geborstenen, wankenden Mauern unsrer unbedachten Wohnung. Jetzt stürzten wir hinaus auf die Straße, um auch da wankende Mauern und herniederfallende Dächer um uns herum zu finden. Entsetzte, verworrene Menschenmassen scharten sich in hilfloser Angst und Furcht zusammen. Alles, was in allen andern Fährlichkeiten am sichersten ist, erfand sich hier als das Unsicherste. Der Boden unter unsern Füßen sogar schwankte, so daß alles längst uns zur Gewohnheit gewordene Vertrauen plötzlich zunichte gemacht schien. Jeder Typus und Inbegriff von Geborgenheit ward zur Quelle der Furcht und des

Schreckens, und gleich hilflosen Kindern in einer Welt, deren Gesetze sie nicht kannten, gleich Träumenden, die ein furchtbarer Fiebertraum umdrängt, so wogte die ganze Stadt bald hierhin, bald dorthin, sich nur noch an den trügerischen Gedanken klammernd, alledem, worauf bisher sie sich am festesten verlassen hatte, zu entfliehen. Wohl denen in jener Nacht, deren Vertrauen sich auf die ewigen Arme dessen stützte, darauf Himmel und Erde ihren Grund haben! Wir vermochten wohl einige zu retten und andre zu trösten, doch der Mensch konnte da wenig mehr thun als den Namen Gottes anrufen. Einige flohen aufs Land, andre zu den Schiffen; einige irrten bald hier, bald dort umher, im Zwiespalt zwischen Furcht vor dem Tode und der Liebe zu allem, was das Leben süß macht. Mütter drückten ihre Kleinen ans bebende Herz; abgehärtete Männer kauerten sich neben kleinen Kindern nieder, als ob deren Nähe ihnen Schutz zu verleihen vermöchte. Aus den meisten Herzen aber und von vielen Lippen stieg fort und fort der Ruf empor: „Der Bischof, der Bischof! Der Allmächtige übt Rache wegen Chrysostomos!"

Als die schreckliche Nacht sich zu Ende neigte und die Stöße minder heftig wurden, sahen Björn und ich eine würdevolle Gestalt sich rasch uns nähern. Es war Olympias; sie zog ihren Schleier beiseite, als sie herankam, und rief: „Es giebt noch Erbarmen für unsre Stadt; der Bischof soll zurückkehren! Das Gewissen der Kaiserin ist erschüttert; sie hat das Erdbeben als ein Gericht für seine Verbannung angesehen. Es fiel ihr ein, daß er ihre Kinder einst getauft habe. Um Mitternacht erlangte sie die Zurückrufung vom Kaiser, und jetzt sind bereits die kaiserlichen Boten unterwegs, nicht bloß um ihn zu holen, sondern ihm auch einen eigenhändigen Brief von der Kaiserin zu bringen, worin sie den Bischof anfleht, ihr zu verzeihen, und sie alle Schuld auf schlechte Ratgeber wirft. Das habe ich alles von Brison, dem Kämmerling und des Bischofs gutem Freunde, vernommen."

Dreizehnter Brief.

Was für ein Freudentag ist dies gewesen! Wie bald kann doch Gott unser Trauern in Freude verwandeln und wie gern thut Er das! Wahrlich, das Leid ist nur der vorübergehende Schatten auf dem Leben eines Christen, und seine Heimstätte ist in der „Freude die Fülle". Und doch, wenn auch das Leben nur ein großes Leid wäre, welch vorübergehender Schatten würde es sein auf dem Angesicht ewiger Glückseligkeit der Kinder Gottes droben! Chrysostomos ist wieder unter uns. Man hat noch mehr bei seiner Rückkehr geweint, denn da er in die Verbannung zog. Freudenthränen fließen leichter. Schon in früher Morgendämmerung war der Bosporus bedeckt mit Schiffen, darin seine Getreuen ihm entgegeneilen wollten, um ihn sobald als möglich zu sehen. Im Hafen erwartete ihn eine Prozession mit Fackeln, gleichwie bei einer Hochzeit. Alte Männer und Frauen, Matronen, Jungfrauen, kleine Kinder, alles drängte sich in den Straßen, durch die er hindurchziehen mußte. Guirlanden, auf den Weg gestreute Blumen aus der Hand derer, die zu klein waren, Sträuße zu halten, langes Willkommgetön und in der Stille geweinte Thränen, ein Wogen und Wallen von Freude, doch kindlicher Natur und vertieft durch das Bewußtsein, daß Gott lächelnd darauf herniedersah, also ward unser guter Bischof begrüßt. Er zog sich auf einen der Kaiserin gehörigen, außerhalb der Stadtmauern liegenden Landsitz zurück, um dort, wie er sagte, seine Wiedereinsetzung durch ein Konzil der Kirche abzuwarten. Doch sein Episkopat war viel zu tief in den Herzen seiner Anhänger begründet, als daß sie sich begnügt hätten, solche kühle, förmliche Bestätigung abzuwarten, und daher gab es für den Hof wie für die Geistlichkeit nicht eher Ruhe, bis Chrysostomos wieder in seinem lieben, alten Gotteshause stand, auf seinem bischöflichen Stuhle saß und seinen väterlichen Segen ihnen spendete. Als die Worte auf seinen Lippen verhallt waren, seine Hände nicht mehr über der schweigenden Gemeinde segnend sich breiteten, blieb diese dennoch beisammen und wollte nicht eher sich auseinander begeben, als bis sie nochmals etliche seiner lebensvollen Worte des Rates und des Trostes gehört. Dann erhob er sich

und sprach: „Was soll ich sagen? Gott sei gedankt! Mit diesen Worten bin ich von Euch geschieden; diese Worte nehme ich nun auch wieder auf, oder habe sie vielmehr niemals während all dieser Tage der Verbannung aus meinem Herzen schwinden lassen. Gedenkt Ihr wohl noch, wie ich Euch von Hiob erzählte und zu Euch sprach: „Der Name des Herrn sei gelobt in Ewigkeit?“ Dies Abschiedswort habe ich Euch hinterlassen; mit diesem Worte des Dankes beginne ich aufs neue: „Der Name des Herrn sei gelobt in Ewigkeit!“ Die Dinge haben sich geändert; der Dank aber ist der gleiche. Scheidend habe ich den Herrn gepriesen; heimkehrend thue ich es abermals. Die Verhältnisse wechseln; doch giebt es nur ein Endziel Sommer und Winter hindurch, nur eins: das glückliche Gedeihen der Früchte des Feldes. Gepriesen sei Gott, der mich von dannen ziehen ließ, und gepriesen sei Er aufs neue, welcher mich zurück-rief! Gelobt sei der Gott, welcher den Sturm gestillet hat und es ganz stille werden hieß! Ich sage Euch dies, um Euch zu lehren Gott zu loben. Geschieht Euch etwas Gutes, lobet Gott, so wird das Gute bleiben! Widerfährt Euch etwas Böses, lobet Gott, so wird das Böse vorübergehen! Also hat Hiob Gott gelobt, als er reich war, und Ihn gelobt, als er arm war. Im ersteren Falle hat er keinerlei ungerechten Gewinn gezogen, im letzteren hat er nicht gelästert. Die Zeiten hatten sich gewandelt; sein Sinn aber war der gleiche geblieben. Eine Windstille vermochte den hochherzigen Mut des Seefahrers nicht zu schwächen noch der Sturm ihn niederzuwerfen. Gott sei gelobt, daß ich von Euch geschieden wurde, und daß ich Euch nun wieder begrüßen kann! Beides ist das Werk Seiner väterlichen Fürsorge.“

Also lautete des Bischofs Begrüßung für seine Kinder. Und durch dieselbe zufriedengestellt, schieden sie und begaben sich in ihre Häuser, und Björn und ich beteten, daß jene Worte lebendig bleiben möchten in unsern Herzen.

Gestern früh, als mir Olympias einige von den Leuten auf ihren Besitzungen meiner besondern Fürsorge anempfahl (da Macarius, der zuerst ihr Almosenpfleger gewesen, jetzt mehr um Chrysostomos persönlich beschäftigt war), wurde sie durch eine äußerst dringlich gemachte Botschaft zu einem der Paläste zu

kommen gebeten. Als ich sie heut abend wiedersah, waren ihre Augen von Thränen rot, und doch lag ein eigenartiger Ausdruck stillen Glücks auf ihrem Antlitz. Es war Eulalia gewesen, die sie hatte holen lassen, und erst eben war sie von ihr zurückgekehrt.

„Ist Fräulein Agnes krank?“ fragte ich.

„Nein,“ erwiderte sie mit froh aufleuchtendem Lächeln, „Gott sei gedankt dafür! Ich bin des gewiß, daß ihrer noch gar manche Arbeit auf dieser so bedürfnisvollen, armen Welt wartet.“

Und darauf erzählte sie mir die Geschichte der beiden letzten Tage, teils was sie selbst gesehen, teils was sie der Schilderung der alten Wärterin entnommen hatte. Am Morgen des Tages, an welchem sie geholt wurde, hatte sich der Zustand des kleinen Theodor — Agnes' Bruder — plötzlich, nachdem er schon lange krank gewesen, verschlimmert. Eulalia, welche die Ärzte durch die Versicherung, es werde besser mit ihm, überredet hatten, diese Nacht sich Schlaf zu gönnen, ward rasch an sein Bett gerufen, um ihren Knaben, ihren einzigen Sohn, in Krämpfen liegen zu sehen. Sie war nicht beliebt im Hause, denn sie machte sich nichts aus der Liebe andrer, nun aber wurde jeder der Sklaven bewegt durch den Anblick des ungezügelten, hoffnungslosen Schmerzes dieser Mutter. Dahin war jetzt all das hübsche Träumen und Tändeln über Reliquien und Predigten; bebend wie ein Strohhalm, der in der Hand des Wirbelwinds ist, lag sie danieder; bisher ein mit der Religion bloß spielendes Kind, kam nun das Weib zum Bewußtsein, das Mutterherz — aber ohne Gott — ohne Hoffnung. So kehrte sie denn zu dem alten, aber doch aufrichtigen Aberglauben ihrer Kinderjahre zurück und ließ eine Zauberin herbeiholen. Die Alte kam und beteuerte, sie bediene sich nur christlicher Zaubermittel, guter Worte aus dem großen Buche. Und Eulalia saß daneben, kaum Atem holend, angstvoll das geheimnisvolle Gemurmel und die wunderlichen Zeichen beobachtend. Doch das Kind verfiel in stärkere Zuckungen; eine fahle Farbe überhauchte sein kleines, bleiches Gesicht. Da warf sich die Mutter auf ihre Kniee neben die alte Hexe, riß sich ihre Hals- und Armspangen ab, schleuderte sie ihr zu Füßen und schrie: „Wirst Du ihn mir

nicht am Leben erhalten? O thue es! Hast Du keine kräftigeren Zaubermittel als diese?"

Das alte Weib blickte mißtrauisch zu ihr empor und murmelte: „Es giebt schon solche, aber sie sind jetzt verboten."

„Nichts ist verboten, was meinem Kinde das Leben zu geben vermag," schluchzte die Mutter. „Versuche, was Du willst, halte ihn fest hienieden, durch welchen Zauber es auch sei, so Du solchen weißt!"

Doch bei diesen Worten erhob sich Agnes, das Kind, das still die ganze Nacht hindurch bei ihrem Bruder Wacht gehalten, und sagte, todesbleich die Hand ihrer Mutter umschlingend: „Ach Mutter, nur keine heidnischen Worte! Solche können ja ihn nimmer ins Leben zurückrufen. Der Bischof hat gesagt, auf solche Zauberformeln dürften wir uns nicht mehr verlassen, das heilige Buch sagt es, Gott selbst. Bete nur zu Ihm! Diese gottlosen Worte haben keinerlei Macht, uns Gutes zu bringen, Gott aber hat solche, und Er ist so gut!"

Eulalia hatte anfangs versucht, das Kind zurückzudrängen; doch in ihrem tiefernsten Blick und in ihren Worten lag etwas, das wie aus einer andern Welt zu sprechen schien, und halb aus Erschöpfung, halb aus einer schwach aufdämmernden Hoffnung sagte sie: „Wenn Du solche Worte kennst, Kind, so versuche sie; bete, ich kann's nicht!"

„Soll ich die Worte sprechen, die ich alle Abende bete?" fragte das Mägdlein, indem sie neben dem Bette ihres Bruders niederkniete, und weich und gar leise, als ob sie nur Gott allein ihr Anliegen hören lassen wollte, sagte sie: „O lieber, himmlischer Vater, der Du bist im Himmel, gieb mir mein Brüderchen wieder! Mache ihn gesund, weil wir uns einander so gar lieb haben und ich gar nicht weiß, wie ich ohne ihn leben soll, und auch, weil Du uns beide doch so lieb hast und doch so gütig bist! Ach höre mich, lieber Gott, um Jesu willen und gieb ihn uns wieder, meiner Mutter und mir!"

Des Knäbleins Gesicht nahm einen ruhigeren Charakter an, als er ihre Stimme hörte, und als sie aufhörte, that er die

Augen auf und streckte ihr beide Händchen entgegen und flüsterte: „Schwesterchen, das nicht! Bete das andre Gebet, meins, hörst Du?"

Da fing das Mägdlein an zu weinen, doch als es ihres Brüderleins ängstlichen Blick sah, hielt sie ihr Schluchzen zurück, so gut sie's vermochte, und sagte mit stockender Stimme: „Lieber Herr Jesus, Du hast die Kinder lieb, habe auch uns lieb und vergieb uns! Mach' uns zu guten Kindern und nimm uns heute in Deine Arme und segne uns und laß uns allezeit mit Dir zusammen sein!"

Das Knäblein lag ganz still; die Alte war fortgegangen, und Eulalia preßte das weinende Antlitz ihres Mägdleins an ihre Brust. Eine Weile verharrten sie beide also; dann blickte Agnes auf und sagte in schüchternem Tone: „Könnten wir nicht zu Olympias schicken?"

„Wer ist Olympias?" fragte Eulalia.

„Die Dame, welche wir auf dem Schiffe trafen, die gegen einen jeden so gut ist und die Kranken und Armen so lieb hat."

„Was könnte die uns denn helfen?"

„Sie könnte uns zusprechen und uns so herrliche Worte vorlesen und für uns beten und für ihn," sagte die Kleine.

„Aber wir sind doch keine armen Leute," entgegnete Eulalia, „vielleicht käme sie gar nicht einmal zu uns."

„Der Herr Jesus ist doch zu dem reichen Obersten auch gekommen, als sein Töchterlein im Sterben lag," erwiderte Agnes, „und sicherlich kommt auch Olympias."

So schickten sie denn nach ihr. Doch Wunder zu thun vermochte sie nicht; sie konnte nur weinen mit den Weinenden, wie ihr himmlischer Meister es gethan, und sie zu Ihm hinweisen. Doch bevor sie fortging, wirkte Gott durch ihr Wort ein noch größeres Wunder, als ein an gelähmten Gliedern und toten Körpern vollstrecktes, wie Er selbst es ja verheißen hatte, da er sprach: „Ihr werdet noch größere Werke thun denn diese, weil ich zum Vater gehe."

Das Knäblein — des Hauses Abgott — starb, doch von der Rechten Gottes, dahin er aufgenommen wurde, sandte Jesus durch den Mund Seiner Jüngerin der also beraubten Mutter einen

solchen Balsam, daß sie all ihre hohle Eingebildetheit, all ihre eitlen, anspruchsvollen Hoffnungen beiseite warf und sie am Lager ihres verklärten Lieblings zum erstenmal ihren Gott und ihren Heiland sah und Ihn segnete in ihrem Herzen. Diese vom Hauch der Welt umfröstelte, verweltlichte Natur erwachte nun zur Liebe und Traurigkeit; die in Sünde und Heuchelei erstorbene Seele erhob sich zu völlig neuem Leben. Das Herz, dem Gott soeben den teuersten Schatz genommen hatte, ward fähig, zu Ihm aufzuschauen, Seiner Liebe zu vertrauen und Ihm mitten in aller seiner Pein zu danken und zu erkennen, daß es einen giebt, dessen Gegenwart uns, ob auch all Seine Gaben uns entzogen würden, den Himmel schafft.

So mag kommen, was da will, so lange Er auf dem Throne Seiner Gnade sitzt und wir Sein Wort und Seine Kirche noch haben, uns Sein heilig Bild hienieden widerzuspiegeln, können solche Wunder nimmer aufhören. Ach, daß doch unser schwacher Glaube solches nimmer aus dem Auge verlöre! Wohl können Heilkräfte durch medizinische Kunst ersetzt werden, die Gabe, mit Zungen zu reden und des Zungenauslegens sich durch angestrengtes, jahrelanges Studium erwerben lassen, aber so lange der Herr Christus lebt und Seine Kirche lebt und die Natur ihre Wandelung vollzieht im Leben und Sterben, so lange wird Gottes Geist nicht aufhören, diese Wunder des Heilens und Segnens zu vollziehen, die in verödeten Herzen den Quell der Liebe und Freude und des Friedens emporströmen lassen. Und zu diesem Endziele sollen nicht Engel, sondern Jünger, gläubige Männer und Frauen und Kinder, die Boten Seiner Gnade sein. Laß uns wachen und beten und warten und hoffen! Es lohnt sich wohl, in einer Welt zu leben, da solche Werke von uns gethan werden können.

Konstantinopel hat wieder sein alltägliches Aussehen zurückerlangt; die treuen Nonnen und Diakonissen sind wieder zu ihren Hospitälern und Armenzufluchtsstätten zurückgekehrt, der Hof zu seinen Intriguen, Chrysostomos zum Warnen, Lehren, Verweisen, Ermutigen, was alles für ihn in gleichem Grade Dienste und Ämter der Liebe sind. Die Handwerker und Kaufleute sind ganz wie früher wieder in religiöse Streitfragen versunken und gehen so

leicht wie je — nach dem Ausspruch des Chrysostomos — von Debatten über den Schnitt einer Tunika zu den Zwisten und Spaltungen über die Geheimnisse der Gottheit über, allem Anschein nach von beidem ganz gleich begeistert.

Gestern früh erzählte mir Olympias, daß eine junge, verwaiste Römerin, die unter der Vormundschaft des Gatten Synesias stehe, sie gebeten habe, ihr bei ihrem Werke an den Armen zu helfen. An diesem Abend kam dieselbe gerade aus Olympias' Hause, als ich in dasselbe eintrat. Es war Marcella. Ich würde ihr Gesicht allenthalben wiedererkannt haben, indes war es gar sehr verändert; sein Ausdruck schien weicher, sanfter und doch von edler Begeisterung erfüllt. Die erste Jugend liegt völlig hinter ihr. Ich hätte nicht geglaubt, daß sie mich wiedererkennen würde, doch sie that es. Also ist sie jetzt Christin. Es liegt für mich etwas sehr Beglückendes in dem Gedanken, jetzt ihr Mitarbeiter zu sein, obwohl wir auf durchaus getrennten Gebieten wirken. Dennoch ist es mein Vorsatz, Björn eines Tages in seinen Norden zu begleiten, und sobald Chrysostomos nicht predigt, finde ich stets mich in der von ihm dazu erschlossenen Kirche ein, wo den Goten in ihrer Muttersprache Gottesdienst gehalten wird. So bereite ich mich für die Zukunft vor.

Chrysostomos wird wirklich alle Tage heiliger. Es ist ein wahrhafter Segen, inmitten all der Verderbnis und Verwirrung zu sehen, wie Gott also mit fester Hand die, die Ihm angehören, zu Sich führt. Wenn, wie er sagt, Freude und Leid, Sommer und Winter in gleicher Weise die Saat fördern, so wirkt doch beides nicht mit der gleichen Schnelligkeit. Mir scheint, als hätten jene wenigen Wochen der Verfolgung und jene wenigen Tage im Exil ihn ganze Jahre auf dem Wege christlichen Lebens vorwärts gebracht, so weit, daß ich mitunter zittre, daß er etwa bald dorthin entrückt werde, wo wir nichts mehr von ihm zu erblicken und zu hören vermögen.

Er ist so selbstvergessend, so liebevoll, so inbrünstig in seinen Ansprachen, so voll Ernstes, uns von seinen Worten hinweg auf die Bibel zu verweisen; er stellt uns Fragen, deren Lösung wir in ihr fänden, fleht uns an, nicht Geld und Gut, aber Bibeln zu

sammeln, die Bibel zur Hand zu nehmen und ihre Geschichten im Zusammenhange zu lesen, festzuhalten, was wir verstehen, und was schwierig ist, immer aufs neue zu lesen. „Denn", sagt er, „wenn auch Philippus nicht da ist, der den Kämmerer auf seinem Wagen gelehrt hat, so ist doch der Geist da, welcher Philippum gesandt hat. In der Bibel lesen heißt Zwiesprache halten mit Gott, und Gott, der die Menschen lieb hat, wird, wenn Er uns also nach dieser göttlichen Erkenntnis dürstend erblickt, nicht uns nach menschlicher Hilfe sehnsüchtig umschauen lassen, sondern selbst uns erleuchten mit Verständnis und nach Seiner unerforschlichen Weisheit die ganze volle Wahrheit unsern Seelen offenbar machen."

Auch jene Worte kann ich nicht vergessen: „Warte auf keinen andern Lehrmeister! Du hast das Wort Gottes. Nichts kann Dich also unterweisen wie dieses. Menschliche Lehrmeister können Dir mancherlei vorenthalten aus Unverstand, aus Neid oder aus Eitelkeit. Hört, ich flehe Euch an, Ihr Menschen alle auf Erden, verschaffet euch Bibeln, diese wahre Seelenarznei! Wenn ihr nichts andres habt, so leset das Neue Testament, die Evangelien, die Apostelgeschichte, die apostolischen Briefe! Diese alle laßt eure Lehrmeister sein! Wenn Dir irgendwelches Unglück zustößt, blicke hinein in Deine Bibel als das Vorratshaus für alle Heilmittel. Daraus schöpfe Deinen Trost im Leide! Oder vielmehr, nicht erst dann blicke in die Bibel, nein, trage sie allezeit in Deinem Herzen!"

Wenn nun die Bibel, auf die er sich stützt, und das kunstvoll aufgebaute Zeremoniell und die Predigtweise, die er aufrecht erhält, in offenen Konflikt mit einander geraten, kann da noch ein Zweifel in einem aufkommen, auf welche Seite er sich stellen würde? Noch ist es hierzu nicht gekommen, doch das System, das Chrysostomos noch festhält, kennt sich besser, als er es kennt, und verwirft ihn. Schmerzlich ist es zu sehen, wie Macarius und Olympias und sie nicht alleine, sondern all die gläubigen, treuen Seelen unter den Geistlichen und den Laien an seinen Worten hängen wie an denen eines ihnen vom Tode Wiedergeschenkten, nicht wissend, auf wie lange.

Als ich mich neulich nach Björn umschaute, der mich zur Kirche geleitet hatte, sah ich seine Augen auf den Bischof geheftet wie

gebannt, indes die Thränen ihm übers Gesicht rannen. Wundern konnte es mich nicht, denn Chrysostomos hatte also gesprochen: „Sagt nicht: „Ich bin verloren; was bleibt mir noch? Ich habe gesündigt; was kann ich thun?“ Du hast einen Arzt, der Herr ist über Deine Krankheit, einen Arzt, der durch einen Blick heilt, einen Arzt, der alles wieder zurecht zu bringen vermag, der heilen kann und will. Du kannst nicht sagen, wie Du geschaffen wurdest, noch wie Du von der Sünde rein geworden bist, denn wie das in Dornen angezündete Feuer sie verzehrt, also und noch viel mehr verzehrt der Wille Gottes unsre Sünden, reißt sie mit den Wurzeln aus und macht den Sünder Ihm gleich, der da nimmer gesündigt hat. Frage nicht, grüble und klügle nicht, sondern glaube an dieses Wunder! Hat die Sünderin, die Seine Füße wusch, nichts Ihm dargeboten als ihre Thränen? Nichts als Thränen und Reue. Sie sah ihre Reue als ihre einige Fürsprecherin an und ging geradeswegs zur lebendigen Quelle hin. Und weiter sehet an das kananäische Weib: „Erbarme Dich mein!“ ruft sie. „Ich habe keinerlei Verdienst in meinem Leben aufzuweisen; kein Vertrauen kann ich auf dasselbe setzen; zur Gnade allein nehme ich meine Zuflucht, dorthin, wo kein Gericht ist, wo das Heil keinem gewehret wird.“ Sie wendet sich nicht an den Apostel Jakobus, fleht nicht zu Johannes, kommt nicht zu Petrus, sondern geht stracks durch die ganze Gesellschaft durch. „Ich brauche keinen Vermittler; ich gehe zum Brunnquell direkt hin. Deshalb ist Er zu uns herabgekommen vom Himmel, deshalb hat Er menschliche Natur angenommen, damit ich im stande wäre, zu Ihm sprechen zu können.“ Dort oben, da zittern die Cherubim vor Ihm, und hier unten spricht ein sündiges, armes Weib zu Ihm: „Erbarme Dich mein!“ Ein schlichtes Wort, doch es begegnet einem unergründlichen Meer voll Gnade. „Erbarme Dich mein, denn deshalb bist Du zu uns gekommen, deshalb bist Du das geworden, was ich bin!“ Droben zitternde Scheu; unten freudiger Zugang.“

Und all diese frohe Botschaft, die so frei heraus von den Lippen des Bischofs strömt, wird von Presbytern, Diakonen und Diakonissen, von geweihten Jungfrauen und gläubigen Müttern wie von Mägdlein wie Agnes, von einem jeden in sein besonderes

Gefäß gesammelt und bald hierhin, bald dorthin getragen, auf die Dörfer wie in die Werkstätten der Stadt, in fleißbewegte Häuser wie in höfische Hallen und Staatsgemächer und an einsame Krankenbetten. Und so sammelt sich eine lebendige Gemeinde lebendiger Seelen, nicht für einen Chrysostomos, sondern für Christum, auf daß dereinst die, welche ernten, samt denen, welche säen, sich mit Ihm, der Leben und Gedeihen schenkt, freuen können.

Vierzehnter Brief.

Wenige Wochen danach wagte ich es, als Marcella und ich allein bei einander waren in Olympias' Empfangszimmer, sie zu fragen, was sie dazu geführt habe, Christin zu werden?

„Die Gnade Gottes", erwiderte sie, „und Dein Evangelium und viel Herzeleid."

„Gott sei gepriesen!" sagte ich. „Oft habe ich für Dich gebetet."

Sie erwiderte kein Wort; da sah ich auf und erblickte Thränen in ihren Augen.

„Hast Du viel Schweres erfahren?" fragte ich leise.

„Ohne Mutter bin ich von klein auf gewesen," erwiderte sie, „und seit vielen Jahren bin ich nun auch ohne Vater, und für solche arme Alleinstehende hat die Welt gar viel Schweres, und", fügte sie unter Lächeln hinzu, „der Herr Christus hat für die, welche Er führt, mancherlei Prüfungen."

„Aber das sind alles Segnungen," sagte ich, „Hilfsmittel und keine Hindernisse auf dem Wege zu Ihm."

„Jawohl, alles Segnungen," sagte sie. Und mehr sprachen wir nicht.

Am selben Abend fragte ich Olympias, ob Marcella gegenwärtig noch ein sonderliches Leid betrübe.

„Synesias Gatte, ihr Vormund, hat sie, glaube ich, ihrer meisten Besitztümer beraubt, da er von dem Kaiser dazu auf irgend welche Vorstellung seinerseits eine Art Berechtigung erlangt

hatte, und das Leben, das sie in seinem Hause führt, ist, wie ich vermute, ein sehr schweres und hartes. Ich habe sogar, obwohl von andern, nie von ihr selbst, gehört, daß sie von ihnen mehr wie eine Sklavin denn wie eine Verwandte behandelt wird, daß sie Stickereien anfertigen mußte, bis ihre Gesundheit fast zusammengebrochen ist, und die Zeit, die sie für die ihr so teuren Werke der Liebe erübrigt, findet sie lediglich an Sonn- und großen Festtagen."

„Warum tritt sie dann nicht in eins der Nonnenhäuser ein?" fragte ich.

„Ich glaube, sie hat es ihrem Vater auf seinem Sterbebette versprochen, dies nie zu thun," lautete die Antwort.

Da entsprang meinem Herzen plötzlich ein Plan, von dem ich Olympias nichts zu sagen vermochte. Wohl war dieser Plan plötzlich, doch die ihm zu Grunde liegende Empfindung nicht. Ich ging nach Hause und sagte Björn, was ich gehört hätte, und fragte ihn, ob es ihm möglich dünke, daß wir für eine Dame wie Marcella unser Haus heimisch herzurichten vermöchten, falls sie darauf einginge.

„Ein Mönch, eine Nonne und ein alter Gote," bemerkte er, „das wird einen sonderbaren Haushalt abgeben."

„Ich bin kein Mönch", sagte ich, „und will es niemals sein."

„Gott sei Dank," meinte Björn, „das ändert die Sache schon!"

„Ich kann vieles machen, was sie auf dem Gebirge mit Geld bezahlen," äußerte ich, „und hier kann ich wenigstens Manuskripte umschreiben. Sie ist an verschiedenartige Verhältnisse auch schon gewöhnt, und Gold macht niemand glücklich."

„O ich habe einen hübschen Vorrat von Gold beiseite gelegt für ihn, der nun dort ist," meinte der Gote.

Ich dankte ihm, aber erwiderte, sie brauche, falls sie meine Hilfe annähme, von niemand sonst abhängig zu sein.

„Das ist mehr gotisch als demütig gedacht," warf Björn hin.

„Aber wir haben doch noch an unsre Mission im Nordland zu denken," entgegnete ich, „da können wir das Gold dafür aufheben."

Damit war er versöhnt.

Zu meinen Freunden konnte ich kein Wort von diesem Vorhaben sprechen; die Ehe war in ihren Augen, ob auch erlaubt, so doch immerhin ein Herabsteigen, das wußte ich, ein Eingehen in ein Gebiet von untergeordneteren Pflichten und mannigfacheren Versuchungen. Mir war dies Vorhaben aber so heilig und weihevoll, wie ich nur je eins mir geträumt hatte, und so es Gott mir bescherte, dies teure Leben mit dem meinigen zu verknüpfen, so wußte ich auch, daß nicht allein alle Freude sich vertiefen, alles Leid sich lindern würde, sondern daß beides geheiligt und das Leben reich werden würde in allerlei heiligem Weihedienst. Es gab also nur einen, zu dem ich davon reden konnte, und es war gut so.

Noch am gleichen Tage entdeckte ich, was ich durch meine Feder zu verdienen vermöchte, und da ich es als hinreichend erfand, so ging ich zum Hause der Synesia und sagte Marcella alles.

Sie hatte mich an jenem Tage in Rom erkannt, als ich meinte, sie führe, ohne mich zu beachten, vorbei, und alle diese Jahre über hatte uns Gott für einander, jeden für sich besonders, in die Schule genommen. Wohl mag Chrysostomos sagen, es giebt nicht nur eine Vorsehung, sondern eine Vorsehung der Liebe, einer unaussprechlichen Liebe, einer wahrlich ungeheuchelten, tiefinnigen, unauslöschlichen Liebe, und diese ist es, die uns zusammengeführt und zusammengefügt hat.

Ich kann nicht sagen, daß es mir sehr viel Vergnügen bereitet hätte, diese Kunde Olympias mitzuteilen. Doch obwohl sie zuerst enttäuscht aussah, sagte sie nur sanft und liebevoll: „Möge Gott Euch beide segnen! Ich selbst habe, wie Ihr wißt, auch kein einsames Leben einst mir erwählt, und daß es zu solchem geworden, ist also keinerlei Verdienst; was uns Gott erwählt, hat solches nie, aber auch“, fügte sie heiter hinzu, „weniger Besorgnis für uns. Ich getröste mich des, daß Er solches Euch gewiesen hat.“

Macarius konnte nicht sobald darüber wegkommen. Er sagte: „Ihr wißt, solche werden leibliche Trübsal haben. Doch alles hier vergeht so rasch, vielleicht auch solche Trübsal, so Ihr nur wachet und betet.“

Chrysostomos hatte ein gar liebreiches Wort und einen Segen für uns: „Herzensreinheit ist nicht bloß bei Mönchen zu finden; die Gesetze des Herrn Christi gelten allen gleich. Das Größeste ist Liebe und Sanftmut; weit höher steht das als das ehelose Leben. Nicht Alter, noch Armut, noch Reichtum, noch irgend welche Verhältnisse vermögen einen Menschen zu hindern, so er nur festen Willen hat und ein lauteres Herz. Wenn die Ehe Dich hindert, so liegt das nicht an der Ehe, sondern an Dir. Der Glaube ist es, der da heiliget; jeder Gläubige ist ein Heiliger. Christus hat bei der Hochzeit zu Kana sein großes Geschenk dargereicht. Ihr sollt einander Gehilfen der Freude sein."

Und er selbst hat den Segen über unsern Bund gesprochen und danach Worte zu uns beiden allein, die wir uns „um unser Herz" binden: „Ein jedes Haus, das aus Gatte und Weib sich zusammensetzt, ist eine Kirche. Haltet es für kein Hindernis, daß Ihr beide allein darinnen seid, denn: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen", spricht der Herr. Wo Christus ist, da ist auch ein großes Gotteshaus; wo Christus ist, da sind auch alle Engel. Ihr seid nicht allein, sintemal der Herr aller Dinge bei Euch ist."

Marcella hat große Umwälzungen in unserm Daheim eintreten lassen, in Björns und meinem, obwohl wir meinten, alles sei so vollkommen eingerichtet zu ihrem Willkommen. Er lacht über ihre Bemühung, seinen heidnischen Namen auszusprechen, so daß sie jetzt für gewöhnlich die Übersetzung desselben sagt, und nun macht „der Bär" mit uns beiden den glücklichsten Haushalt in ganz Konstantinopel aus.

Doch in welch eine Welt von Sturm und Wolken scheint unser Fleckchen blauen Himmels hineingesenkt zu sein! Es wäre freilich traurig, wüßten wir nicht, daß die Wolken, so massig sie auch aussehen, doch nur vorübergehende Schatten sind, und das Licht, nicht die Wolke, die Freude, nicht das Leid ist das Bleibende, weil Gott die Liebe ist, und Liebe ist Himmel.

Fünfzehnter Brief.

Die Wellen erhoben sich mächtig aufs neue um Chrysostomos, unsern geliebten Freund, unsern Lehrer und Bischof. Es kreisen über diese letzten Vorgänge so viele Berichte, daß zwischen denen, welche aus jedem seiner Worte Anklagen wider ihn schmieden, und denen, die keinen Fehler an ihm sehen, und denen, welche ihn nur noch mehr lieben um dieses ehrlichen, unerschrockenen, energischen, gegen alles Unrecht gerichteten Widerstandes willen, der entschieden einen Teil seines natürlichen Charakters bildet, es sehr schwierig zu ermitteln bleibt, was hier das Richtige ist.

Mit wenig Worten zusammengefaßt, scheinen mir die Hauptmomente diese zu sein: Der Kaiser hat sich eine prachtvolle Silberstatue von seiner Gemahlin, der Kaiserin, an der Front der Gerichtshalle, als Göttin aufgefaßt, errichten lassen. Die Enthüllung derselben war wie gewöhnlich von Tänzen und dramatischen Unterhaltungen begleitet und von Zeremonieen, die an Vergötterung streiften. Vergebens erhob der Bischof dagegen Protest; die geräuschvolle Feier nahm ihren Fortgang, und konnte man diese nichtigen, lärmenden, unheiligen Lustbarkeiten bis in seiner nahebei sich befindenden Kirche hören.

Bald danach fiel das Fest Johannis des Täufers, und wenn da Chrysostomos seine Predigt anhub mit den Worten: „Abermals hat Herodias ihr Wesen, abermals beginnt sie ihren Tanz, abermals begehrt sie das Haupt eines Johannis," so ist es wohl gerade kein Wunder, daß das schuldbeladene Bewußtsein der Kaiserin diese Worte auf sich bezog und sie zum Vorwande für die sowohl niedrige als grausame Verfolgung gemacht hat, die sie lange zuvor geplant haben muß. Wie dem nun auch sein mag, sie haben ein Konzil von Bischöfen gefunden, die kriechend vor ihr und christuslos genug gewesen sind, ihn, Chrysostomos, zu verdammen. Nun ist für diesen wie für die Kirche in Konstantinopel aller Friede dahin. Wohl bleibt er noch unter uns, doch seine Stimme ist zum Schweigen gebracht, und für uns ist die bischöfliche Behausung, in der er als ein Gefangener lebt, wenig besser als ein Grab. Für ihn, ach, wie viel schlimmer! Denn von ihr aus geht er nicht zum himm-

lischen Heimatland, zu der oberen Gemeinde, zu dem Lamm, das für uns erwürget ist, sondern zu Schmach und Verbannung. Noch ist er unter uns, doch nur, um zu sehen, wie man auf seine treuen Freunde Leiden und Verunglimpfungen häuft, welche er nicht zu erleichtern vermag, nur daß wir wissen, er betet für uns.

Unterdessen sind Folter und Tod geschäftig, diese seine Gemeinde zu sichten und ihre Reihen zu lichten, die Spreu hinwegzuschleudern und das Korn in die himmlischen Scheuern einzusammeln. Vergeblich hat der getreue Gottesmann Bischof Paul von Kretia die Kaiserin angefleht, daß, ob auch nur bis zum Osterfeste, die Kirche noch verschont bleiben und den Neugetauften die Erlaubnis gegeben werden möchte, jene weihevollen Tage in Frieden zu beschließen. Um neun Uhr am Ostervorabend, als alle Kirchen erleuchtet waren und das Volk sich in Scharen drängte Gott zu preisen, im Liede oder schweigend, für die unaussprechliche Liebe, von welcher diese Osterzeit Zeugnis giebt, und dreitausend Taufkandidaten des Augenblicks harrten, wo sie ihren Heiland bekennen und Seinen Segen empfangen sollten, da stürzten die thrakischen Söldner sich plötzlich in alle die vollgedrängten Kirchen und zerstreuten die dort freudigen Herzens versammelten Gemeinden, all die jungen Kandidaten mit den Eltern und Verwandten, die sie zu sehen und zu bewillkommnen erschienen waren, Katechumenen und Kommunikanten durch Schläge und Blutvergießen, bis in den dunkelumschleierten Kirchen nichts als die Toten und die Sterbenden noch übrig waren. Und in der Stadt ist dieses Osterfest in gar manchem Hause durch eine Feier unter Thränen, ja, unter bittern Thränen begangen worden.

Seitdem hat die Gemeinde zweimal versucht, sich wieder zum Gottesdienst zusammenzufinden, das eine Mal in der Halle einiger Bäder in der Stadt, das andre Mal in dem verlassenen Amphitheater außerhalb der Mauern, das noch in den Tagen Konstantins benutzt wurde. Beide Male wurden diese Versammlungen mit Gewalt gesprengt, die weihevolle Stille durchbrochen von dem wilden Toben der Thrakier und dem Rasseln ihrer Waffen, so daß die stille Stätte zu einem Schlachtfelde oder richtiger in ein Schlachthaus verwandelt wurde. Wir sind bei der letzten Versammlung

zugegen gewesen und haben gesehen, wie das Amphitheater, das eben noch von den weißen Gewändern der Taufkandidaten erglänzte und von den feierlichen Gesängen der Christenheit widerhallte, in wenig Minuten zu einem Schauplatz des Blutbades und Wehklagens entweiht wurde, da die unbewaffnete Gemeinde von ihrem Kaiser der Metzelei von Barbaren preisgegeben ward.

Wir haben unser Heim wohlbehalten zu erreichen vermocht, doch können wir nur das eine Sehnen haben, daß der Bischof von der ihm durch solches alles notwendig erwachsenden Seelenpein erlöst werden möchte. Mehr als einmal haben Mörder in seinem Hause ihn angegriffen, und neulich hat er einem derselben durch seine Fürsprache das Leben gerettet. Aber dieser Anflug von Gerechtigkeit auf seiten des Hofes ist doch, wie wir wissen, nur flüchtig, und der Haß, den der Hof gegen den Bischof hegt, ist wirklich und tief eindringend. Man könnte ihm fast einen andern Ausgang als die Verbannung wünschen, doch sollte selbst sein Leben erhalten bleiben, wie viele Stürme rauschen vorüber, wie viele leidvolle Nächte werden schließlich auch überwunden!

Neulich fand ich Björn spät um Mitternacht außen vor dem Hause auf und nieder schreiten. „Ich warte auf ein neues Erdbeben," sagte er, „doch vermutlich kann es nicht eher eintreten, als bis er in Sicherheit und geborgen ist."

Vielleicht wird indes durch diese Zeit das edle Gold zu höherer Läuterung bereitet, und die Siegeskrone, die am Ende dieser Heimsuchung sein Lohn sein wird, mag für Chrysostomos besser und köstlicher sein, als daß er der Heimsuchung enthoben wird, und die Krone harret seiner am Tage der Auferstehung der Gerechten. Doch weshalb sollten wir nicht auch noch auf einen näher liegenden Tag des Triumphes hoffen? Das Herz des Volkes hängt treulich an ihm; der echte Instinkt ist es, der bei all den Kämpfenden, Ringenden, Leidenden, Hilfsbedürftigen das Echte und Wahre in ihm herausgefunden und nimmer von ihm zu lassen beschlossen hat, und wir wissen, er hält das ihn an seine Gemeinde knüpfende Band heilig wie das der Ehe. Er sagt, was Gott zusammengefügt hat, das kann der Mensch nicht scheiden, und nichts als Gewalt solle ihn von denen losreißen, mit denen der Heiland

ihn verbunden habe. Wenn also das Volk fest bleibt (daß der Bischof es thut, des sind wir sicher), weshalb sollten wir da nicht hoffen, daß die Intriguen eines Hofes und der Zorn eines hoffärtigen Weibes nicht noch zu überwinden seien?

* * *

Chrysostomos ist fort, alles Hoffen dahin! Das Volk erfüllte die Kirche von Santa Sofia, dahin er sich begeben, um mit seinen treu ergebenen Geistlichen daselbst zusammenzutreffen. In den Straßen um das Hauptportal her, wo seine Diener bereits mit seinem Maultier auf ihn warteten, drängten sich ungezählte Menschen. Doch vergeblich; die Zeit schwand dahin; das Maultier blieb harrend auf gleicher Stelle. Bald ward die Menge über dem Beobachten der Vorgänge innerhalb der Kirche ungeduldig; der Bischof aber kam nicht. Endlich erfuhren wir, er habe, wohl wissend, daß man Gewalt anwenden würde, um ihn festzunehmen, und durchaus von dem Wunsch beseelt, Blutvergießen zu verhüten, sich durch eine andre Thür zurückgezogen und schweigend den kaiserlichen Beamten sich preisgegeben.

Wie könnte ich wohl sagen: es war besser, daß er ging? War nicht schon der bloße Anblick des Hauses, da er lebte und Gott lobte und betete, gleich einem Schimmer von der Pforte des Himmels? War nicht schon der Gedanke, daß dieses edle, unerschrockene Herz noch unter uns schlug, ein uns mit Gott verknüpfendes Band? Konnten wir nicht noch immer im geheimen Zugang zu ihm haben und seine großherzigen, sich selbst vergessenden Worte des Glaubens und der Liebe hören? Und nun haben die Armen ihren Ratgeber, die Bedrückten ihren Anwalt, die Verwaisten ihren Freund verloren; wir alle sind nun Waisen geworden. Und doch, wie würde er mich schelten um solcher Worte willen! Einer ist unser Vater, Gott der Herr.

Olympias vermag es nicht, von ihm zu sprechen. Ihre Anhänglichkeit an seine Sache hat ihr selbst gar manches Leid bereitet. Sie hat viel Weh erlitten. Ihre natürliche Frische und Elastizität ist längst gebrochen, vergangen, und einstweilen vermag sie nur um ihrer festen und gewissen Hoffnung willen, die im Himmel

ihren Anker hat, dorthin aufzuschauen, nicht aber mit Fassung auf die Erde herniederzublicken. Dabei ist sie aber thätiger denn je, indem sie in ihrem Hause alle die aufgenommen hat, die am Ostersonnabend verwundet wurden; andre wieder hat sie im Gefängnis besucht. Nicht von ihr erfuhr ich, was ich vom letzten Abschied des Bischofs weiß.

Als er seine treuen Geistlichen zum letztenmal in der Kirche zu Santa Sofia um sich sah, kniete er nieder und betete und sprach: „Lasset uns nun scheiden von dem Engel dieser Gemeinde!"

Darauf zog er sich mit ihnen in das Sacrarium zurück, und einige der Bischöfe unter Thränen umarmend, nahm er rührenden Abschied von einem jeglichen von ihnen. Darnach sagte er, sie möchten ein Weilchen auf ihn warten, er wolle sich ein wenig erholen. Damit ging er in die Taufkapelle. Dort schickte er nach den Diakonissinnen und zu jenen herzensfrommen, treugesinnten Frauen, die ihm mit ihrem Gelde wie mit ihrer Sympathie und ihrer persönlichen Mühe und Arbeit allezeit zu helfen so freudig bereit gewesen im Werk der Mission, der Hospitäler und all seiner Liebesarbeiten. Er sprach zu ihnen: „Kommt, Ihr meine lieben Töchter, und höret mich an! Mein Ende ist, das sehe ich, nahe. Ich habe meinen Lauf vollendet; vielleicht werdet Ihr mich nicht mehr sehen. Ernstlich vermahne ich Euch darum also: Lasset, keine unter Euch, nach in Eurer gewohnten Liebesarbeit an der Gemeinde, und wenn man ohne Intrigue einmütiglich jemand nach mir zum Bischof wählen wird, so folget ihm, wie Ihr mir gefolget seid, denn die Gemeinde darf nicht ohne Bischof bleiben! Gedenket meiner in Euren Gebeten!"

Er kehrte nicht zurück zu den seiner harrenden Geistlichen, sondern ließ sich ganz still von Polizei und Söldnern von dannen führen. Und so verließ er ohne ein Wort des Abschieds, ohne einen seiner treuen Freunde, inmitten all der mit solcher Liebe an ihm hängenden Tausende, die sein Scheiden mit ihren Blicken begleiteten, auf kleinem Fährboot die Ufer von Konstantinopel und fuhr hinüber nach Asien. So, meinte er, sei Tumult und Blutvergießen verhütet, und was waren einige Beweise von Liebe und

Ergebenheit mehr oder weniger einem, welchen so bald unser Herr Christus und Seine Engel bewillkommnen werden? Für uns freilich ist es gar bitterschwer; was aber für Leid sein Herz zerrissen haben mag, das weiß Gott allein.

Sechzehnter Brief.

Tiefeingehend und wesenhaft ist das Werk, das Gott einem Chrysostomos zu thun gab. Noch immer hängt die Gemeinde treulich aneinander fest und an Gott, obwohl all die heiligen Gebäude uns verschlossen und alle Getreuen unter den Geistlichen zum Schweigen gebracht sind. Wir versammeln uns bald hier, bald dort in kleinen Abteilungen und trachten uns nach seiner Vorschrift zu erbauen, indem wir die Heilige Schrift lesen, beten und miteinander die kirchlichen, durch ihn uns wert gewordenen Hymnen singen. So manche, die bisher die Theater und Zirkusse besucht haben, sind übrigens noch zu uns herübergezogen worden in diesen drangsalsvollen Zeiten, und diejenigen, die früher fast nie Kirchen betraten, vereinen sich nun in Privathäusern oder zwischen den Hügeln ringsum. Man bleibt seiner Ermahnungen eingedenk. Kein Liebeswerk läßt nach, keine christliche Veranstaltung geht zurück, keine Mission unter den Armen der Stadt oder den Dörfern oder unter den mehr entfernt wohnenden Heiden ist zu Boden gefallen, auf daß die Menschen nicht sprächen: es sei solches um des Bischofs Johannes willen geschehen und nicht seines Meisters wegen. Chrysostomos hat die Kirche nicht auf sich selbst, sondern auf den Fels gegründet, welcher feststeht, und die Pforten der Hölle sollen ihn nicht überwältigen.

Die Wut der Feinde nimmt zu. Kürzlich hat es in der Kirche Santa Sofia ein Feuer gegeben, und das hat nun der heidnische Präfekt zum Vorwande dafür genommen, all diese „Johanniter", wie er die Treuen zu Konstantinopel bezeichnet, so viel er nur irgend kann, mit Folter und Gefängnis heimzusuchen. Macarius ist unter denen gewesen, welche die Folter erlitten haben,

ohne daß sie ihm auch nur ein Wort, außer dem Zeugnis für Chrysostomos' Würdigkeit und Gottes Ruhm, zu entreißen vermocht hätten. Björn hat ihn im Gefängnis besucht und ist den ganzen Tag danach sehr schweigsam und still gewesen. Am Abend hat er Marcella gestanden, es gäbe doch einen Mut, der größer sei denn der, dessen man auf dem Schlachtfelde bedürfe, und selbst ein Mönch könne ganz ebenso tapfer sein wie ein Kriegsmann.

Björns Bekanntschaft unter den Soldaten giebt ihm Vorteile, die er eifrigst benutzt, indem er den Gefangenen alle nur mögliche Hilfe und Erleichterung verschafft in Gestalt von Nahrung und Balsam für ihre gemißhandelten, gefolterten Glieder. An Worten ist er nicht reich, aber die, welche er gebraucht, haben Kraft in sich, und ich bin dessen gewiß, daß sie ebensoviel Gutes anrichten, als die leibliche Unterstützung bringt. Übrigens ist hier häufig die kleine Agnes seine Gefährtin, und mich dünkt, daß diese beiden samt ihrem heiligen Buche Gottes Boten sind, die in jedes Gefängnis Licht hineinzubringen vermögen. Sodann erhalten wir auch oft Briefe von unserm Bischof, so daß es uns nicht an Tröstung gebricht. Das heißt: Olympias, Syncletia und die Diakonissinnen Karteria und Theodora und noch andre seiner Freunde erhalten Briefe, und wir empfangen also den Trost durch diese. Der erste war aus Nicäa an Olympias gerichtet, ihr also berichtend:

„Je mehr meine Prüfungen sich mehren, je mehr Trost wird mir zu teil. Ich habe bessere Hoffnungen für die Zukunft, und bis jetzt geht alles gut bei mir. Ich segle mit glücklichem Winde. Wer hat wohl je so etwas gesehen oder gehört? Sandbänke und Riffe, Stürme und Strudel, dunkle Nächte und dichter Nebel! Und dennoch befinde ich mich auf also beschaffener See ebenso wohl als die, welche im Hafen ruhen. Des seid versichert! Erhebt auch Ihr Euch über all diese Unruhe und Stürme hinweg! Mir ist wohl und fröhlich ums Herz. Eins nur beunruhigt mich: daß es mir nicht gelingt, mich des zu getrösten, daß auch Ihr glücklich seid." Er sagte dann weiter, daß ihn die Söldner, die um ihn wären, mit der gleichen herzlichen Ehrerbietung behandelten wie seine Diener. So gewinnt er die Herzen aller, die mit ihm in nähere Berührung kommen. Noch wissen wir den Ort seiner Ver-

bannung nicht, er selbst auch noch nicht. Aber gar sehr scheint es ihm am Herzen zu liegen, daß die Missions- und andre Liebesarbeit, die er begonnen hat, nur ja nicht ins Stocken geraten möchte. Nur um die Kirche hat er Sorge und Befürchtung. Ihretwegen schreibt er Briefe inmitten aller Anstrengung, Reisestrapazen und Krankheit, nicht bloß an uns, auch an die Gemeinde zu Antiochien und an jede Stätte, von welcher er meint, daß sie der Ermutigung oder Anregung bedarf. Mit Allgemeinheiten begnügt er sich nicht, sondern bittet inständig um die allergenauesten Berichte über alle christlichen Liebeswerke: was für neue Gemeinden gegründet sind; welch fromme Knechte Gottes auf das Arbeitsfeld hinausgesandt worden, und Olympias hat er angefleht, ja nicht abzulassen in der Unterstützung des Bischofs Marathus bei seinem Werk unter den Heiden in Persien, weil dieser gute Mann sich in jenem Konzil von Chalkedonien verführen ließ, ihn zu verurteilen. Er findet Zeit, jedem, der bei solchem Dienst für seinen Herrn hilfreiche Hand leistet, dafür zu danken, als ob es ein ihm persönlich erwiesener, besondrer Gefallen sei. Einem dankt er dafür, daß er eine Gemeinde mit Wein und Öl versorgt, einem andern, daß er der Waisen sich angenommen, einem dritten, daß er Zeugnis für die Wahrheit abgelegt, und während also sein Herz so weit hinausreicht in Christi Weinberg, hat er die innigsten Worte der Sympathie für einen jeden übrig, der da leidet und verfolgt wird. Marcella bemerkt, daß er in seinen an Olympias gerichteten Briefen leichter denn in allen andern über seine eignen Leiden und Entbehrungen hinweggeht, obwohl er in allen Briefen niemals eine Andeutung irgend einer Drangsal macht, ohne bei der alles übersteigenden Gnade seines Gottes, die ihm alles erleichtere, zu verweilen. —

Endlich ist sein Verbannungsort festgesetzt durch die ausgesuchteste Bosheit, da sie ihn so weit wie nur möglich an die äußersten Grenzen des Christentums und der Zivilisation hinführen, in die Gebirgsstadt Kukusus, zwischen Armenien, Isaurien und Cilicien, wo die Berge von Räuberhorden wimmeln. Doch sie können ihn nicht von dem Anschauen Gottes und von den Herzen der Menschen scheiden und bannen. Nur einmal hat er in einem etwas an Vorwurf erinnernden Tone an die Diakonissin Theodora

geschrieben, daß sie, die doch so viele machtvolle Freunde besäße, nicht einmal für ihn eine so weit gelinde Verbannungsstätte hätte erlangen können, wie sie selbst den schlimmsten Verbrechern zugeteilt worden wäre, nicht einmal die kleine Gunst, seine armen, müden Glieder dort ausruhen zu lassen, wo sie vor den Angriffen isaurischer Banditen sicher gewesen wären. „Dennoch", fügt er hinzu, „sei Gott selbst hierfür gepriesen!" Und an Olympias schreibt er bald danach über den gleichen Gegenstand: „Bemühe niemand mehr deshalb, daß mir ein andrer Ort des Exils zugewiesen werden möchte! Es ist schon ebenso gut, als ob man mir solche Gunst bereits erwiesen hätte, denn sicher haben meine Freunde alles versucht, sie mir zu erlangen, und es nicht vermocht." Es war der momentane Zweifel gewesen, ob seine Freunde ihn vergessen hätten, wie solcher mit grausamer Hand oft das Herz bei langem Schweigen in banger Trennung anzufröstеln vermag, was ihn hier beunruhigt hatte, nicht die öde Verlassenheit seiner Verbannungsstätte. „Und", setzte er hinzu, „Gott werde gepriesen für alle Dinge! (1. Petri 4, 11.) Denn das will ich, was mir auch widerfahren mag, niemals zu sagen aufhören."

Sein nächster Aufenthalt war Cäsarea, die Hauptstadt von Kappadokien. Von dort aus haben wir Kunde von ihm gehabt, obwohl er vor Fieber und Anstrengung zu erschöpft war, um mit den von Theodora zur Erkundigung ihm zugesendeten Boten zu sprechen. Sein Alter zählt nicht viel über fünfzig; doch jenes früher von ihm geübte Fasten und selbst auferlegte Entbehren, das er niemals späterhin einem andern zu thun anempfohlen hat, und noch mehr sein rastloses Arbeiten, sein tiefgrabendes Denken, das treuliche Mittragen der Leiden andrer, die Fürsorge für die Gemeinden, all die Spaltungen, Irrungen und Kämpfe, und über das alles die feurige Energie seiner Natur, das alles hat seine leibliche Kraft verbraucht und geschwächt. Er ist alt in allem, nur nicht in der Frische eines Herzens, das da scheint nimmer erkalten zu können. Man hat auch nicht einem Gliede seines Hauses noch einem Freunde gestattet, mit ihm zu gehen, und kärgliche und grobe Kost, dazu das Wandern durchs Gebirge in glühender Tageshitze brachte ihn so herunter, daß er Cäsarea in vollster Fieberhöhe

erreichte. Hier hatte er zu ruhen gehofft; hatte man uns doch auch gesagt, daß der Bischof ihn wie einen Bruder aufnehmen würde, und glaubten wir solches auch; doch Neid oder Furcht vor dem Hof oder die Besorgnis, seine Orthodoxie dadurch bloßzustellen, verhärtete das Herz des Bischofs Pharetrius gegen ihn, und statt daß ihm ein gastliches Willkommen und Freundesfürsorge geboten wäre, fand er in seiner Krankheit keine andre Zufluchtsstätte als ein Haus an der äußersten Grenze der Stadt.

Doch weshalb grübeln wir darüber so viel? Ich glaube, wir thun es alle um so mehr, als er selber es nicht thut. Er hat freilich in einem Briefe an Theodora gestanden, er habe mehr durchlitten als die in die Bergwerke Verurteilten und habe Cäsarea mehr tot als lebendig erreicht. Doch im allgemeinen erfahren wir nur durch Fremde oder durchziehende Reisende von den Entbehrungen und Leiden, der kalten Art, wie man ihn aufgenommen, und den niedrigen Schmähungen, welche man auf das bei dem Hof in Ungnade gefallene ehrwürdige Haupt gehäuft hat. Durch ihn selbst erfahren wir, daß Karawanen von Pilgern aus den verschiedensten Landesteilen stillestehen, sobald sie seinen Namen hören, und ihm ihre innige Sympathie bekunden, von Hunderten von Männern und Frauen, von Mönchen und Nonnen, die zu ihm kommen und weinen ob seines vielen Leidens.

„Das ist kein geringer Trost," schrieb er an Olympias, „wenn wir des gedenken, wie bitter dem heiligen Sänger das Gegenteil war, als er sprach: „Ich warte, ob es jemand jammerte, aber da ist niemand, und auf Tröster, aber ich finde keine.""

Es sind die Bischöfe und die höhere Geistlichkeit, die in ihrem pharisäischen Stolze oder in kriechendem Höflingstum seine Feinde sind. Seine Gesundheit erholt sich merkwürdig dort in Cäsarea; die Ruhe, die frische Luft und vor allem die ihm dort entgegengebrachte Liebe und Sympathie haben wohlthätig auf ihn eingewirkt, und hätte nicht der Bischof Pharetrius in seiner Eifersucht die ungebändigten, unwissenden Mönche gegen ihn aufgehetzt, so würde er hier einen wahren Friedenshafen gehabt haben. Doch solcher, fürchte ich, existiert für Chrysostomos auf Erden nicht.

Es gewährt immerhin einigen Trost, wenn man hört, wie inmitten all der Feindschaft der orientalischen Bischöfe die westlichen Gemeinden mit vollster Lebhaftigkeit die unserm Bischof widerfahrene Ungerechtigkeit empfinden. So hat Honorius, des Kaisers Bruder, aufs ernstlichste sich für ihn ins Mittel gelegt.

Innocenz, der Bischof von Rom, hat Boten geschickt, daß sie ein allgemeines Konzil zusammenberufen, wobei er der in Chalkedonien einst versammelt gewesenen Gemeinschaft den Namen eines Konzils geringschätzig verweigert hat. Doch so viel wir Einblick thun können, haben diese edlen, zu seinen Gunsten angestrengten Bemühungen seiner Freunde nur noch mehr die Feinde gegen ihn aufgebracht und die Eifersucht des Hofes nur noch reger gemacht.

Man hat Chrysostomos auch von seiner zweiten Zufluchtsstätte hinweg getrieben; der Bischof und die Mönche — denn wir sind dessen sicher, daß die halbwilden Bewohner lediglich deren Werkzeuge sind — haben es für ihn unmöglich gemacht, in Cäsarea zu wohnen, und, nachdem sie ihn aus der Stadt auf ein Landhaus hinaus gejagt haben, dort sein Leben so bedroht, daß er genötigt war, bei Fackelschein über das Gebirge zu entfliehen. Und so nach gefahrvoller Reise an fast pfadlosen Abgründen vorbei, bei Nacht stets in Furcht vor den isaurischen Banditen, wobei oft sein Maultier im Dunkeln auf den steilen Felsenabstiegen strauchelte, erschöpft, verlassen erreichte er Kukusus, seinen fernen Verbannungsort.

Dennoch schrieb er bei seiner Ankunft an jemand in Cäsarea, welcher ihm viel Liebe erzeigt hatte: „Ich habe diese öde, unsichere, gefahrvolle Reise ohne Furcht oder Mißbehagen überstanden.“

Wahrlich, es scheint, als ob Gott, der alle Herzen in Seiner Hand hat, ihm auf wundersame Weise auch in der Wildnis ein Heim bereitet habe. Ein reicher Besitzer schickte etliche seiner Sklaven nach Cäsarea zu dem Zweck, Chrysostomos zu bitten, kein andres Haus als das seine in Kukusus zu seinem Aufenthalt und Heim zu machen, und hat er es mit allem Behagen eingerichtet, so daß der Bischof, der für sich so wenig bedarf, seiner Freigebig-

keit förmlich hat Einhalt thun müssen. Einige von seinen Freunden in Konstantinopel besitzen dort Ländereien und haben ihn angefleht, alles, was ihnen gehört, zu benutzen, als ob es sein Eigentum wäre. Und der Bischof von Kukusus erweist ihm alle nur erdenkliche Verehrung und Freundschaft und würde gern die bischöfliche Autorität mit ihm teilen, wenn er es nur annähme. Auch scheint sich hier in der Bergluft seine Gesundheit zu erholen, so daß wir aufs neue voller Hoffnung sind.

Er schreibt auch an Olympias, um sie bei den von manchen hier zu erduldenden Prüfungen zu trösten, und sagt ihr, sie solle, wie er ihr stets solches ans Herz gelegt habe, glauben: es gäbe nur ein wahrhaftes Herzeleid — das sei die Sünde. Und betreffs seines eignen Zustands bittet er sie, doch ja gegen niemand den Wunsch eines Wechsels zu äußern. Er sagt: „Was kann ich mehr noch finden, als ich hier habe? Ruhe, Frieden, Freiheit von aller Sorge, leibliche Gesundheit. Wenn ich nach dem urteilen kann, was ich jetzt fühle, so scheint mich hier der milde Zephyr des Ostens zu umwehen und däucht mir nicht minder erquicklich zu sein als in Antiochien."

„Vielleicht", so sprechen wir untereinander, „ist er schließlich doch nur auf eine kurze Zeit von uns fortgeschickt, damit wir lernen sollen, uns noch unmittelbarer auf Gott zu verlassen, und damit er für eine längere Thätigkeit unter uns gestärkt werde."

Einstweilen muß Kukusus wirklich ein beglückender Ort sein. Konstantin, ein Presbyter von Antiochien, der dorthin vor den ihn umgebenden Verfolgungen floh, schrieb also über Chrysostomos an seine Mutter: „Der Verkehr mit dem heiligen Bischof hat mich so erquickt, daß ich fast ein andrer Mensch geworden bin und kaum das Gefühl habe, daß ich mich an fremdem Orte befinde. Eine solche Fülle von Gutem umgiebt mich, solche geistlichen Reichtümer füllen mir die Seele, daß ich nicht aufhören kann, Gott fort und fort dafür zu loben."

Die Verfolgung geht indessen weiter und verbreitet sich, alles seinetwegen, über alle Gemeinden im Morgenlande. Der Hof verhängt schwere Strafen über alle, die sich weigern,

den unwürdigen Arsacius anzuerkennen, den sie in seine Stelle gedrängt haben.

Chrysostomos jedoch scheint auf diese Höhe gesandt zu sein, um gleich seinem Herrn daselbst zu beten und Worte der Ermutigung und Hoffnung denen zuzusprechen, welche auf den Fluten dieser sturmumwogten Welt zu leiden und zu ringen haben. An Olympias schreibt er: „Ich gedenke an den, der da der Herrscher ist über das Weltall, der alle Stürme schweigen macht und das nicht durch Kunst, sondern mit einem Blick. Wenn Er zu Anfang nicht gleich den Sturm stillt, so ist dies Sein Weg: daß Er das Übel nicht sofort wegnimmt, sondern wenn es wächst und seinen Höhegrad erreicht hat und die Menschen zu verzweifeln beginnen, dann wirkt Er Seine Wunder; also bekundet Er Seine allmächtige Stärke und übet die Geduld derer, die da leiden." Beispiele aus der Heiligen Schrift von solchen, die gelitten und überwunden haben und dem Herrn Christo wert und teuer gewesen, erfüllen seinen Geist. Und allezeit scheinen die beiden in allem den Grundton bildenden Worte bei ihm zu sein: „Es giebt nur eins, wovor wir uns fürchten sollen: die Sünde gegen Gott," und sodann: „Gott sei gepriesen für alle Dinge!"

Die kurze Zeit des Sonnenscheins ist dahin. Die Prüfungen haben für Chrysostomos aufs neue begonnen. Krankheit, die plötzlichen, gewaltigen Veränderungen des Klimas und die hochgebirgige Lage wirken rasch aufreibend, verzehrend auf ihn. Dazu ist Kukusus nicht länger ein sicherer Zufluchtsort für jemand. Die isaurischen Räuber machen die Umgegend so gefährlich, daß die Stadt vertauscht worden ist mit den schützenden Felsenklüften. Mitten in eiskalter Nacht werden die Leute aus ihren Häusern aufgeschreckt, und viele entrinnen hier den Banditen nur, um vor Kälte zu sterben. Hungersnot und ansteckende Krankheiten verwüsten die hilflose, kleine Schar, welche sich mit Chrysostomos in die Festung Arabissum geflüchtet hat; und mitten in all solcher Drangsal läßt seine Fürsorge sowohl für die Gemeinden als für die Individuen nimmer nach. Die, welche Zutritt zu Chrysostomos zu erlangen vermögen, finden, daß der Verkehr mit ihm größere Erquickung bietet als alles andre. Er schreibt an Olympias, um sie inständig zu bitten,

einen Arzt zu Rate zu ziehen und sich um ihre Gesundheit zu kümmern. Er verweilt im Geist bei Patriarchen, Aposteln, Märtyrern, bei den drei Männern im feurigen Ofen, bei Hiob, Jesaias und Paulus — oder vielmehr bei Christo, der ihrer aller Stärke war. Bei diesen weilet er. Was Wunder also, daß er in Frieden wohnet und daß alle seine Worte gleich sind denen der Engel, welche in der Nacht über die Hirten ihr Licht ausgeströmt und einen Lobgesang angestimmt haben.

Der letzte Schlag, welchen der Haß zu erteilen vermochte, der letzte Dienst, welchen die Liebe erwies, ist geschehen. In letzter Zeit haben uns Chrysostomos Briefe nicht mehr regelmäßig erreicht; die isaurischen Räuber gefährdeten das Leben der Überbringer, und so bat er uns dringend, niemand um seinetwillen in Gefahr zu bringen. Doch seine Feinde konnten es nicht ertragen, daß dieses Herz, das nur für Christum und Seine Kirche schlug, noch durch irgend ein Band des Verkehrs mit den ihn so innig liebenden Gemeinden verknüpft bleiben sollte. Sie verurteilten ihn zu einer noch ferner abliegenden Verbannungsstätte, zur Stadt Pytrus, jenseits Colchis, am östlichen Ufer des Schwarzen Meeres. Dorthin, meinten sie, würde keine Kunde zu ihm dringen, so daß man nimmer seine Stimme in der Gemeinde, für die er gelebt hat, hören würde.

Doch während sie ihn von der Christenheit zu verbannen suchten, hatte Gott bereits vor, ihn zu Sich zu rufen in das Land, dahin er zu gehen sich gesehnt, und zu dem Herrn, dem er gedient hat.

Eine neue beschwerliche Reise gab es nun für ihn durch Gebirge und Wildnisse. Es war die letzte, und ihr Endziel war nicht jene Stadt in der Wüste, sondern seines Gottes Herz. Er hat den Verbannungsort nicht erreicht. Schwach, elend und erschöpft kam er zur Stadt Komana in Pontus; dort ließen sie ihn ausruhen in einer jenseits der Mauern liegenden Kirche, wo die Gebeine des Märtyrers Basiliskus liegen. In dieser Nacht sah er den Märtyrer im Traum, der zu ihm sprach: „Sei gutes Muts, mein Bruder, morgen sind wir beisammen!“

Am andern Morgen bat er seine Begleitung, ihm zu erlauben, noch bis 11 Uhr zu warten, ehe er wieder weiter zöge. Einer der Soldaten, welche ihn behüteten, pflegte ihn so liebreich wie ein Weib; der andre aber war rauh und hart und hatte den kaiserlichen Befehl auf seiner Seite. So schleppten sie den schwachen, kranken Mann vorwärts. Doch ein Dekret, das unwiderleglicher war als selbst das des Kaisers, harrte seiner bereits. Nachdem sie ihn eine Meile mühsam fortgebracht, ward er so krank, daß sie gezwungen waren, ihn zu jener Kirche zurückzubringen, wo der Märtyrer ruhte. Bei vollkommenem Bewußtsein, voll Freudigkeit sah er, wie sein Todesstündlein herannahte. Er wechselte die Kleidung, als ob er sich zu einem Feste rüste, und indem er den Rest seiner Kleider unter die ihn Umgebenden verteilte, schickte er sich an, das heilige Abendmahl zu empfangen. Danach, unter Gebet und noch einmal die Worte freudig ausrufend, die ihm so wertvoll waren: „Gott sei gepriesen in allen Dingen!" ging sein Geist zu der Freude ein, die wir nicht kennen, die so teuer für ihn und für uns erkauft worden. Und von jenen unsichtbaren Wohnungen der Erlösten und vollendeten Gerechten vernehmen wir noch fort und fort jene zu uns herniedertönenden Worte aus der Engel Liederchor, wenn auch nicht mehr im Tone still ausharrenden Glaubens, so doch in dem siegreicher, seliger Vollendung: „Ehre sei Gott in der Höhe für alles!"

Und nun wirft er zu Jesu Füßen, ohne daß irgend welche Irrung noch Sünde sich zwischen ihm und dem ewigen Lichte, das er so geliebt, sich erhebt, in Gnaden angenommen, erlöst, die Krone nieder, welche Sein teures Blut für ihn erkauft hat.

Erdbeben und Stürme häufen sich immer mehr um uns her. Die Kaiserin Eudoxia starb noch vor Chrysostomos. Die Stadt ist bis in ihre Grundfesten erschüttert worden, und Björn blickt mit wahrhaft grimmiger Wonne drein — wobei er aber alles, was in seiner Macht steht, zur Hilfe für die Leidenden thut — und spricht: „Mag es immerhin jetzt dick über uns herfallen, da unser Bischof nun geborgen und aus ihrem Bereich ist!" Seine Füße stehen in Wahrheit in der Stadt, die da fest gegründet ist, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist.

Der Kaiser aber hat, über all diese gewaltigen Erlebnisse ganz entsetzt, eine Deputation zu Nilus gesandt, dem heiligen Mönch, der von der Präfektur in Konstantinopel sich zurückgezogen hat, weil er des Hofes Verderbnis überdrüssig und des Treibens der ganzen Stadt müde ist und nun in den Bergen von Sinai lebt. Björn ist beinahe mit dem ganzen Mönchsorden ausgesöhnt um der von Nilus gesandten Antwort willen:

„Wie magst Du begehren, daß Konstantinopel von häufigem Erdbeben und Feuer vom Himmel errettet werde, wenn tausendfache Verbrechen daselbst begangen worden sind, das Böse die Herrschaft hat, wenn die Säule der Kirche, das Licht der Wahrheit, der Bote Christi, ein Bischof Johannes, aus ihr hinweggebannt wurde?"

Siebzehnter Brief.

Chrysostomos ist dahin, doch seine Werke können nicht untergehen, wenigstens so weit, als er „Gottes Mitarbeiter" war. Alles andre wird in Staub zerfallen oder mit Feuer verbrannt werden. Und in Geduld und Hoffnung arbeiten die, welche er im Dienste Christi unterwies, Olympias, die Diakonissen und die getreue Gemeinde, weiter, bis sie wieder mit ihm vereinigt werden. Wohl ist es jetzt Nacht und die himmlische Stadt muß noch herniedersteigen auf Erden, doch die, welche wie Chrysostomos mitten in allen Stürmen einen Widerschein des Bildes Christi gesehen haben und nun fort und fort auf Ihn schauen, allmählich verwandelt werden in Sein Bild und Seine Liebe über alle ausstrahlen, sie können nicht länger zagen und zweifeln. Wir haben gesehen, wie es den Kindern des Tages möglich ist, inmitten aller Dunkelheit zu singen und zu arbeiten, durch den Glauben zu wohnen im Lichte der unaufgegangenen Sonne, die da scheinet von Ewigkeit zu Ewigkeit, und fröhlich wollen wir trachten, zu folgen seinen Fußstapfen oder vielmehr denen seines himmlischen Meisters. Björn, Marcella und ich, wir gehen nun hinaus, die Botschaft der Liebe

Gottes unter die Barbaren des Nordens zu tragen. Wir sind bereits unterwegs, meine Mutter, zunächst zu Dir zurück. Mit uns gehen diese Worte unsers Johannes Chrysostomos, mitten in schweren Leiden zu Kukusus geschrieben und zu uns aus dem Grabe oder vom Himmel gesprochen:

„Es giebt nicht nur eine Vorsehung, sondern eine Vorsehung der Liebe, eine unaussprechliche Liebe, eine Liebe, die in der That ungeheuchelt, im tiefsten Sinne innerlich und unauslöschlich ist. Wenn die Heilige Schrift sie uns beschreiben will, so gebraucht sie Bilder von menschlichen Dingen, doch nicht, um bei ihnen unsern Geist verweilen zu lassen, sondern um ihn darüber hinauszutragen, nicht als ob diese Bilder die Liebe Gottes auszudrücken vermöchten, sondern weil sie von uns wohlbekannten Dingen genommen sind. Denen, welche Leid trugen und klagten: „Der Herr hat unser vergessen!“, sagt der Prophet: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen?“ Das soll heißen: „Wie eine Mutter ihr Kind nicht vergessen kann, so kann Gott unser nicht vergessen.“ Aber auf daß man wisse, daß solches Bild die Liebe Gottes nicht umgrenzen und bezeichnen soll, sondern nur das uns bekannte größte Maß sei, das Gottes Liebe indes noch unendlich weit überragt, so fügt er hinzu: „Und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch Deiner nicht vergessen.“ Und abermals spricht der Prophet: „Wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmt, also erbarmt sich der Herr über die, so Ihn fürchten.“ Der Herr aber aller Propheten und aller Dinge hat uns zeigen wollen, daß der Unterschied zwischen der Güte und Liebe Gottes und der Vaterliebe des Menschen nicht geringer ist als zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gutem und Bösem, denn Er spricht: „So denn Ihr, die Ihr arg seid, könnet Euren Kindern gute Gaben geben, wieviel mehr wird Euer himmlischer Vater Gutes geben denen, die Ihn darum bitten!“ Das Maß der Natur ist zu eng; Er läßt es fallen und bedient Sich andrer Bilder. So ist es immer mit denen, die da lieben. Sie können nicht Mannigfaltigkeit genug in der Art und Weise finden, wie sie den Grad ihrer Liebe ausdrücken sollen. So gebraucht der Herr das Bild der Entfernung oder des Raumes: „So hoch wie der Himmel ist über der Erde, so groß ist Seine Gnade über die,

so Ihn fürchten. So fern der Morgen ist vom Abend, so fern lässet Er unsre Übertretungen von uns sein.“ Wer wollte sich wundern, daß die Liebe Gottes unaussprechlich ist, wenn er bedenkt, daß Gott Seinen eingebornen Sohn in den Tod gab, in den schmachvollen Tod des niedrigsten Verbrechers? Und das hat Er alles für uns gethan und gelitten, auf daß die Herrschaft der Sünde möchte gebrochen, der Stachel des Todes hinweggenommen, der Fluch getilgt, die Pforte des Himmels uns aufgeschlossen werden. Und auch das war noch nicht genug. Er stieg gen Himmel und verlieh Dir die unaussprechliche Gnade Seines Heiligen Geistes. Versenke Dich nicht weiter dahinein, aber wisse fest und gewiß, Du hast einen Herrn, der Dich lieb hat, und das mit mehr als väterlicher und mütterlicher Liebe, der in Deiner Errettung Sein eignes Glück und Seine Ruhe findet! Denn unaussagbar, über alle Bilder hinaus ist Gottes Vorsehung, unbegreiflich Seine Größe, unaussprechlich Seine Güte, unermeßlich Seine Liebe.“

Dann spricht er von Heimsuchungen und stellt die Frage: „Wenn wir den Erfolg der ungewissen Heilmittel eines Arztes geduldig abwarten, sollten wir da nicht voller Vertrauen warten auf die gewissen Resultate der unfehlbaren Weisheit Gottes, wenn Er uns betrübt? Wenn ein unerfahrener Mensch sieht, wie der Goldschmied zuerst das Gold schmilzt, dann es mit Asche bedeckt, könnte er wohl, wenn er das Ende nicht abwartet, meinen, das Gold sei verloren? Wenn jemand, der auf dem Meer geboren und erzogen ist, ohne je von Landwirtschaft auch nur gehört zu haben, aufs Land käme und sähe, wie das Korn, das zuvor unter Schloß und Riegel wohlverwahrt vor aller Feuchtigkeit geschützt war, dann plötzlich vom Landmann herausgenommen, herumgestreut und nicht bloß nicht vor der Feuchtigkeit bewahrt, sondern mit Erde bedeckt wird, ohne daß auch nur einer dabei stünde und acht darauf hätte, würde ihm da das Korn nicht verloren dünken und er den Landmann verurteilen?“

Und wieder ein andermal schreibt er, indem er auf die Leiden seiner geliebten Gemeinde zu Konstantinopel deutet:

„Ist es wohl etwas Geringes, daß die Kirche des Herrn eine so edle Schar von Märtyrern erlangt? Denn nicht allein die sind

Märtyrer, welche sich weigern zu opfern, sondern alle, die willig sind, Trübsal zu leiden als eine Gott wohlgefällige Sache. Wenn Du siehst, wie die Kirche so manchen Schatz gewinnt, wie diejenigen, welche zuvor in Trägheit des Lebens versunken waren, nun von regstem Eifer erglühen, wie die, welche zuvor die Theaterhäuser fleißig aufsuchten, nun zu den Wüsten fliehen, wie Berge und Thäler durch sie in Kirchen sich wandeln, die Herden ohne ihre Hirten zum liebeseifrigen, wohlgeordneten Gottesdienste sich sammeln, wunderst Du Dich da nicht und staunst beim Anblick all des Guten, das aus diesem Übel hervorging? Nicht allein die, welche früher schon ein frommes Leben führten, sondern auch die, welche den Stätten der Lust aufs leidenschaftlichste ergeben waren, sind von glühendem Eifer für Gott ergriffen und losgemacht worden von der Knechtschaft der Leidenschaft, so daß sie mutig und unentwegt vor Tyrannen geredet, Trübsale und Leiden erduldet haben und gezeigt, daß die allerentartesten Menschen bereuen und sich bekehren und in den Himmel emporgehoben werden können. Kannst Du also Dich durch diese Dinge beunruhigen lassen, da Du vor Dir den Lohn so vieler Siegeskronen siehst und wie so viel uns zugeführt wird, damit wir „weislich gelehret werden"? „Aber", sprichst Du, „ich bin bekümmert um derer willen, die sich haben zur Welt zurückziehen lassen." Darauf gebe ich die Antwort: „Nicht die Trübsal hat sie dem Verderben zugeführt, sondern sie sich selbst." Ich will noch einen andern Gewinn aus diesen Leiden namhaft machen. Wie viele, welche die Maske der Frömmigkeit trugen, wie viele, welche etwas Großes zu sein schienen und es nicht waren, sind mit einemmal zu dieser Zeit als das, was sie gewesen, offenbar geworden! Also sind diese Zeiten ein Schmelzofen gewesen, der den Flitter vom Golde loslöste und das edle Metall nur noch edler und heller erglänzen ließ."

Diese Worte werden unser Stab und Stecken sein auf der Reise zu Dir, meine Mutter, wie auf der Reise des Lebens, sie und der unerschöpfliche Brunnen, aus welchem jene lebensvollen Worte entströmten. Oft, wenn der Tag sich neigt, knieen Björn, Marcella und ich mit einander nieder und sprechen das Gebet des Chrysostomos: „Allmächtiger Gott, der Du uns Gnade geschenkt

hast unter der einen Bedingung, daß wir unsre gemeinsamen Anliegen vor Dich bringen, und der Du verheißen hast, daß, wo zwei oder drei versammelt sind in Deinem Namen, Du ihr Gebet erhören willst, ach, so erfülle Du nun, o Herr, das Verlangen und Begehren Deiner Knechte, wie es ihnen am heilsamsten ist, und gewähre uns in dieser Welt die Erkenntnis Deiner Wahrheit und in der zukünftigen das ewige Leben!" Und darin ruhen wir, diese „zwei oder drei", die das Gemeindlein bilden, da der Herr Christus ist, oder ziehen fröhlich unsre Straße, denn wie Chrysostomos sagt: „Es giebt hier nichts Schlimmeres als die Sünde." „Die Gegenwart ist eine Pilgerfahrt; droben ist unser Vaterland;" deshalb, wenn wir uns wiedersehen werden in dem alten, teuren Bergesheim, und wie sehr viel mehr, wenn wir uns dort wieder begegnen, wo Chrysostomos und alle die Seligen sind, werden wir sprechen: „Gott werde gepriesen in allen Dingen!"

Wir haben einen Umweg gemacht, tiefer nach Gallien hinein, um hier Kunde über Vigilantius zu erfahren und, wenn möglich, etwas Verkehr mit ihm zu pflegen. Es ist uns jedoch niemals gelungen, ihm zu begegnen. Doch haben wir noch Spuren seines Vorhandenseins hier gefunden, da wir in den Dörfern des südlichen Galliens Bibeln verteilt haben, die auf seine Kosten abgeschrieben waren; so verachtet und verkannt hier auch sein Name ist, so glaube ich, wenn „die Bücher" einst aufgethan werden, dann werden wir sehen, daß seine in Christo vollbrachten Werke in Gottes ewigen Urkunden mehr Raum einnehmen werden als viele, darauf die Welt und selbst die Kirche voller Bewunderung jetzt blicken. In den Chroniken Ägyptens wird auch nur wenig berichtet von den Wundern, die einst ein Moses gethan.

Also wenn ich nun zu Dir zurückkehre, meine Mutter, erwacht von meiner Vision von einem auf Erden offenbarlich begründeten Gottesreiche, so kehre ich zugleich auch befreit von der ersten ihr folgenden bittern Enttäuschung zurück. Wenn ich auch nicht den Wahn mehr hege, daß die Stadt, da Eudoxia und Arcadius herrschen, die herrliche Gottesstadt sei, so kann ich mich doch in aller Demut freuen, ein Mitpilger durch die Wüste zu sein, ein Mitarbeiter auf dem Felde der Ernte, ein Mitreisender auf dem

gleichen sturmumtobten Boot mit Augustin, Chrysostomos, Olympias und Vigilantius und den Tausenden derer, von denen diese sicher nur Typen sind, die über die Oberfläche hingestreuten Goldkörner, welche die darunter sich bergenden Schätze anzeigen sollen; denn neben dem einen Elias, des Name wir kennen, waren siebentausend, deren Namen wir nicht kennen, und die er nicht kannte, wohl aber Gott, der sie eingeschrieben hat in Sein Buch des Lebens.

Fünfte Erzählung.

Auszüge aus dem Tagebuche des Bruders Bartholomäus.

Aus dem 12. Jahrhundert.

Im Namen unsers Herrn Jesu Christi und aller Seiner Heiligen und insonderheit unsrer lieben Frauen, Seiner heiligen Mutter, der Beschützerin dieser unsrer Abtei zu Marienthal, habe ich, Bartholomäus, ein armer Bruder selbiger hochwürdigen Abtei, welche gemäß der ganz eigenartigen, wahrhaftig echten Regel des heiligen Benediktus verwaltet wird, es unternommen, alle Tage eine Geschichte der Dinge niederzuschreiben, die ich mit meinen Augen sehen und mit meinen Ohren hören werde.

Vor kurzem ist mir dieser Gedanke erst aufgestiegen und hat mich viel beschäftigt, sich selbst in die heiligen Stunden meiner Andachten eingedrängt, um welches Grundes willen ich mich erst mühte, ihn als einen anmaßenden, mir vom bösen Feinde eingegebenen anzusehen. Doch als ich sah, daß trotz all meines Beschwörens und Bekreuzens, trotz alles Hersagens von Paternostern und der „heiligen Stundengebete" dieser Gedanke fortfuhr sich mir aufzudrängen (da der heilige Benediktus selbst im Traum ihn gegen mich aussprach), habe ich den Schluß gezogen, daß es ein guter Gedanke ist, wohlgefällig den Heiligen, und habe darum beschlossen, ihn auszuführen und dieses mein schlichtes Gedenkbuch als ein Legat der Abtei zu vermachen, da ich weiß, daß die alltäglichen Vorkommnisse der Gegenwart für die Nachkommen wie eine schöne, wunderbare Geschichte sind; seit welchem Beschluß

meine Andachtsübungen nie wieder gestört wurden, ein weiterer Beweis, daß dieser Plan nicht von unten kommt.

Um diese Absicht auszuführen, und weil Pergament etwas kostbar ist, habe ich mir vom Prior das Exemplar einer alten Handschrift verschafft, die keiner von uns lesen kann, nicht einmal unser gelehrter Bruder Supacius, der in Paris studiert hat. Die Mühe, die vorher darauf stehenden Buchstaben auszulöschen, war groß, da sie stark aufgetragen und mit Sorgfalt niedergeschrieben waren; doch der Gedanke ermunterte mich immer wieder, daß ich hierdurch etwas von den Werken des Bösen zerstörte, weil die Buchstaben so gar widerwärtige und teuflische Formen hatten, viereckig und dreieckig; sie waren so schwarz und überdies noch gesprenkelt mit einer zahllosen Menge von Zeichen, die um sie herumgaukelten wie gottlose Kobolde und eine so greuliche Verwirrung dadurch anrichteten, wie kein Christ ohne Gefahr, sich zu zerstreuen, auf die Länge dies anzusehen, geschweige zu schreiben vermöchte. Darum gewährt es mir auf einer jeden Seite, die ich nun fülle, einen wundersamen Trost, mir vorzustellen, daß ich damit so und soviel von ungläubiger Hand beherrschtes Gebiet bebaue.

Ich habe all mein Lebtage innerhalb der Mauern dieser Abtei zugebracht und weiß von der Welt da draußen ganz ebenso wenig wie die Israeliten vom Lande der Verheißung, da sie den Kundschaftern glaubten. Von meinen Eltern weiß ich gar nichts und ebenso wenig einer der Brüder. An einem Wintermorgen ward ich als ein hilfloses Kindlein auf der Schwelle des Klosters gefunden, in einige Lumpen gehüllt und bei mir ein Geschreibsel, daß mein Vater und meine Mutter tot seien, daher die heiligen Brüder angefleht wurden, um der Liebe Gottes willen das Kindlein großzuziehen und es zu lehren, dereinst Messen für die Seelen seiner Eltern zu lesen.

Anfangs, so erfuhr ich später, waren die Mönche in ernstlicher Verlegenheit, was sie mit mir machen, wie sie mich anfassen sollten. Man berief einen besonderen Konvent und beschloß, mich zu füttern und mich großzuziehen, wie sie solches jedem andern kleinen zarten Dinge gethan hätten, und nachdem sie mich getauft, ward

ich den Wärtern des Hospitals überwiesen und ihnen ein besondres Zimmer für meine Verpflegung eingeräumt. Indes bei einem nach dem andern ward die Geduld völlig erschöpft durch mein stetes Weinen und Wimmern, bis die heiligen Männer beschlossen, mich der Obhut eines ehrbaren Bauernweibes im Dorfe, genannt Magdalis Schröter, zu übergeben. Bei ihr wuchs ich nun zu einem frischen, gesunden Jungen auf; jedoch bestehen die guten Mönche auf der Meinung, daß mein völlig normaler Zustand jetzt schlechterdings nichts denn ein Wunder sei in anbetracht dessen, daß niemals ein so schwer zu behandelndes, durchaus nicht gutartiges Kind existiert habe.

In meiner Jugend habe ich ab und zu ein starkes Verlangen danach verspürt, etwas zu schauen von der Welt außerhalb unsers Thales, auf daß ich, bevor ich mein Amt anträte, doch wisse, worauf ich damit Verzicht leistete; doch die Brüder haben mich stets davon zurückgehalten, indem sie mir sagten, solch Verlangen gleiche dem der Eva, da sie begehrte klug zu werden, indem sie von dem Baume der Erkenntnis Gutes und Böses äße, daß man nichts denn Böses in der Welt, die Erkenntnis des Guten aber im Kloster zu lernen vermöge. Da nun ihr Wille mir alles war, so fügte ich mich ohne jedes Widerstreben; doch seitdem habe ich schon oft gedacht, daß das Böse hier näher liege als in der Welt draußen, und daß ich, wenn ich die Wahl hätte, nicht nach einem Kloster als Zufluchtsstätte mich flüchten würde. Doch was rede ich? Der heilige Benediktus verzeihe mir's! Alles, was ich sagen will, ist, daß wenn die Erde allenthalben die gleiche ist, wie das Herz auch, so ist doch wohl auch der Himmel allenthalben der gleiche und gleich nahe. Das sage ich oft zur Mutter Magdalis, wenn sie unter ihrer Last und Mühsal stöhnt; doch was mich betrifft, so habe ich kein Verlangen mehr nach Änderung. Hier habe ich gelebt und hier, wenn es Gott der Herr so will und der Herr Abt, will ich auch sterben.

Dessenungeachtet bin ich nicht immer so zufrieden gewesen.

Es gab eine Zeit, da ich jung war und mein Herz voll Lebenskraft und voll Sehnen nach Freiheit, wie des Priors Vögel im Frühlinge flattern, oder wie die jungen Knospen im Walde

ihre Hüllen an einem Aprilmorgen von sich werfen und nun bebend im lauen Winde wie im Sonnenschein sich aufthun.

Ich pflegte mich häufig zu meiner Nähr- und Pflegemutter zu begeben. Sie ist eine Witwe, aber sie hat zwei Kinder, die besten, wie sie sagt, welche je eine arme Witib gehabt. Es ist wahr, Karl ist ein wenig querköpfig und heftig dann und wann, aber Nannerl, jeder muß es sicher zugeben, daß sie nicht viele ihresgleichen hat. Das meine ich nicht wegen ihrer großen, veilchenblauen Augen und ihrer frischen Farbe — blühte sie doch wie eine Rose, falls eine Rose ihre Farbe zu wechseln vermag, wie sie es thut, worüber ich nicht urteilen kann. Sie war eine frische, kräftige Maid, und das ist an sich ja genug, doch was Wahrhaftigkeit, Herzensgüte und Einfalt des Sinnes betrifft, so habe ich nie jemand gesehen, der ihr gleich gewesen wäre. Sie war gleich einer Handschrift, darauf ein Psalm oder ein Loblied steht, das rings umher von heiligen Bildern in schönen Farben illustriert ist, so voller Frohsinn und Harmonie. Oft habe ich, wenn ich sie anschaute, der geweihten Worte gedacht: „Wenn Dein Auge einfältig ist, so wird Dein ganzer Leib licht sein,“ so voller Licht, voll heiteren, lieblichen, traulich behaglichen Lichtes war sie von innen und außen. Ich bin niemals an ihrer Mutter Häuslein des Morgens vorbeigegangen, wie früh es noch sein mochte, und ich bin oft vorbeigegangen, wo sie nicht bereits vor mir auf war, ihrem Bruder das Frühmahl richtete oder ihrer Mutter Arbeit that mit ihrem fröhlich frischen Morgengesicht und ihrer anmutigen Rede.

Nun trug es sich zu, als ich eines Abends zum Häuslein ging mit einem Korbe voll gekochten Fleisches aus der Abtei, daß es mich dünkte, als ob sie alle heiterer noch denn sonst aussahen. Nannerls Angesicht zumal blickte heller denn je; doch schien es mir, als leuchte es von einem still verborgenen Glück. Schließlich erzählte mir Mutter Magdalis, als Nannerl das Zimmer verließ, um des Korbes Inhalt über Seite zu schaffen, es solle eine Hochzeit in ihrer Familie stattfinden: der junge Hans Reichard, der Zimmermann der Abtei, habe um Nannerls Hand gebeten. Sie hätten einander schon lange gern gehabt, und ehe noch viele Wochen vergingen, würden sie beide zusammen zur Abteikirche kommen.

Ich konnte nun nicht recht begreifen, warum Magdalis daraus ein solches Fest mache, noch hätte ich zu sagen vermocht, weshalb, doch ich hatte nie große Bewunderung für den jungen Reichard empfunden; indes gratulierte ich ihnen allen so aufrichtig, als es mir möglich war.

„Es ist eine recht freundliche Fügung," äußerte meine Nährmutter, „ich bin alt, und die Kinder haben keinen Vater; also ist's für sie doch ein Segen, eine Heimat zu haben."

Nannerls Gesicht erglänzte und erglühte in stillem Glück, als ich ihr meine Segenswünsche für ihre neue Lebensgestaltung aussprach. Ich fühlte ihre Freude wirklich aufrichtig mit, hatte aber an jenem Abend minder das Gefühl des Daheimseins denn je zuvor; ich kam mir aus ihrem Kreise ausgeschlossen vor. Dann kam Hans Reichard, seine Braut zu besuchen, und zeitig empfahl ich mich deshalb. Mutter Magdalis Worte tönten mir im Ohr: „Es ist doch ein Segen, eine Heimat zu haben."

Heimat! Das Wort drang mir jenen Abend mit völlig neuer Bedeutung in das Herz. Es liegt gar sehr viel darin, und zum erstenmal fühlte ich, das würde das Kloster mir niemals sein; eine Schutzstätte vor Wind und Regen mochte es sein, eine Zuflucht für die Mühseligen und Beladenen, ein Speisehaus für die Hungrigen, ein Aufenthalt, darin man essen, schlafen und wohnen kann, doch Heimat will mehr sagen.

Wer hatte mich davon ausgeschlossen? Wer hatte ein Recht, zu sagen, daß dies Wort, dieses heilige Gut mir nimmer zu eigen werden sollte?

Seit vielen Tagen wühlten und bohrten sich diese Dinge ins Herz mir hinein und richteten in ihm traurige Verwüstung an. Bis dahin hatte ich niemals ein Bedürfnis empfunden, das außerhalb der Klostermauern und der Gesellschaft der Brüder lag; jetzt hatte mein Herz über diese Mauern hinausgeblickt, und nun schlossen diese mich ein wie ein Gefängnis. Ich war damals noch nicht durch irgend welche Gelübde gebunden, und das war auch gut.

Nicht wagte ich's, irgend einem der Brüder das auszusprechen, was ich empfand; ich hielt es nicht für Sünde, aber ich wußte, daß sie mich alle mißverstehen würden.

So ging es hin bis zu einer unsrer Abendandachten; halten wir in unserm Kloster doch noch an der Regel fest, einen Teil der Heiligen Schrift an den Winterabenden durchzulesen. Ich setzte mich zu den andern und war ganz darauf gefaßt, aufs neue ein müder Zuhörer der so oft schon vernommenen Geschichte zu sein. Ach wie wenig habe ich doch damals ihre heilige Bedeutung gekannt! Der Lesende stand an seinem Pult und stimmte die Worte an mit seinem gewohnten, einschläfernden, singenden Tone; der dazu bestimmte Mönch ging mit seiner Laterne herum, um zu sehen, ob auch keiner eingeschlafen sei. Die monotone Stimme des Vorlesers, der bekannte Schritt des Laternenträgers, das ganze einförmige Wiederholen der klösterlichen Förmlichkeiten, das alles senkte sich mit grellem Mißton wie ebenso viel Marterwerkzeuge mir in das ungeduldige Herz hinein. In gesunden Tagen beachten wir solche gewohnte Klänge und Bilder nicht, aber wenn wir von Fieber ergriffen sind, so scheint jeder Tropfen des aus der Dachtraufe herniederrinnenden Wassers in unser Gehirn einzudringen. Und das, so dachte ich bei mir selbst, soll nun Dein lebenlang so fortgehen. Da ward mir das Herz ganz schwer und verzagt unter dieser unerträglichen Last von ungezählten, dem heutigen Tage gleichenden Morgen. Und solchem erschlaffenden Kreislauf von nutzloser Plage und Mühsal zur Seite erhob sich der quälende Gedanke an ein Heim, an frisch sprudelnde Quellen der Liebe, an ein immer neues, wachsendes, sich erweiterndes und vertiefendes Leben Tag für Tag um uns her und das alles sich konzentrierend in jenem inwendigen Heiligtum der Liebe, dem D a h e i m.

Aus solchem Grübeln und Träumen ward ich durch einige dem Evangelium entnommenen Worte herausgerissen, die mir plötzlich ins Ohr hineintönten, als ob ich sie zum erstenmal hörte:

„Denn auch der Sohn Gottes kam nicht, daß er sich dienen lasse, sondern daß Er gebe Sein Leben zur Erlösung für viele."

Da erfaßte mich zum erstenmal der Gedanke der Selbstaufopferung mit all der in ihm beschlossenen Erhabenheit der Freude, der Gedanke: mein eignes Leben für andre dahinzugeben. Erhoben und gestärkt stand ich von diesem Abendlesen auf, denn nun hatte ich einen Lebenszweck, und das Leben erscheint uns nie-

mals ganz arm und öde, sobald wir einen Plan haben, den wir sich vertiefen, wachsen und Frucht bringen lassen können.

Der Gedanke an Sein Leben erfüllte mich völlig. Nun sehnte ich mich, betete und bestrebte mich, Ihm gleich gemacht zu werden, Seinem heiligen Kinde Jesu, Ihm gleich, welcher umherging und Gutes that.

Ich veranstaltete im Kloster zunächst eine Sammlung, um davon Nannerls Aussteuer zu bestreiten; ich schaffte fleißig im Klostergarten, um für die Kranken darin Gemüse großzuziehen; ich pilgerte meilenweit durch die Tannenwälder in Schnee und Regen, um sie aufzusuchen; doch je mehr ich von dem Leben Jesu las, je unerreichbarer erschien mir das vollkommene Vorbild. Sind nicht die Sterne so weit ab von den Bergeshöhen wie von den Thälern? Je mehr ich erfuhr von dem Gesetze Gottes, je mehr sah ich ein, wie weit hinan es mit seinen Forderungen an das Herz drang, und gerade das Herz war es, das all mein Mühen und Anstrengen nicht zu erreichen vermochte.

Ich konnte für die Kranken arbeiten, mich für Nannerl und ihren Gatten weidlich plagen, aber nimmer mir den quälenden Gedanken vom Herzen schaffen, wenn ich von ihrem lichten, traulichen Heim in meine öden, kalten Klostermauern zurückkehrte.

Doch Gott erschien mir aufs neue und vollführte das von Ihm angefangene Werk. Der zweite Teil jenes Textwortes, das mich so ergriffen, heilte die Wunde, welche der erste geschlagen. Wie seltsam, daß ich das nicht sogleich alles erkannt hatte!

„Des Menschensohn kam nicht, daß Er Ihm dienen lasse, sondern daß Er diene und gebe Sein Leben zur Erlösung für viele."

Das Lösegeld ist notwendig — für wen? Sicherlich für die verurteilten Verbrecher, für die, die, da sie nicht fähig sind, das vollkommene Gesetz zu erfüllen, in ihm nichts als ihr Verdammungsurteil erblicken können, also für mich. Das Lösegeld ist bezahlt — für wen? Sicherlich für die, welche es nötig brauchen. Das Lösegeld ist bezahlt; also ist der Gefangene frei. Ich bin frei! „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind." Der Glaube hieran ist es, der da Kraft giebt zum Wandel nicht nach dem Fleische, sondern nach dem Geiste.

Von da an hat mein ganzes Leben eine andre Gestalt erlangt. Jesus, der Sohn Gottes, das Lamm Gottes, unser Lösegeld, unser Vorbild, unser Freund, Er hat mich erlöst, ich bin Sein, und Seine Sache ist die meine. Die Selbstverleugnung, die unmöglich gewesen als ein Sühnopfer, wurde zur Freude meines Lebens als ein Opfer der Danksagung. Mit dem Auge dessen, welcher für uns starb und im Sterben uns erlöst hat, über uns als Hüter unsers Lebens, was ist da nicht möglich? Ich lernte einsehen, daß, ehe wir Gottes Knechte zu sein vermögen, wir zu Gottes Kindern geworden sein müssen.

Seitdem habe ich dieses ruhelose Sehnen nach einer irdischen Heimat verloren. Ich habe eine Heimat im Himmel, und mein Vater hat mich hierher gesandt für eine Zeitlang, auf daß ich noch mehr Seiner Kinder zu Ihm weise und allen, die da Not leiden, diene. So eile ich, indes ich fröhlich meine Straße ziehe, heimatwärts. Ich bin glücklich und kann mich von Herzen über das Glück von Nannerl und Reichard freuen. Im Kloster sowohl wie anderwärts kann einer des andern Last tragen und also das Gesetz Christi erfüllen.

Und vielleicht ist es in dieser unruhevollen Welt gut, daß etliche abseits auf eine Höhe gestellt werden, auf daß der Kampf und das eifrige Jagen der Gegenwart ihnen ebenso fern und machtlos erscheine als das der Vergangenheit, daß sie keinerlei Veste als die des Himmels haben, daß sie gleich Kirchtürmen hoch hinweg sich erheben über die alltäglichen Wohnstätten der Menschen und doch mit tiefem Getön ihres Lebens Lust wie Leid widerhallen lassen und ihnen inmitten aller ihrer Plage und ihrer Glückseligkeit verkünden, wie rasch die Zeit dahingeht.

Dennoch, wenn jemand mich fragt, ob er ein klösterlich Leben eingehen solle, so erwidere ich gewöhnlich: „Mein Kind, sei dessen gewiß, daß Gott Dich in Dein Heim hineingestellt hat! Da wird Er auch sicher Dir Segen verleihen. Sei ja dessen sicher, ob es Gott ist, der Dich fortruft, bevor Du Deine Lage wechselst! Er weiß, was für Arbeit Er Seinen Knechten zu geben hat, und zu rechter Zeit läßt Er sie solches auch erfahren."

9. April. St. Gregory Nazianzen, Bischof und Doktor.

Ich bin soeben heimgekehrt von einer Predigtreise durch die Dörfer des Waldes — der einstmals Odin genannt ward — mit zwei Chorknaben und einem Diakonus, Messe zu feiern und Osterpredigten zu halten.

Ich bin sehr darob bekümmert, in etlichen Häusern der Bauern eine abergläubische Verehrung und Furcht vor den alten heidnischen Göttern — auch vor Dämonen — zu finden, denn an vielen Orten gebraucht das Volk heidnische Beschwörungsformeln und Zaubermittel gegen diese und bemüht sich sogar sie zu versöhnen mit Weizenkuchen und andern Opfergaben. Ich sagte ihnen entweder, die alten Götter und Göttinnen seien nichts und könnten deshalb nichts weder für sie noch gegen sie thun, oder sie seien Feinde, und Gott sei stärker denn sie, und daß sie, wenn sie des Nachts von etwas erschreckt oder an einsamen Orten sich befinden würden, ihre Zuflucht zum Gebet und zum Zeichen des heiligen Kreuzes nehmen sollten. Einige Orte, wo solche Geister- und Dämonenerscheinungen in mehr denn gewohnter Weise boshaft auftraten, habe ich mit heiligem Wasser besprengt, gereinigt und entzaubert. Dessenungeachtet habe ich in meinen Predigten und zu aller Zeit den Leuten gesagt, es ist nur die Sünde, welche dem Teufel Macht giebt über uns, und nur die, deren Herzen zu Gott gewandt sind durch herzliche Buße und wahrhaftigen Glauben, sind allenthalben geborgen. Ich trauere recht darüber, daß unsre Brüder solches nicht öfter den Leuten verkünden, auch daß jene ihnen Heiligenbilder an die Stelle ihrer alten Götter gegeben haben, was diese schlichten Bauern in ihrer Blindheit oft in sehr profaner Weise miteinander verwechseln.

Während wir, meine Gefährten und ich, also unsre Straße dahinzogen, ließen wir von Zeit zu Zeit die Wälder von Psalmen und heiligen Lobgesängen ertönen als ein Licht auf unserm Wege. Und so hielten wir denn auch bei hereinbrechender Nacht die Mächte der Finsternis von uns fern in gar wirksamer Weise, denn der Diakonus Theodor ist ein etwas furchtsamer Geselle. Dann wieder dachte ich über einen heiligen Text nach, das Thema für die Predigt am folgenden Tage, und erquickte also mich mit dem

Brote des Lebens, damit ich das Volk danach speisen wollte. In der Nacht hieben wir Zweige von den Bäumen und errichteten Palissaden um unsre Lasttiere her, die unsre heiligen Gefäße und Kleider trugen. Auch zündeten wir Wachtfeuer an, um wilde Tiere und andre schlimme Wesen hinwegzuscheuchen.

Einmal erwachte ich mitten in der Nacht und hörte ein sonderbares Knistern der den Boden bedeckenden Tannenzweiglein und ein Knacken von Ästen, welchem sich ein Ton wie unterdrücktes, nicht irdisch klingendes Wimmern gesellte. Überdem gewahrte ich auch noch im Glanze des Mondlichts, das in wundersamen, schwankenden Gebilden auf die kahlen Stämme und auf den Boden herniederfloß, einen dunkeln Gegenstand, der rasch zwischen den entfernteren Tannen dahinschlüpfte. Darüber erhob ich mich, schürte die Wachtfeuer und begann mit lauter Stimme den vierten Psalm zu singen. Als ich den letzten Vers beendet hatte, bekreuzte ich mich und legte mich ruhig und im Frieden zum Schlafe nieder.

Am Morgen war unser bester Esel verschwunden. Ohne ihn vermochten wir kaum unsern Weg fortzusetzen, da die andern Tiere alt und recht langsam waren; anderseits fürchteten wir uns auch, ohne jenen Esel zurückzukehren, da er unsers Herrn Abt Lieblingstier war. So knieten wir denn nieder und brachten unsre Sorge vor Gott und stellten Ihm vor, daß es doch Seine Sache sei, um derentwillen wir also pilgerten, und daß wir nun sehr in Bedrängnis seien, da unser Herr Abt von Natur gar heftigen Gemütes sei. Wie wunderbar Er dies Gebet Seiner Knechte erhört hat, wird folgendes kundthun:

Einige Tage später hielt ich in einem gewissen Dorfe eine Predigt über die Gebote und verharrte dabei besonders bei der Sünde des Stehlens. Da regte sich's gewaltiglich und ergriff die Gewissen der Hörer. Viele weinten, und ehe ich zum Schluß meiner Predigt gelangt war, kam einer auf mich zu und rief vor ihnen allen mit lauter Stimme aus: „Legt mir auf, welche Buße Ihr wollt! Ich bin's, der des Abtes Esel gestohlen hat!“ Die ganze Versammlung war tief erregt und wäre gleich über den Dieb hergefallen, wäre ich nicht rasch von der Kanzel heruntergestiegen und

auf ihn zugegangen; und da er nun vor mir niederkniete, sagte ich zu ihm:

„Du siehst, mein Sohn, daß die Augen des Herrn allenthalben sind und in der Dunkelheit des Tannenwaldes zur Mitternacht ebenso zu sehen vermögen wie in der Versammlung bei hellem Tageslicht. Du kannst Ihm nimmer entfliehen, denn Er ist überall; Du brauchst nicht vor Ihm zu fliehen, denn Er will gern vergeben. Weil Du Seine Gnade nicht gekannt hast, darum hast Du Sein Gesetz nichts geachtet. Wenn Du aber nun bereust und glaubest in Deinem Herzen, so absolviere ich, der ich auch ein Sünder bin, Dich von Deiner Sünde." Er war ein gar arger, von der ganzen Umgegend gefürchteter Räuber gewesen.

Nach dem Gottesdienste brachte er den Esel an unsre Thür. Als ich das Dorf verließ, drängte sich das Volk um mich, um von mir gesegnet zu werden; da erhub ich meine Hände und segnete sie. Manche weinten und küßten mir die Hand, doch ich wandte mich und sprach: „Seid nicht traurig, meine Brüder, darum, daß Ihr mich nicht mehr sehet, sondern ich bitte Euch, schauet auf zu dem, dessen Arme am Kreuze ausgestreckt waren, auf daß Er Euch selig mache, und dessen Hände allezeit aufgehoben sind, um Euch zu segnen! Schaut auf Ihn!"

Der Räuber aber ging mit uns von dannen, obschon dem Diakonus Theodor seine Gesellschaft keineswegs behagte. Er sprach viele Meilen lang nicht ein Wort, sondern wanderte mit gesenktem Haupte neben dem Kopfe meines Esels.

Als es schließlich dämmerig wurde und wir in einen dichteren Teil des Odenwalds traten, von dem es hieß, hier hausten lauter Räuber, kam Bruder Theodor an mich heran und sagte leise:

„Wär's nicht besser, wir schickten diesen Menschen fort? Er mag nur allzuviel Freunde hier haben."

Doch ich erwiderte ihm mit den Worten des weisen Salomo: „Die Herzen der Menschen sind gleich Wasserbächen; Er wendet sie, wohin Er will. Laß uns Sein Werk an dieser armen Seele nicht hindern!"

Endlich waren wir ganz umschattet, und da wir just eine Waldeslichtung erreicht hatten, so stiegen wir ab und rüsteten uns

zum nächtlichen Lager. Der Räuber blieb bei uns und machte sich sehr nützlich, hieb Äste und Zweige ab und zündete das Wachtfeuer an, worauf er sich besser verstand als wir.

Nachdem wir unser Abendgebet gesprochen und unser Lied gesungen hatten, legte ich mich nieder, da mir nichts mehr Bangen einflößte.

Der Räuber saß und paßte auf das Feuer, während Bruder Theodor mit halbgeschlossenen Augen dalag und ihn beobachtete. Doch mein Herz umfing der Friede Gottes; so konnte ich fest schlafen.

Um Mitternacht wachte ich auf, emporgeschreckt vom Knistern und Knattern der Wachtfeuer. Der Räuber saß dicht mir zu Häupten und schürte das Feuer mit einem mächtigen Kloben Tannenholz. Ich stand auf und setzte mich ihm gegenüber.

„Vater," sagte er, sich auf seinen Kloben stützend, indes der rote Feuerschein ihm die dunklen, stark markierten Gesichtszüge umglühte, „Du bist ein Mann des Friedens, dennoch hast Du Mut. Sag', weißt Du, wer ich bin?"

„Das weiß ich wohl, mein Sohn," versetzte ich, „daß Du ein großer Sünder gewesen bist, doch bin ich des guter Zuversicht, daß einer, der noch stärker ist als Du, Dein Herz zu schmelzen begonnen hat."

„Ich bin der, den die Bauern Otho den Donnerkeil nennen," sagte er. „Mein Name ist für Tausende ein Schrecken und Graus gewesen; dennoch hast Du keine Furcht vor mir. Ich habe manche kühne Gesellen in diesem Walde; wenn ich diesen einen meiner Sammelrufe laut werden ließe, so würdest Du in einer halben Stunde fünfzig Männer um diese Feuer sich scharen sehen."

„Der Name des Herrn", gab ich zurück, „ist noch schrecklicher als der Deine, mein Sohn, welche aber darauf sich verlassen, denen ist er ein festes Schloß; der Gerechte läuft dahin und wird beschirmt. Die Stimme des Herrn ist auch noch mächtiger denn die Deine, und Legionen Seiner Engel lagern sich um die, so Ihn fürchten. Viel Mut habe ich nicht, aber Glauben, und solcher ist stärker."

„Ich weiß es, Vater," erwiderte er, „auch weiß ich, daß Gottes Stimme mächtig ist, denn sie hat mein Herz erzittern lassen wie

eine Ranke. Er ist mächtig und ist gegen mich, denn ich habe gesündigt.“

„Nein, Er ist für Dich,“ sagte ich, „denn Er ist gekommen, den Sünder selig zu machen.“

Darauf entfaltete er mir die furchtbare Geschichte seiner gewaltthätigen Vergangenheit, und ich enthüllte ihm die frohe Botschaft.

Es war eine gar wunderbare Kapelle: der Wind heulte in den Wipfeln der Tannen und jagte die Wolken über unsern Häuptern, und wundersam waren auch die Zuhörer: die um die Wachtfeuer herum heulenden Wölfe, dazu der Häuptling einer Räuberbande. Doch sind nicht alle Stätten heilig für heilige Worte?

Und das Herz, das bisher noch nie vor einem Menschen gebebt hatte, aber unter der es ergreifenden Hand des Allmächtigen zusammengezuckt war, schmolz dahin gleich dem eines Kindes bei der Erzählung von der Liebe und dem Opfertode Jesu.

„Vater,“ sagte er, „kannst Du wohl jemand wie mich innerhalb Eurer heiligen Mauern aufnehmen? Der geringste Posten würde mir willkommen sein; je geringfügiger er ist, je passender für mich, wenn ich nur dabei für die Armen, welche ich beraubt habe, arbeiten kann.“

„Nein,“ sprach ich, „gehe hin und sage Du Deinen Gefährten, welche großen Dinge der Herr an Dir gethan hat! Es kann doch sein, daß auch sie zur Einsicht kommen, bereuen und glauben.“

„Nun, wenn Ihr mich denn nicht aufnehmen mögt, so will ich zurückkehren,“ erwiderte er in bittrem Tone, „aber für einen wie ich ist es kaum möglich, ein rechtschaffenes Leben unter denen, die mich gekannt haben, zu führen. Sie würden sprechen: Der alte Wolf hat sich nur in Schafskleider gesteckt, doch uns soll er damit nicht täuschen.“

„Nun so gehe und versuche es, Deinen Kameraden wieder zurecht zu helfen, und danach macht Euch auf zu uns nach Marienthal, daselbst sollst Du, sollt Ihr alle ein Asyl und ein Heiligtum, eine Freistadt finden!“

Ehe noch der Morgen anbrach, war er auf und davon.

Die Sonne stieg empor und warf ihre feinen Lichtstreifen über die Tannen; die Vögel erwachten und sangen; die Blätter zitterten

und glänzten von Tautropfen, und wir zogen unsre Straße fröhlich, denn war nicht in dieser Nacht des Tages Lichtquell aus der Höhe über einen, der in Finsternis und Schatten des Todes saß, aufgegangen?

Otho der Donnerkeil ist nun samt dreien seiner Gesellen Einwohner unsrer Abtei. Wir halten es für das beste, daß wir sie so viel als möglich beschäftigen. Darum fällen sie unser Brennholz, ziehen Wasser herauf, hüten unser Vieh und helfen uns den Wald lichten, um mehr Ackerland zu haben. Den Rest ihrer Zeit verbringen sie mit Lernen und Hersagen von Psalmen und Litaneien und hören andächtig zu bei unsern Gottesdiensten. Otho findet noch außerdem so viel Muße, um Matten und Netze zu flechten und zu stricken, und was er hierdurch erwirbt, das legt er beiseite, um später das einst Geraubte zurückzuerstatten.

Dieses Ereignis hat diejenigen unter uns, welche in Wahrheit danach trachten, ein religiöses Leben zu führen, innerlich gestärkt und uns alle zu vermehrtem Gebet getrieben. Doch ach, einige fahren fort, eitel und träge zu sein, sich um dies alles nicht zu kümmern, denn der Herr hat hier ebenso wie anderwärts seine Jünger und der Teufel gleichfalls.

7. Juni. Vigilium der Geburt Johannes des Täufers.

Seit ich zuletzt hier einschrieb, haben wir einen Engel beherbergt. Der heilige Abt Bernhard von Clairveaux ist einen Tag und eine Nacht bei uns geblieben, etwas, das für alle Zeiten in Marienthal denkwürdig bleibt. Er kam, um den Kreuzzug zu predigen.

Es ist wunderbar, in was für eine Gärung sein Erscheinen das ganze Deutschland gebracht hat. Die Leute strömten in Scharen aus Dörfern und Städten herbei, um ihn zu sehen, und die Kranken trugen sie auf Sänften zu ihm, daß er sie durch Handauflegen heile, und die, welche ihm die Hände küssen konnten, hielten sich für gesegnete Leute.

Alle Kirchen waren gefüllt, selbst die Friedhöfe, wenn er predigte, und zu Hunderten nahmen sie das Kreuz an. In Marienthal haben die Bauern bei seiner Predigt geweint und geschluchzt,

obwohl sie kein Wort von dem verstanden, was er sagte, welches mich sehr verwundert hat.

Sie hätten kaum den Herrn Christum mit größerer Hingabe und Verehrung aufnehmen können. Wirklich, ich bin sehr erstaunt, sie solche Huldigung dem Wort eines Seiner Diener erweisen zu sehen und so wenig Seinem eignen. Mir ist bange um sie, daß sie die Stimme mehr ehren als die Worte. Doch ist er in Wahrheit ein Mann von edler Erscheinung und von gar demutsvollem Geiste.

Auf der Kanzel sprüht es aus seinen Augen wie Flammen, doch im Beichtstuhl blicken sie sanft wie die der Taube. Seine Gestalt ist nicht groß, seine Stirn aber, seine ganze Haltung tragen eine solche Ruhe, sind so voll stiller Selbstbeherrschung, daß sich auch die Stolzesten vor ihm beugen, was ganz natürlich ist, da sie gar nicht denken, ihm etwas zu verweigern, was zu fordern ihm nie in den Sinn kommt. Er scheint ganz ermattet zu sein infolge seines brünstigen, religiösen Eifers und der Strenge seiner Lebensweise; dennoch ist diese die sichtbare Gestalt verzehrende Inbrunst mild, gleich dem ersten Maiensonnenglanz gegen alle übrigen. Bei des Abtes Tafel habe ich ihn oftmals fröhlich wie ein Kind lachen hören. Dessenungeachtet ist etwas ihm eigen, dem entgegenzutreten mir bangen würde wie vor einem Feinde.

Als einer von uns eine Bemerkung fallen ließ über die Härte und Strenge seines Lebens, infolgedessen er so abgemagert sei, sagte er also: „Das Kreuz Jesu Christi ist eine Last von der Art, wie die Fittiche es für den Vogel sind: sie tragen ihn aufwärts."

Zu uns sprach er, wie es etwa St. Paulus gethan hätte, über den inneren Kampf und die innere Kraft, über Gottes Gnade und über die durch Christum gewirkte Versöhnung. „Gesegnet", so sprach er, „sind diejenigen, welche Gott die Bedeutung dieser Worte gelehrt hat: „Ihr seid meine Freunde; alles, was ich gehört habe von meinem Vater, das habe ich Euch kund gethan.""

In der Abtei ist nach seinem Fortgang eine weihevolle Ruhe zurückgeblieben. Wir hatten das Gefühl, die Stätte war heiliges Land, weil er, der da wohnet in Seinen Heiligen, daselbst geweilt hatte.

Von der Welt draußen und der Kirche entwarf er ein beklagenswertes Bild: Bischöfe und Priester kaufen und verkaufen heilige Dinge, christliche Fürsten bekämpfen einander, und unterdes herrscht der Türke im Gelobten Land, und die Ketzer Cathari, Paulicianer und Manichäer vergiften die Quellen christlichen Lebens im Innern.

Er sagt, es gäbe unter diesen Ketzern viele, am Rhein wie in Böhmen und im südlichen Frankreich, welche die göttliche Autorität des heiligen Priesterstandes leugnen, über die Sakramente höhnen, sie in ihren geheimen Versammlungen auf ihre Art nachmachen, was um so gefährlicher ist, wie der Abt sagt, weil das sittliche Leben bei vielen von ihnen untadelhaft ist und sie solche Irrtümer durch die Heilige Schrift zu begründen sich erkühnen, die sie auf ganz wunderbare Weise kennen und zu verdrehen wissen. Doch ist er dagegen, daß man diese Ketzer töte, da ihn ihre verlorenen Seelen jammern und er die Wirkung solcher öffentlichen Hinrichtungen als ein Mittel, ihren Wahn nur noch mehr zu verbreiten, scheut. Auch meint er, daß selbigem dadurch zu große Wichtigkeit beigelegt würde.

Sehr ernstlich spricht er sich gegen jenes vor kurzem am Rheinufer geschehene Hinmetzeln der Juden aus, das von einigen Christen unüberlegterweise als ein „Kreuzzug" bezeichnet wurde, indem er sagt, die rechten Waffen, damit man sie besiegen könne, seien das Wort Gottes und das Gebet. Durch diese seien schon viele bekehrt worden.

Anmerkung. Warum thut man nicht das gleiche bei den Türken? Sie sind indes ohne Frage sehr böse, gottlose, verstockte, ungläubige Leute und haben keinerlei Recht an das Heilige Land.

Zwei von den Gefährten Othos des Donnerkeils trachteten angelegentlichst danach, das Kreuz nehmen und mit dem hochwürdigen Abt Bernhard zurückkehren zu dürfen. Dieser schien auch keineswegs abgeneigt zu sein, ihnen die Aufnahme zu gewähren, da er, wie er sich ausdrückte, solches Unternehmen für einen doppelten Gewinn halte, indem ihr Wegziehen für uns gewiß ebenso willkommen sei als ihre Anwesenheit für die, welchen sie beistehen wollten. Doch wagte ich, mich ihrer Absicht entschieden entgegen=

zusetzen, da ich fürchtete, daß Gemütern, die erst vor so kurzer Zeit zum Lichte hindurchgedrungen waren, der Unterschied zwischen der Überwindung der Türken um Christi willen und der Plünderung von seiten der Deutschen um ihres eignen Nutzens willen nicht so klar sein möchte als zu wünschen stände. Der heilige Bernhard geruhte auch, sich durch solche meine Vorstellungen leiten zu lassen.

Anmerkung. Leid thut es mir nur, daß der heilige Abt der neuen Regel der Cistercienser anhängt. Dessenungeachtet ist er sicher ein Gottesmann. Hätten wir nicht diese Überzeugung gehabt und uns seine große Heiligkeit vorgehalten, so würden wir ja überhaupt keinen dieses Ordens in unsrer Abtei aufgenommen haben.*)

29. Juli. St. Peter und Paul.

Ich habe in dieser Woche etwas gethan, wovon ich jetzt noch nicht weiß, ob es gut oder böse ist; doch konnte ich nicht anders handeln.

Als ich heute früh zum Häuschen der Frau Magdalis ging, fand ich sie händeringend und bitterlich weinend, das Zimmer ungekehrt und ungeordnet, und vor ihr stand Karl mit übereinander geschlagenen Armen am Herd und sah sehr verdrossen und voll trotziger Entschlossenheit aus.

„Was ist denn geschehen? Was habt Ihr vor?" rief ich aus.

„Nichts", erwiderte Karl mürrisch, „als daß meine Mutter mich nicht in den heiligen Kreuzzug mitziehen lassen will."

„Nichts!" schluchzte die arme Magdalis. „Wird Vater Bartholomäus das auch nichts nennen, daß einer Witwe einziger Sohn seine Mutter verlassen will, um Fremden sich in die Hände zu liefern, daß er mit hinausgeht und unter Türken und Juden hingeschlachtet wird?"

Nun konnte ich zwar Mutter Magdalis Anschauungen vom heiligen Krieg nicht ganz beipflichten, aber ich war auch des nicht

*) Damals gingen die Wogen des Streites zwischen den einzelnen Mönchsorden gar hoch. Die Cluniscshen Mönche verweigerten den Cisterciensern die Gebräuche der Gastlichkeit, und das Kompliment ward erwidert, obwohl die Häupter beider Parteien sehr viel duldsamer waren, da Peter von Cluny und St. Bernard Herzensfreunde gewesen.

recht gewiß, ob meines Pflegebruders Drang und Berufung lauter und echter Art sei. Er ist, im besten Lichte betrachtet, doch immerhin ein noch unerzogener Bursch, ob auch sein Herz brav und gut ist, und seit etlichen Monden hat er eine wachsende Abneigung gegen die Einförmigkeit seines bäuerischen Lebens kundgegeben. Deshalb stellte ich ihm vor, daß der Ruf schon ein sehr starker sein müsse, der es ihm zur Pflicht mache, seine Mutter zu verlassen, und fragte ihn, weil ihm die Errettung des Heiligen Landes gar so sehr am Herzen lag, wann dieser vom Himmel kommende, mächtige Ruf ihm denn gewährt worden wäre.

Einen Moment sah er etwas verlegen drein. Dann sagte er, mit der Hand in hastiger Ungeduld durch seinen braunen Bart fahrend: „Ihr wißt es wohl, daß ich kein Gelehrter bin. Von solchen Dingen wie Ruf und Berufung verstehe ich sehr wenig. Das jedoch weiß ich: das halbe nächste Dorf zieht hinaus nach Palästina, und der Graf Erbach-Erbach hat es versprochen, daß er mich zu seinem Waffenträger machen will, falls ich solches begehre. Und wie kann man von einem jungen Burschen wie ich erwarten, daß er seine Jugend hier mit Mühsal und Plage hinbringt und kärglich sein täglich Brot verdient, wenn ihm die Aussicht sich bietet, die Welt kennen zu lernen und reich genug danach heimzukehren, um in einigen Jahren der Hauptbauer vom ganzen Bezirk zu werden?"

„Aber wie viele sind denn vom letzten Kreuzzug heimgekehrt?" jammerte Magdalis. „Frage doch die Alten im Dorfe danach! Und wer bliebe nicht lieber als Leibeigner der guten Mönche von Marienthal hier als einer vom Gefolge der stolzen Grafen von Erbach zu sein? Und Nannerl, auch ihr wird es Herzeleid sein und dem kleinen guten Gretchen!"

„Gretchen wird sich gar nichts daraus machen," meinte, sich verfärbend, der junge Mann. „Gretchens Großvater war ein Kaufmann in einer von den freien Reichsstädten, und sie sagt, sie würde niemals einen armen leibeignen Ackerbauer heiraten."

„Was liegt daran, was das einfältige Ding sagt!" hielt ihm Magdalis halb ärgerlich, halb desperat entgegen. „Du wirst Deinen

Tod finden, und dann wird sie sich ganz ebenso grämen wie wir andern, das arme, eitle Prinzeßchen!"

Karls Lippen kräuselten sich, doch sah er nicht aus, als ob ihn diese Eröffnung unangenehm berühre.

„Der Kreuzzug ist ein heiliger Krieg," sagte er, „und wenn ich sterbe, Mutter, so kannst Du wissen, daß ich selig werde, und Vater Rudolf, welcher am Rhein den Kreuzzug gepredigt hat, meint, daß eine Wunde, die man vom Türken bekommt, fünfzig Paternoster wert sei."

Magdalis war allzu unglücklich, um sowohl diese Theologie als auch Karls Absicht dabei zu bestreiten. Doch wie ich so auf seine männliche Gestalt blickte, auf das mutvolle, funkelnde Auge, ward mir seine himmlische Berufung zum Kreuz noch zweifelhafter, und ich sagte: „Nun wohl, ich möchte Dir nicht in ein frommes Gelübde eingreifen. Doch ich kam hierher, Karl, um Dir zu sagen, daß vorige Woche der alte Abteijäger gestorben ist. Ich war der Ansicht, Du hättest seine Stelle wohl auszufüllen vermocht, da Du Dich so prächtig auf das Schießen verstehst."

Da wandte Karl sich plötzlich mir zu, und nach kurzer Pause sagte er: „Seht, Vater Bartholomäus, gelehrt bin ich nicht und verstehe, wie ich schon sagte, wenig von Ruf und Berufung! Es könnte schließlich doch ein Irrtum sein. Könntet Ihr mich wirklich zum fest angestellten Abteijäger und — frei machen?"

„Ich könnte es immerhin versuchen," erwiderte ich. „Doch ferne sei es von mir, mich einem Rufe vom Himmel entgegenzusetzen oder ein geweihtes Gelübde umstoßen zu wollen!"

Karl rieb sich die Stirn und sah hinauf und herunter, halb verlegen und halb überzeugt. Endlich stammelte er heraus: „Ich bin solch armer, ungelehrter Mensch, ich weiß nicht, ob es wirklich ein Gelübde war, Pater Bartholomäus! Und selbst, wenn es solches gewesen wäre, könntet Ihr nicht auch das noch wieder ins reine bringen?"

Da konnte ich nicht umhin, zu lächeln. Ich schüttelte ihm die Hand und empfahl mich.

In wenigen Wochen wird Gretchen mit dem Abteijäger sich verheiraten. Mögen die Heiligen mir beistehen, falls ich hier ein

Unrecht gethan habe! Schließlich wird Karl doch auch hier im Dienste der Kirche stehen.

Und mitunter frage ich mich auch, ob wohl unser Heiland sich so viel aus Seinem verlassenen Grabe macht, wie es jetzt viele thun.

Sind nicht die Behausungen, darinnen Er lebt, sehr viel besser?

„Arme habt Ihr allezeit bei Euch."

„Was Ihr gethan habt einem der Geringsten meiner Brüder, das habt Ihr mir gethan."

Und St. Paulus schreibt an einen jeden von den Getreuen: „Wisset Ihr nicht, daß Euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist?"

Warum also so weit hinausziehen zur Stätte eines gestürzten Tempels und zu einem leeren Grabe?

„Er ist nicht hier; Er ist auferstanden."

Er ist nicht dort allein, sondern wo zwei oder drei beisammen sind in Seinem Namen, da ist Er.

Heiliger Petrus, Paulus, Thomas, Bartholomäus und alle heiligen Evangelisten, heiliger Stephanus und heiliger Clemens, heiliger Pothinus samt allen Deinen Genossen, heiliger Irenäus mit Deinen heiligen Genossen,

heiliger Sebastian, St. Laurentius und alle heiligen Märtyrer,
heiliger Augustin, St. Ambrosius, St. Gregor und alle
heiligen Gelehrten,
all Ihr heiligen Päpste,
alle heiligen Mönche und Eremiten,
alle heiligen Jungfrauen und Witwen,
Omnes sancti et sanctae dei,
betet für mich, wenn ich hier gefehlt habe!

10. Juli.

Am Vorabend des Festes der Verklärung bat ein fremder Mönch um Aufnahme in unsre Abtei. Er trug Briefe der Empfehlung von dem ehrwürdigen Peter, Abt in Clugni, bei sich, und wir haben ihn mit Freuden aufgenommen.

Es ist ein eigentümlicher Mann, groß gewachsen, von einer Hautfarbe, die von südlicher Sonne spricht; seine Augen sind sehr dunkel und durchdringend, tragen den Anschein völliger Ruhe, und

doch, sobald man ihn ansieht, sind sie auf einen gerichtet. Seine Haltung ist mehr die eines Soldaten denn die eines Mönches, und zwar mehr die eines Soldaten, der zu befehlen, als eines, der zu gehorchen gewohnt ist. Dennoch ist er sehr, ja wunderbar demütig, bescheiden sich fügend und bereit, auch die niedrigsten Dienste zu thun, wenn solche ihm von seinen Vorgesetzten befohlen würden. Er nennt sich Konrad, redet wenig, vielleicht, weil er das Deutsche mit etwas lispelnder Zunge spricht und es offenbar ihm schwer wird, dessenungeachtet aber nicht so, als wenn seine Kehle ihm eingeschnürt wäre wie die eines Franzosen, sondern mit männlicher Kraft. Er spricht auch lateinisch, so daß ich ihn mit Leichtigkeit verstehe, obwohl Bruder Lupacius behauptet, seine Mundart sei nicht gleich der der alten Römer, was, wie ich dafür halte, für einen Christenmenschen kein Vorwurf ist.

In keiner Sprache indes spricht er viel; es scheint, als ob seine Gedanken sich zum größten Teil nach innen kehren, und glücklich scheint er auch nicht, obschon er eine ganz eigne Art hat, alles zu sehen und dabei doch scheinbar gar nichts zu erblicken.

Die meisten von uns stehen in heller Scheu vor ihm; mich jedoch fesselt dieser seltsame, schweigsame Mann; auch scheint ihm meine Gesellschaft nicht zu mißfallen.

13. August.

Eine Schar von lombardischen Handelsleuten ist heut hier gewesen mit Seide aus Griechenland und Asien und mit andern wunderbaren Waren aus dem Morgenlande.

Der Abt hat etliche schöne, seltene Steine gekauft, um damit eine Abschrift von dem Meßbuch zu schmücken, welches Bruder Theodor, der sich auf alle Kunst und Geschicklichkeit wunderbar versteht, neulich illustriert hat.

Auch haben einige der Brüder mehrere Ellen feinen Stoffs für ihre Kapuzen und Schulterkleider erhandelt. Ich wunderte mich, wie wählerisch und absonderlich sie dabei verfuhren, wie sie das Tuch so prüfend durch die Finger gleiten ließen, es an das Licht hielten, es um sich herbreiteten in kunstvollem Faltenwurf und über dessen Wert mit den Kaufleuten sowohl, wie untereinander

so eifrig sich besprachen, als ob es sich um einen Glaubensartikel handle. Es hätte keine der Damen am Hofe des Grafen Erbach eigner und peinlicher dabei sein können. Mich dünkt, wenn dieser Punkt wirklich von Gewicht wäre, so hätte auch noch eine noblere Tracht für uns ersonnen werden können.

Bruder Konrad hielt sich unterdessen völlig beiseits, und ein- oder zweimal sah ich, wie ein Lächeln ihm über das Antlitz glitt, aber es war kein Lächeln bloßen Belustigtseins.

Die Kaufleute sprachen von einem gar wunderherrlichen, christlichen Königreiche mitten in der asiatischen Wüste. Aus ihrer Beschreibung schließt Bruder Lupacius, der in Paris studiert hat, es möchte dies Reich sich in der Nähe vom Garten Eden befinden. Viele aber unter uns halten dies für eine weltliche und kühne Auffassung, da wir der Ansicht sind, daß jener Garten hinauf in den Himmel entrückt ist.

Der Kaiser in diesem Reich nennt sich Priester und heißt Johannes; obwohl er Könige und Fürsten unter sich hat, zieht er doch den Titel Priester allem vor als einen, der sowohl mehr Demut als auch mehr Erhabenheit in sich trägt, ein auffallendes Zeichen klarer Erkenntnis bei einem solchen Barbaren.

Anmerkung. Die Kaufleute scheinen den Zwist zwischen uns, den alten Benediktinern und den Cisterciensern, völlig zu begreifen, da sie von den letzteren übel reden als von höchst übertrieben strengen Leuten, die Kunst und Handel in keinerlei Weise beschützen.

24. August. St. Bartholomäus, heiliger Schutzpatron, bete für mich!

Unsre Bienen haben diesmal ein gutes Jahr gehabt, da sie uns einen hübschen Vorrat von Honig und Met eingebracht.

Montag.

Bruder Konrad hat sich auf seiner Reise krank gemacht und den Fuß verletzt. Sie war sehr weit, und er scheint nicht gewöhnt an Fußtouren. Trotzdem will er in keiner Weise in der Strenge der Enthaltsamkeit nachlassen.

Heut abend ging ich in seine Zelle mit einer heilenden Salbe von Kräutern, die unter unserm Landvolk hier sich an großer

Wirksamkeit bewährt hat. Da er mir keine Antwort auf mein anmeldendes Zeichen gab, so machte ich leise die Thür auf. Er kniete am Boden und drückte voll Inbrunst ein Kruzifix an seine Brust. Als ich eintrat, erhob er sich und warf hastig seinen Mantel um die Schultern, damit ich nicht sähe, wie sie vom Geißeln bluteten. Ein wenig von oben her fragte er, was ich von ihm begehre. Ich bat ihn, mir zu erlauben, seine Füße zu baden. Höflich lehnte er solches ab, so daß ich es ihm nicht aufdrängen konnte. Als ich aus der Zelle herausging, nahm er meine Hand, drückte sie an seine Lippen und sprach: „Bruder, Du hast solch gutes, unschuldiges Herz, bete für mich!"

Ich fürchte, er hat irgend eine große Sünde begangen.

Donnerstag.

Das ganze Dorf ist in Aufruhr über den fremden Mönch. Gestern, als Bruder Konrad dahergewandert kam, sah er einen stämmigen Bauernkerl einen der Buben von Nannerl Reichard schlagen, weil dieser sein Maultier durch Reiten lahm gemacht hatte. Ohne ein Wort zu sagen, warf Bruder Konrad seine Kutte zurück, schürzte seine Kleider und schlug den Mann. Darüber sind nun die Bauern bitterböse und schelten ihn einen fremden Einmischer. Nannerl jedoch, sowie alle Kinder im Dorf nehmen seine Partei, denn gegen letztere ist er stets sehr gut. Doch Nannerls Junge war ein mutwilliger, fauler, kleiner Schelm, seiner Mutter also sehr unähnlich, und hatte keinerlei Anrecht an das Maultier. Überdies verträgt sich solches Einmischen nicht mit der Würde des heiligen Gewandes.

Unser Herr Abt hat die Sache weislich erwogen und dann unsern Konrad zu Buße und Gefangenschaft in seiner Zelle verurteilt. Enthaltsamkeit über das hinaus, was er darin schon leistet, ist kaum ausführbar.

Sonnabend.

Unser Herr Abt legte es nach dem Frühgottesdienst unserm Konrad auf, er möchte den Bauer um Verzeihung bitten. Da bedeckte sich seine dunkle Wange mit Purpur.

„Ich — Vergebung von solchem Lump?“ murmelte er zwischen den Zähnen.

„Auf den Gehorsam eines Mönches hin gebiete ich es Euch!“ rief da der Abt fast leidenschaftlich.

Konrad verneigte sich zustimmend, ging ins Dorf, suchte den Bauer auf und machte in meiner Gegenwart die geforderte Entschuldigung. Der Mann wollte ob solcher Herablassung gern als Anerkennung ihm ein Geschenk machen, doch Konrad nahm es nicht an.

„Der Kerl hatte solche Züchtigung verdient,“ sprach er zu mir, als wir heimkehrten.

„Der Gehorsam eines Mönches bedingt aber ebenso die Unterwerfung des Willens als der That,“ bemerkte ich.

„Das weiß ich“, erwiderte er, „und unterwerfe mich deshalb.“

„Das Gebot unsers Herrn Jesu“, begann ich abermals, „wendet sich ebenso an unser Herz als an den Willen. Er hat gesprochen: „Liebet eure Feinde!“ “

Konrad blickte zu Boden und sprach kein Wort mehr, bis wir das Kloster erreicht hatten. Am Abend aber kam er zu mir in meine Zelle und sagte: „Du bist kein Heuchler. Glaubst Du wirklich, daß es möglich ist, von Herzen diejenigen zu lieben, die uns gehaßt, uns Unrecht gethan auf eine niedrige Weise, uns geschmäht und verleumdet, nicht nur sich des Racheübens zu enthalten, sondern auch sie *lieb* zu haben?“

„Jesus sprach unter Seinen Mördern: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ Und Tausenden von ihnen ist Vergebung zu teil geworden, und sie sind nun in der gesegneten Gemeinschaft Seiner Erlösten.“

„Er war Gott,“ sprach da Konrad. „Ich bin ein Mensch und ein Sünder.“

„Hast Du nichts, gar nichts, dafür *Du* der Vergebung bedürftest?“

Da sah er mich an, nachdenklich, tief traurig.

„Ich verstehe,“ sagte er in herbem Tone. „Wir müssen vergeben, auf daß uns vergeben werde. Es ist schwer, solches zu thun, doch es nicht thun, ist die Hölle.“

„Nein," sprach ich, „wir müssen vergeben, weil uns vergeben worden ist. Wir müssen lieb haben, weil wir erst geliebt worden sind — und so geliebt."

Doch hier schien er wieder in seinen in sich selbst verschlossenen Zustand zurückzufallen. Er nahm hastig seine Lampe und schritt aus der Zelle.

Mittwoch.

Bruder Konrad scheint etwas erleichterten Herzens zu sein, da er thatsächlich Beschäftigung gehabt hat. Er hatte beobachtet, daß wir all unser Wasser für den Haushalt, für das Vieh, für den Garten aus dem Strom am Ende unsers Thals zu schöpfen haben, also beinahe eine Viertelmeile von hier ab. Er fragte, weshalb wir keinen Brunnen grüben. Der Abt wies als Grund auf die mühevolle Arbeit sowohl wie auf die Ungewißheit, wirklich Wasser zu finden.

„Wenn Ihr es mir gestattet," sagte er, „so will ich in einer Woche mit einem Tagelöhner die Sache herstellen."

Die meisten unter uns hielten dies für ein müßiges Prahlen; aber Otho der Donnerkeil hatte Vertrauen zu dem Fremden und bot sich von selbst an, ihm beizustehen. Darauf hin machten sich die beiden alsbald ans Werk. In wenigen Tagen kam das Wasser aus dem gegrabenen Gange herausgeströmt. Otho staunte ob der Weisheit, mit welcher Konrad den Fleck vorher bestimmt hatte.

„Ich habe viele Jahre im Osten gelebt, wo das Wasser rar ist," sagte er als Erklärung. Ich vermute, er hat sich mit am Kreuzzug beteiligt.

Er hat uns auch einige neue landwirtschaftliche Geräte gezeigt, die, wie er sagt, bei den Provençalen gebraucht werden und in Languedoc, woselbst die Leute wunderbar geschickt sind in allerlei Künsten und Handfertigkeiten.

Freitag.

Heute wurde ein Roß zum Verkauf in die Abtei gebracht. Das Tier war wirklich schön, doch dabei so bösartig und störrisch, daß mehrere von unsern besten Reitern — und es thut mir weh,

eingestehen zu müssen, daß es solcher mehr unter uns giebt, als es sich für eine Gemeinschaft von maßvollen, der Welt und ihren Freuden entsagenden Männern schickt, die in der Kunst des Rossezüchtens wohl bewandert sind — heftig zu Boden geworfen wurden.

Schon wollte man das Roß fortschicken, als Konrad, der abseits sich haltend uns beobachtet hatte, sich erbot, es zu reiten. Zunächst flüsterte er dem Tiere etwas ins Ohr, dann schwang er sich ihm auf den Rücken und ritt es nun im Hofe umher und wohin er wollte, als ob es ein sanfter Damenzelter sei. Als er dann abstieg, umdrängten wir ihn alle und staunten ob seiner Geschicklichkeit. Doch er sagte in gleichgültigem Tone: „Das habe ich von den Arabern gelernt. Unter denen giebt es viele, die es noch weit besser verstehen." Dann entzog er sich uns und ging in seine Zelle.

Bruder Konrad macht uns allen viel zu schaffen. Einige der Brüder fürchten, daß er ein Nachfolger von Mahommed gewesen ist, denn er sprach neulich zu einem der italienischen Kaufleute in ziemlich heidnisch klingendem Kauderwelsch, wovon keiner von uns auch nur eine Silbe verstehen konnte. Und wie Bruder Lupacius sagt: „Was hat er nur damit gemeint, daß er's von den Arabern gelernt hätte? Wie kann ein Christenmensch denn irgend etwas von einem Araber lernen?"

Dennoch fühle ich mich wundersam zu ihm hingezogen. Er ist auch gegen mich stets freundschaftlich und gut. Nur fürchte ich, er mag sich geirrt haben über seine Berufung zum Mönch. So energische Naturen wie die seine, so an Arbeit gewöhnt, werden in der toten Ruhe unsers Lebens kaum Spielraum oder ausfüllende Beschäftigung finden.

Dezember.

Die ganze Abtei ist seit etlichen Wochen in Aufruhr gewesen. Der Unterprior ist tot, und wir sind berufen worden, einen Nachfolger zu erwählen.

Er hat seit vielen Wochen schon krank gelegen, da er hochbejahrt vom Schlage befallen ist. Während seiner Krankheit hat es viele Beratungen und Zusammenkünfte gegeben. Vier der

älteren Mönche haben kleine Gruppen von zwei oder drei Brüdern in den Winkeln während unsrer Erholungsstunden um sich gesammelt und in gedämpftem Tone gar angelegentlich zu ihnen geredet.

Diese Mönche waren untereinander stets sehr artig, doch wenn einer den andern in Unterhaltung begriffen sah, gesellte er sich zu der Gruppe, und alsbald ging diese dann auseinander.

Diese selben Mönche waren äußerst beeifert, die Symptome der Krankheit des Subpriors zu beobachten.

Auch die Amtsboten sind in letzter Zeit merkwürdig eifrig in ihrem Geschäft gewesen und haben sich dabei einer auffallend im Wachsen begriffenen Höflichkeit gegen alle befleißigt.

Schließlich also starb der Subprior und ward begraben.

Einige Tage lang ging die ganze Brüderschaft mit gedämpften Schritten umher und sprach nur halblaut. Ich betrauerte den alten Mann von Herzen; ist er mir doch stets wie ein Vater gewesen und hat mir manch wundersame Historie aus alten Zeiten erzählt. Doch seine letzten Jahre waren so still und geräuschlos dahingegangen, seine Stimme war allmählich so verstummt in unserm Kreise, daß ihr gänzliches Schweigen nun kaum einen Unterschied macht. Möge er in Frieden ruhen! Ich will viele Messen für seine Seele opfern.

Wir versammelten uns im Kapitelhause, und nach feierlichem Absingen des „Veni Creator Spiritus“ ward das Los geworfen. Zu unsrer aller Überraschung fiel das Los auf Bruder Konrad; doch er war nicht zu finden.

Während sich einige der jüngeren Brüder anschickten ihn zu suchen, fingen die andern an miteinander zu flüstern. Zunächst waren die vorhin erwähnten vier älteren Mönche sichtlich froh, daß von den vier nach ihnen folgenden niemand gewählt worden war, als aber Bruder Konrads Abwesenheit länger währte, traten sie näher zusammen und berieten sich mit zornig klingendem Flüstertone. „Ein Eindringling,“ „ein Fremdling,“ „ein von den Galeeren Aufgelesener,“ „ein arabischer Gaukler!“ — und noch so manches andre unüberlegte Wort entfuhr ihnen hierbei. Die guten Leute ließen sich vom Eifer der Sache mit fortreißen. Es währte nicht lange, so erhob sich das dumpfe Gemurmel zu einer lauten Debatte,

die Debatte zu einem Sturme von zornerfüllten Worten, und so erregt und leidenschaftlich wurde diese Verhandlung, daß Bruder Konrad bereits fünf Minuten in ihrer Mitte stand, ohne daß sie es gewahr wurden.

Endlich erhob sich unser Herr Abt, und nachdem er ein Weilchen vergebens gestikuliert hatte, gelang es ihm, Ruhe zu gebieten. Dennoch fuhr das dumpfe Gemurmel der Unzufriedenheit fort gleich dem Echo des Donners im Gebirge, wenn das Gewitter vorüber ist und wir uns noch fragen, ob es auch wiederkommt.

„Brüder," sprach der Abt, „schauet den, welchen Ihr erwählet habt als Nachfolger für unsern verehrten Subprior! Möchte die Wahl gesegnet sein!"

Viele aber der Brüder schielten ingrimmig zu Bruder Konrad hin, und der Sturm fing aufs neue an loszubrechen.

Bruder Konrad stand mit über der Brust gekreuzten Armen da und wartete voller Ruhe auf eine Pause, auf seinen Lippen jenes schon einmal von mir beobachtete, eigenartige Lächeln, bis der Abt aufs neue genötigt war, dazwischen zu treten.

„Brüder," sprach er, „sind wir denn nicht ein geweihtes Konzilium von Priestern, geleitet durch den Geist des Allerhöchsten? Schauet ihn an, den Ihr gewählet habt!"

Darauf folgte ein verdrossenes Schweigen, und Konrads Stimme ließ sich vernehmen.

„Ich bin nicht hierher gekommen, heiliger Vater," sagte er, „Mönche zu regieren, sondern meine Seele zu erretten. Lasset die heiligen Brüder darum einen Mann wählen, der besser tauge!"

An diese Höflichkeitsformeln bei den Neugewählten waren wir gewöhnt; indes zu unsrer Überraschung bestand Bruder Konrad auf seiner Weigerung und war durch nichts davon abzubringen. Darauf mußten wir denn zu einer Neuwahl vorschreiten, und diesmal fiel das Los auf einen der vier älteren Mönche.

Damit war die Versammlung genötigt, sich als einverstanden zu erklären. Der neue Subprior ist feierlich in sein Amt eingeführt worden, und Bruder Konrad wird im Konvent als ein Muster von Demut geehrt.

Als ich am andern Morgen mich mit Bruder Konrad unterwegs befand, um einem kranken Manne das heilige Sakrament zu spenden, sagte ich: „Es freut mich zu sehen, daß Du Dir in Deinem Herzen keine großen Dinge begehrst.“

Lachend sagte er darauf: „Ich habe kein Verständnis für die Mönche, noch sie für mich. Hätte ich die Größe dieser Welt begehrt, so würde ich mir solche nicht in einem düstern Kloster des Nordens aufgesucht haben. Einst habe ich über Tausende von Kriegern zu gebieten gehabt, und ist es also für mich keinerlei Ehrensache, etliche Mönchlein zu beherrschen. Ich bin hergekommen, der Welt zu entrinnen, nicht ihr nachzugehen; ich wollte hier ein ruhig Leben führen und meine Seele erretten.“

Bruder Konrad hat recht, und ich liebe ihn um dieser seiner ehrlichen Worte willen. Trotzdem bin ich verwundert, daß er in solch geringschätziger Weise von unsrer ehrwürdigen Abtei redet, die doch vom Kaiser ihre Charta hat und die heiligen Gebeine eines der höchsten Bischöfe umschließt, und sie hier aufzurichten, ist ihm von der heiligen Mutter Gottes selbst in einer Vision befohlen worden. Der, welcher ihren Grund gelegt, steht im Kalender, und unser Abt gesellt sich zunächst den mit der Mitra bekleideten Äbten um den bischöflichen Thron. Von diesem allen kann Konrad wohl schwerlich unterrichtet sein, sonst hätte er nicht so absonderlich unpassende Worte gewählt, wie „ein düstres Kloster“ oder „etliche Mönchlein“. Nicht etwa, daß ich stolz wäre auf diese Vorrechte, nein, der heilige Benedikt weiß, daß wir nichts als ein Häuflein von armen, bescheidenen Priestern sind, die Knechte der Knechte Gottes.

26. Januar. St. Polykarp, der Bischof und Märtyrer.

Heute ist hier eine Post angekommen mit Briefen und Botschaften für unsern Herrn Abt und ein mit vornehmem Wappen versiegelter Brief für Bruder Konrad.

Der Bote bringt betrübende Kunde über die Abtrünnigkeit einiger der neuen Bekehrten des Bischofs Otho von Bamberg in Pommern und sodann von Leiden, die andre zu erdulden haben. Wenn ich solche Dinge höre und lese, wie schämt sich da mein

schlaffes und schwaches, laues Herz! Du, Herr, bist der Gleiche für uns wie für sie; o so mache uns auch wie sie Dir gleich!

Ich brachte Bruder Konrad den Brief in seine Zelle. Als er ihn empfing, zitterten ihm die Hände, und sein Antlitz ward fahl vor Blässe. Nachdem er den Inhalt gelesen, riß er ihn voller Heftigkeit in Stücke und murmelte: „Gottes Fluch!“ Dann aber plötzlich abbrechend, sagte er: „Verlaß mich, Bruder Bartholomäus! Du kannst mir jetzt nichts helfen.“ Ich mußte also wohl hinausgehen, denn sein Angesicht hatte einen so herben Ausdruck, daß ich es für Thorheit hielt, mich seinem Wunsch zu widersetzen.

30. Januar.

Seit allen diesen Tagen hat keiner von uns den Bruder Konrad zu Gesicht bekommen; er will nichts genießen und verweigert uns allen den Eintritt.

1. Februar. St. Ignatius, Bischof und Märtyrer.

Heut habe ich an die Thür von Bruder Konrads Zelle gepocht. Da ich keine Antwort erhielt, wagte ich es schließlich, ungeheißen bei ihm einzutreten. Er saß auf seinem Bett mit zu Boden gesenktem Blick. Sein Antlitz war bleich und verzerrt wie das eines Mannes, der durch einen tiefen, auch den Leib mit Pein erfüllenden Seelenkampf gegangen ist; doch lag jetzt Ruhe darüber, und ruhig klang auch seine Stimme, als er also zu mir sprach: „Warum bist Du hergekommen? Du kannst mir nichts helfen.“

Ich setzte mich neben ihn und sagte: „Bruder, ich bin gekommen, um Dir aus dem Worte des Friedens vorzulesen, denn ich fürchte, Du hast viel gelitten.“

Er erwiderte kein Wort, auch wurde sein Gesichtsausdruck nicht milder, sondern er senkte nur das Haupt; doch obwohl ich keinerlei weitere Ermutigung empfing, habe ich den Psalter aufgeschlagen und zwar den 32. Psalm: „Wohl dem, dem die Übertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedecket ist! Wohl dem, welchem der Herr die Missethat nicht zurechnet, in des Geist kein Falsch ist!“

„Bist Du hierher gekommen, mich vor der Zeit zu quälen?“ rief er da aus und sah mich barsch und unmutig an. „In meinem Geiste ist eben Falsch, meine Übertretung kann nie vergeben werden, noch meine Sünde bedecket. Diese Worte voller Frieden sind für mich eitel Schwerter, denn ich kann nicht bereuen. Die, welche nicht vergeben, sollen nimmer Vergebung erlangen — und ich kann nicht vergeben.“

Ich war still, und nach etlichen Minuten fuhr er fort: „Höre, wenn Du magst, das an, was ich gethan habe! Bisher habe ich es noch nie erzählt. Ich hatte gar hübsche Ländereien in Arragonien, auch Schlösser. Ich liebte und glaubte mich geliebt und war verlobt. An einem verhängnisvollen Tage nahm ich das Kreuz; sie zierte mich gar schön mit ihren Farben, als ich fortzog, und ich trug diese voll Triumph durchs dichteste Schlachtgewühl. Dann kehrte ich heim, langte an mit meinen Mannen auf dem Schlosse meines Vaters. Sie feierten ein Fest daselbst, sie, meine Braut, in ihrer Mitte, und mein jüngerer Bruder, ein Federfuchser, ein Notar, glatt von Worten und schmuck von Angesicht, den ich lieb gehabt und wert gehalten gleich meinem eignen Sohn (denn als Waisen wuchsen wir auf), und — sie war sein Weib. Meine Güter und Schlösser waren wohl mein Eigentum und der König mein Freund, doch was machte ich mir daraus? Sie vermochten nicht, sie mir wiederzugeben, noch die Wahrhaftigkeit und Schönheit, damit geziert ich ihr Bild stets erblickt hatte. Da verließ ich mein Land verkleidet und kam her als Mönch, auf meine Rechte und Besitztümer zu ihren Gunsten verzichtend. Meine Abwesenheit benutzten sie, mich beim Könige zu verleumden; doch er vertraute mir und enthüllte ihre Treulosigkeit. Da liegt der Brief, den sie mir gesandt haben, worin sie mir für meinen Edelmut danken und mich feierlich ersuchen, all meine Erbrechte ihnen abzutreten, und das hat sie unterschrieben. Das ist meine ganze Geschichte. Ich habe gethan, was ich konnte, ihnen gesandt, was sie von mir erbeten. Ich will keinen von ihnen verfluchen, doch Du sagst, Gott fordert mehr. Ich habe es versucht, aber ich kann ihnen nicht vergeben. Du kannst mir nichts helfen. Ich bin verloren.“

Er sprach diese Worte mit der Ruhe fester Überzeugung, wie jemand, dem dieser schreckliche Gedanke nichts Befremdliches oder Zweifelhaftes hatte, sondern durchaus gewiß und vertraut war. Doch ich vermochte meine Thränen nicht zurückzuhalten.

Als ich wieder in gefaßtem Tone sprechen konnte, nahm ich das Kruzifix von seinen Knieen und sagte: „Bruder, wessen Bildnis ist dies hier?"

„Ich weiß, was Du sagen willst," erwiderte er, „aber es ist umsonst. Er ist Gott. Sein Herz war liebreich und barmherzig; das meine ist hart; es ist in seinen eignen Thränen erstarrt. Wohl hat Er vergeben, ich aber hasse. Ich sündige, indem ich spreche, und kann nicht bereuen. Ich murre nicht gegen Gott. Er ist gerecht. Ich bin verloren, und ich verdiene es."

Es lag solche tiefinnere Seelenpein in dem gehaltenen, langsamen Tone, damit er dies sagte, daß ich das Gefühl hatte, was ich auch darauf sagen möchte, würde völlig machtlos sein, und so kniete ich nieder und rief, anfangs im stillen, dann laut den an, der da Wohlgefallen hat an Barmherzigkeit.

Was ich gesagt habe, weiß ich nicht mehr genau; ich entsinne mich nur, daß ich mein ganzes Herz im Gebet vor Gott ausgeströmt habe, Ihn anrufend, der da nahe ist den zerbrochenen Herzen, sich meines Bruders zu erbarmen, das Herz zu heilen, das Menschen gebrochen hatten, und seine Wunden zu verbinden. Ich wußte und fühlte, daß der Herr uns nahe war, so nahe, wie da die Kranken und Bekümmerten den Saum seines Kleides anrührten und geheilt wurden, da die armen Sünder, die von der Welt ausgestoßen wurden, zu Seinen Füßen weinten und Vergebung empfingen. Ich war dessen sicher, daß Er mich hörte, und daß Er Seine Verheißung auch hier erfüllen und uns geben würde, um was wir baten. Ehe ich mich erhob, war Konrad neben mir auf seine Kniee gesunken, und als ich aufstand, verharrte er noch in dieser Lage.

Ich wartete noch eine Weile; dann legte ich ihm das Kruzifix in die Hände und sagte: „Nicht um geringer Sünde willen hat der Sohn Gottes den Thron Seiner Herrlichkeit verlassen und ward gehorsam bis zum Tode, zu solchem Tode. Auch hat Er solches

alles nicht umsonst erlitten. Mein Bruder, wohl bist Du verloren, aber der Herr Jesus ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Du irrst Dich gänzlich über die Absicht Seines Kommens zu uns. Nicht um zu richten, sondern selig zu machen kam Er. Schaue auf Ihn, den Deine Sünde durchgraben und durchstochen hat, und lebe!"

Keine Thräne sah ich in seinem Auge, kein Zeichen der Bewegung auf seinem Antlitz; doch als ich aus der Zelle herausging, ergriff er meine Hand und sprach mit kaum hörbarer Stimme: „Es ist noch Hoffnung."

4. Februar.

Heute abend hat sich Bruder Konrad an unserm Lesen in der Heiligen Schrift beteiligt. Wir lesen jetzt das Buch des Propheten Jesaias. Der heutige Textabschnitt umfaßte die Kapitel 52, 53, 54, 55 und 56.

„Fürwahr, Er trug unsre Krankheit und lud auf Sich unsre Schmerzen, aber wir hielten Ihn für den, der von Gott geschlagen und gemartert war.

Aber Er ist um unsrer Missethat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen; die Strafe liegt auf Ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch Seine Wunden sind wir geheilet.

Wir gingen alle in der Irre wie Schafe; ein jeglicher sah auf Seinen Weg; aber der Herr warf unser aller Sünde auf Ihn."

Und abermals:

„Wohlan alle, die Ihr durstig seid, kommet her zum Wasser, und die Ihr nicht Geld habt, kommet her, kaufet und esset! Kommet her und kaufet ohne Geld und umsonst beides, Wein und Milch!"

Mir war es, als ob diese Worte des Lebens noch niemals meinem Herzen solch warmes Bewußtsein der unverdienten und unaussprechlichen Liebe Gottes gebracht hätten wie in dieser Stunde. Als der Lampenträger seine Runde antrat und sein Licht von einem Antlitz zum andern strahlte, da sah ich das des Bruders Konrad feucht von Thränen. Er versuchte auch nicht sie zu verbergen, eine seltsame Sache bei einem so stolzen Manne.

12. Februar. St. Eulalia, eine jungfräuliche Märtyrerin.

Nie habe ich jemand gesehen, der sich so verändert hat wie Bruder Konrad. Sein Herz scheint sich erschlossen zu haben; es ist, als ob eine Hand, die sein Geheimnis kannte, irgend eine verborgene Quelle berührt habe, so daß nun das verschlossene Gefäß in einem Augenblick sich aufgethan habe. Statt daß seine Seele wie bisher von ihrem eignen Dunkel umhüllt wäre, gleicht sie nun einer offenen Stätte voll Friede und Licht, da es allen, die sich ihr nahen, wohl und warm wird. Das frühere Lächeln voll verächtlichen Mitleids ist einem Lächeln voll herzlicher Teilnahme gewichen. Statt der toten, mechanischen Unterwerfung, mit der er sich den Befehlen der Oberen fügte, scheint solch Gehorchen nun seine Freude zu sein, seine Speise, allen Dienste zu thun als ein Knecht dessen, welcher kam, daß Er diene.

Heute abend haben wir, als wir von einer Walddurchmusterung heimkehrten, das Häuslein Nannerls passiert; die Kinder (sie hat jetzt deren drei) standen an der Thür und warteten auf ihren Vater; ein jedes wollte ihn zuerst sehen beim Heimkehren von seinem Tagewerk auf der Abtei. Da er in Sicht kam, liefen sie alle ihm entgegen. Die beiden ältesten hingen sich an seinen Rock; das jüngste kam hinterdrein, bis er es mit seinen Armen auffing und mit Küssen bedeckte.

„Was ist es doch,“ sagte Konrad, als wir vorbei waren, „Gott Vater nennen zu dürfen!“

„Ja,“ erwiderte ich, „und den Himmel unser Daheim.“

Gott giebt uns Kraft, indem Er uns Frieden schenkt.

Einem Konrad wie einem St. Paulus ist der Sohn Gottes offenbar worden, und der Geist Gottes erfüllt nun jeden Winkel seines verarmten, vereinsamten Herzens mit dem holden Klange des Wortes: „Abba, lieber Vater!“

14. Februar.

Die Armen fangen allenthalben an, von der Kargheit der letzten Ernte zu leiden, wozu sich noch die Härte und Unbill der Jahreszeit gesellt. Sie umdrängen unsre Pforten und flehen um

Barmherzigkeit um der Liebe Christi willen. Unser Herr Abt hat die sämtlichen Vorratskornspeicher von allem überflüssigen Getreide leeren lassen, und diese Woche haben wir Bruder Theodor nach Bamberg gesandt, natürlich in zuverlässiger Begleitung, um einige von unsern am prächtigsten illustrierten Manuskripten zu verkaufen samt den Edelsteinen, damit sie geziert sind. Bruder Theodor hat beinahe geweint, die ihm so teuren Handschriften also beraubt zu sehen, und kaum vermochte ich seinen Kummer durch alles das, was ich ihm von den noch wertvolleren „lebendigen Briefen" sagte, zu lindern. „Diese Sammlungen und Arbeiten eines Jahrhunderts also in einer Woche verschleudert zu sehen," jammerte er, „und vielleicht gar noch in die Hände solcher geraten, die da weltlich und unwissend sind, oder in die eines mit uns um den Vorrang streitenden Ordens!"

Auch haben wir etliches von den Kirchengeräten und Behängen verkauft, dazu verschiedene von den kostspieligeren Gewändern, damit wir Korn dafür anschaffen konnten. Einige freilich murren darüber, als sei es eine Entweihung heiliger Dinge. Bruder Konrad aber sagt: „Es ist doch nichts weiter als eine Aufbewahrung an geborgener Stätte, bis daß wir ihrer bedürfen, und der sie uns aufbewahrt, ist ein sicherer Hüter."

Er selbst hat sich in letzter Zeit viel damit beschäftigt, Manuskripte des Buches aller Bücher abzuschreiben, eine bis vor etwa drei Monaten für ihn völlig neue Arbeit, da er ja mehr gewohnt war, das Schwert zu hantieren als die Feder. Zuerst sahen seine Buchstaben sehr unschön und keineswegs wie die eines Christen aus, aber er lachte ob seiner Fehler, bis er sie überwand, und jetzt kann kaum Bruder Theodor schneller schreiben noch mit deutlicheren, schöneren Buchstaben. Tag und Nacht ist er damit beschäftigt, da er alle diese Abschriften für das arme, hungernde Landvolk zu verkaufen beabsichtigt. Auch gewährt solche Abschrift der heiligen Gottesworte seiner eignen Seele nahrhafte Kost, also daß er bei solchem „Begießen" selbst „begossen wird".

Es ist wirklich jammervoll, wenn man sieht, wie die armen, hungrigen Menschen sich in die Thore und Höfe der Abtei drängen; Mütter halten ihre weinenden Kinder in die Höhe — um sich selbst

klagen sie nicht — alte Männer, die vor Schwäche schwanken, stämmige Burschen, die vor Hunger umsinken. Wir warten auf neue Vorräte von Bamberg.

März.

Bruder Konrad scheint täglich in Gnade und Erkenntnis der Heiligen Schrift zu wachsen. Heute nach der Frühmesse sagte er zu mir:

„Einst habe ich mich, wenn ich auf die Höhe blickte, von welcher ich herabgestiegen war, für einen bewundernswert demütigen Mann angesehen, bis ich beim Hinaufschauen gewahr wurde, wie tief mein Heiland Sich zu bücken hat, um zu mir herunterreichen zu können. Jetzt kann ich mich niemals genug über meinen Dünkel und Seine Gnade verwundern. Einige", setzte er hinzu, „malen die Demut mit niedergeschlagenen Augen so, als ob sie dächte, jeder spräche: Seht nur, wie demütig sie ist! Aber wahre Demut blickt frei hinauf gen Himmel, weil sie weiß, was sie ist und wo sie ist, und darüber, daß sie bedenkt, was Gott ist, vergißt sie sich selbst."

Er gleicht einem, der still und leis seinen Weg geht in der ruhigen Sicherheit, die eines Königs stete Gegenwart giebt. Dennoch bangt mir bisweilen bei seinen Fragen nach unsrer heiligen Mutter, der Kirche, und ihren Lehren. Sein Gemüt ist aufrichtig und gerade, gleich dem eines Kindes, und hat er erst einmal den Faden einer Wahrheit erfaßt, so geht er demselben nach durch die ganze Heilige Schrift, ohne darauf zu achten, welche Gewebe er damit zertritt, welche heiligen Gehege er niederstampft auf diesem seinem Pfade. Mir graut, wohin das ihn noch führen kann.

Heute abend haben wir in der Dämmerung bei einander gesessen und über die Legenden der Heiligen geredet und über ihr Erscheinen vor unsern Augen, von dem Kriegsmann, dem heiligen Jakobus, von dem, den sie mit so vielen Pfeilen durchbohrt und doch nicht getötet haben, von der Jungfrau Margareta, der Perle und Sternblume des Paradieses, von der lammgleichen Agnes, ihrem Weh und ihrem Sieg, und von vielen andern Rittern und Frauen des himmlischen Hofstaats.

Als wir später beide ganz allein waren, fragte mich Konrad: „Wozu das Gebet zu den Heiligen, wo wir doch direkt zu Gott sprechen dürfen?"

Ich war nicht wenig verblüfft ob dieser plötzlichen Frage, sagte aber: „In unserm Kloster dürfen wir alle gleichfalls uns direkt an unsern Herrn Abt wenden, dennoch dünkt es vielen ein Vorzug, ihre Anliegen durch mich ihm zu übermitteln, weil sie wissen, daß ich bei ihm in Gunsten stehe."

„Das mag sein," erwiderte er; „doch der Abt ist nicht unser Vater, noch hat er es ausdrücklich geboten, all unsre Anliegen vor ihn zu bringen."

Mögen die Heiligen oder der, welcher sie heilig macht, uns vor so kühnen Schlüssen und Anschauungen in Gnaden behüten! Trotz alledem beschämt der Eifer, das stete Wachsen der Erkenntnis bei Bruder Konrad gar oft mein kaltes, träges Herz. Es scheint mir, als ob ich gar nicht wüchse, und manchmal möchte ich, wenn ich zurückblicke auf die Jugendtage meines christlichen Lebens, ausrufen: „Wo ist der Segen, des ich damals mich rühmte!" Es ist, als ob solcher dahin geschwunden sei gleich einem Sonnenstrahl am Morgen eines grau umwölkten Regentages. Kann es denn also mit uns sich so verhalten wie mit der Kirche? Müssen es notwendig die Jugendtage sein, darin die Liebe am frischesten, der Eifer am reinsten ist?

Das könnte scheinen, als ob das ewige Leben gleich allen Dingen, die vergehen, zum Abfall und Verfall verurteilt wäre. Doch nein, dem ist nicht so! St. Paulus spricht von Wachstum, und Konrad wächst. Der Fehler liegt an mir; mein Herz ist so tot, mein Hoffen oft so schwach und mein Beten so mechanisch. Sollte ich mich etwa über meine Berufung getäuscht haben?

13. April. St. Justinus, der Märtyrer.

Unsre neuen Kornvorräte sind angelangt, und alle Tage erscheinen die Leute vom Dorf in der Abtei, um ihr Teil in Empfang zu nehmen. Es ist segensvoll, also Gottes Haushalter zu sein, Seinem Volke Speise zu geben zu seiner Zeit, ob es auch nur Speise für den Leib ist.

23. April. St. Georg, der Märtyrer.

Gestern hat uns ein junger Franzmann aus der Universität von Paris besucht. Wir gaben ihm für eine Nacht Obdach, und er vergalt uns dies damit, daß er verschiedene theologische und andre Thesen uns vorlegte.

Ich staunte über die Gewandtheit und Leichtigkeit, womit er den Zankapfel seiner Argumente hin und her warf und ihn mit größerem Geschick wieder auffing als der gewandteste Taschenspieler. Bruder Konrad aber saß still daneben und offenbar mißvergnügt. Er liebt dergleichen Künste und Spiele mit solchen Dingen nicht.

So manche wunderliche Frage hat uns dieser junge Scholar aufgeworfen, wie z. B.: „Kann man von Engeln mit Recht sagen daß sie fliegen, da Geister doch keinen Raum kennen und Fliegen Bewegung und Bewegung ein Wechseln des Raumes ist?"

„Weshalb befindet sich die Nase wohl über und nicht unter dem Munde?"

„Was würde Gott wohl gethan haben, wenn Adam der Verlockung Mutter Evas nicht Gehör geschenkt und also nicht von der verbotenen Frucht gegessen hätte?"

Während er noch mit großer Spitzfindigkeit sich über diesen letzten Punkt erging, stand Konrad auf, trat dicht vor den Fremden hin und sagte: „Wenn ein Mensch Schiffbruch erlitten hat, so ist es nicht Zeit, über das Verhalten des Steuermanns zu debattieren oder darüber, wie das Seil, welches zu seiner Rettung ihm zugeworfen ist, gefertigt wurde."

Der Student war ein Weilchen still, dann sagte er: „Das, mein hochwürdiger Herr, ließe sich noch in Frage ziehen. Gestattet mir, die Sache syllogistisch festzustellen!"

„Ich bin kein Gelehrter," erwiderte Bruder Konrad, „aber das weiß ich, wenn unser Herr wiederkommen wird, so giebt es eine Frage, welche uns entweder unter die Erretteten oder unter die Verlornen stellt: „Kennst Du mich als den Erlöser Deiner Seele?" Und wenn wir „Ja!" sagen können, so wird sich uns darauf alle Weisheit der Engel erschließen vor Seinem Angesicht."

Der Franzmann wollte diesen Punkt noch weiter bestreiten, da legte sich Bruder Konrads Hand leicht auf seinen Arm, und er sagte: „Junger Mann, Du bist, wie ich glaube, ein Schüler Peters von Abelard. Er ist ein großer Mann, doch unser Herr Jesus Christus ist noch unendlich viel größer. Lies in Seinem Wort; folge Ihm nach! Er kann Dich selig machen; Abelard kann es nicht."

Da verfärbte sich der Jüngling und rief: „Meister Peter ist auf schändliche Weise verleumdet worden, aber nun erkennen sie alle seine Weisheit an. Wer bestreitet hier unter Euch seine Rechtgläubigkeit?"

Keiner unsrer Brüder erbot sich, mit solch heißblütigem, geschicktem Streiter in die Schranken zu treten. Konrad aber erwiderte ihm voll Ruhe: „Ich verleumde niemand. Kannte ich doch Abelard einst in Clugny. Er war ein Mann von gewaltiger Geisteskraft und ist, wie ich davon überzeugt bin, durch schwere Kämpfe hindurchgegangen. Er steht und fällt seinem eignen Herrn. Aber ich glaube, seine Jünger spielen mit der Wahrheit, wie er solches niemals zu thun gewagt haben würde. Einem Kindesherzen, dem Gott Seine Geheimnisse offenbart, ist nichts so fern als die kindische Eitelkeit derer, welche mit Dingen spielen, davor die Engel ihr Angesicht verhüllen. Nimm Dich in acht, junger Mann, falls Dir Dein Seelenheil am Herzen liegt, daß Du, während Du aus dem Brote des Lebens allerlei Süßigkeiten und Leckerbissen bereitest, Deine eigne Seele nicht verhungern läßt!"

„Ein ehrenwerter Mann!" sagte der Jüngling im Flüsterton zu Bruder Lupacius, als Konrad das Zimmer verlassen hatte. „Sehr schade aber ist es, daß er so hinter seiner Zeit zurück ist."

„Du warst hart gegen den Fremden," äußerte ich des Abends gegen Bruder Konrad.

„War ich es?" sagte er. „Es macht mich schaudern, wenn ich dem Gericht verfallene Übelthäter, wie wir alle sind, mit der Botschaft von der Vergebung und Erlösung spielen höre, welche der höchste Herrscher ihnen für einen dem Erlöser so teuer zu stehen kommenden Preis, durch solche Seelenpein hindurch, darbietet. Der-

jenige darf niemals die große Wahrheit in seinen Mund nehmen, der nie zuvor sie als unaussprechlich empfand."

Juni.

Es ist lange her, seit ich die Feder nicht in der Hand gehabt habe, da ich von schwerer Krankheit ans Bett gefesselt wurde. Noch jetzt zittert mir die Hand. Dennoch muß ich dem meinen Dank also kund thun, der mich von den Pforten des Grabes zurückgeführt hat.

„Der Lebendige wird Dich loben und Deine Wahrheit verkündigen." Der Hungersnot folgte eine böse Seuche. Mangel, Hunger und ungeregelte Ernährung haben aufs furchtbarste unter dem Landvolk gewütet. Ich habe selbst in Gemeinschaft mit Bruder Konrad manchem die Augen geschlossen, der von seinen Angehörigen im Stiche gelassen worden war, nicht ohne Hoffnung für einige von ihnen, daß ihre Augen dereinst fröhlich sich aufthun werden, den Morgen der Auferstehung zu begrüßen.

Nannerls jüngstes Kind starb gleichfalls. Wie sie es gepflegt und gehütet hat, nimmer dabei an sich selbst denkend!

Bruder Konrad hat Tag und Nacht während meiner Krankheit mir zur Seite gesessen; und als ich mich zu erholen begann, pflegte er mir ganze Stunden lang aus der Heiligen Schrift vorzulesen. Wir wurden ihrer segensvollen Worte niemals müde. Für mich sind sie wie ein Labetrunk gewesen.

Als ich das erste Mal wieder meine Stube verließ, traf ich an der Thür Otho den Räuber. Er nahm meine Hände und drückte sie an seine Lippen. Man sagt, er habe hier Wache gehalten morgens, mittags und abends und gewartet, ob er mir nicht irgend einen kleinen Dienst zu erweisen vermöchte, und habe sich weder durch Bitten noch ernste Vorstellungen von diesem Posten abbringen lassen.

Wie hätte ich's wohl mir träumen lassen, o Herr, daß Du solche Ströme aus dem Felsen mir würdest rinnen lassen!

Man führte mich heut hinein in den Klostergarten. Da habe ich eine oder zwei Stunden im Sonnenschein gesessen. Wie die Vögel so schön da sangen!

1. Juli.

Bruder Konrad hat meinen Platz im Hospital eingenommen, ich den seinen zur Seite seines Lagers. Er ist wunderbar geduldig und dankbar.

Bisweilen wenn er hohes Fieber hat, phantasiert er, und dann scheint er sich in tödlichem Kampf bald mit den Ungläubigen, bald mit andern schlimmeren Feinden, selbst mit den Geistern, die da glauben und vor Haß zittern, verflochten zu wähnen. Dennoch scheint es, als ob er kaum je den aus dem Gesicht verlieren könnte, der im Tode überwand; mitunter ist es, als ob er sich an Ihn klammere wie ein Ertrinkender an eine Planke.

4. Juli.

Heut hat er, gerade als ich bei erlöschendem Sternenschein in den grauschimmernden Morgen blickend in dem Krankenzimmer stand, sehr schwach und matt mit mir gesprochen; ich trat an sein Lager.

„Ich habe lange schon wach dagelegen", sagte er, „und einen gar schweren Kampf durchgerungen. Ich sank in einen Abgrund hinunter, in finstere Tiefen. Immer tiefer senkte mich die Last meiner Sünden hinab. Unter mir war nichts; alles, was ich erfaßte, zerschmolz und sank mit mir hinab, die Erde, alle Menschen und alles, was sie gemacht haben. Unter dem Abgrund der Finsternis befand sich ein Abgrund des Feuers; langsam, geräuschlos schwelten und brannten die Flammen fort; der Rauch ihrer Qual stieg fort und fort empor. Sprechen konnte ich nicht; kein Laut regte sich in der leblosen Atmosphäre, und noch immer entwich alles meinen Händen, was ich ergriff. So fielen wir miteinander lautlos zu Boden. Völlige Verzweiflung erfaßte mich, dennoch rief ich angstvoll aus der Tiefe meines versinkenden Herzens: Jesus!

Dann erfaßten meine Hände etwas, was nicht entwich. Es war die Wurzel jenes Baumes, darauf Er unsre Sünden getragen hat. Es reichte hinunter unter die Tiefen des Feuers und ward nicht verzehrt; fest stand es in der allgemeinen Auflösung aller Dinge, denn es hatte sichern Grund. Es ruhte auf Gott; ich ruhte auf ihm, und wie ich mich daran klammerte, fiel ein

Tropfen des kostbaren Blutes auf mich nieder, das Blut des Sohnes Gottes. Gelöscht war nun das Feuer, das Fieber gestillt; an der Stelle der Hölle stand das offene Grab, und zur Seite saßen Engel in weißen Gewändern; an der Stelle des finstern Abgrunds war über mir ein unerschöpflicher Raum von undurchdringlichem Licht. Die Engel schwebten hinauf gen Himmel und sangen: „Er ist nicht hier; Er ist auferstanden.“ Ich sah ihnen nach, und als sie meinen Blicken im Licht entschwunden waren, fielen andre Stimmen ein, und in der Ferne klang das so leise und lieblich wie eine Stimme aus den Tiefen meiner eignen Seele. Sie sangen:

„Es ist Freude im Himmel!“ und „Er hat gearbeitet, und nun siehet Seine Seele ihre Lust und hat die Fülle.“

So bin ich, ihren Gesang im Ohr, mein Haupt zu Füßen des Kreuzes, unter mir das leere Grab, sanft eingeschlummert. Nun habe ich lange schon dagelegen, von wohlthuender Ruhe umfangen. Wohl war es ein Traum, Bruder Bartholomäus, aber die Hölle, das Kreuz und die Auferstehung, das sind keine Träume; ich bin erwacht, doch die Nacht um mich her ist nicht mehr; alles ist Tag, ewiger, unaussagbar herrlicher Tag."

Ich kniete neben dem Lager meines Bruders nieder und opferte Gott stillen Dank dafür. Dann gab ich ihm ein wenig frisches Obst, und von der ob solchem Erzählen entstandenen Anstrengung erschöpft, sank er abermals in Schlaf und hat heut seitdem kaum wieder etwas gesprochen.

8. Juli.

Heute früh, als ich neben ihm Wache hielt, sagte er wie zu sich selbst:

„Ja, es ist wahr. Er ist für uns hinabgestiegen zur Tiefe und sitzet nun für uns auf der Höhe. Wer da glaubet, der hat das ewige Leben. Ich glaube, darum lebe ich, lebe auf immerdar ein Leben voll unaussprechlicher, unverwelklicher, ungetrübter Freude. „Sie sollen nimmermehr umkommen.“ „Wer nicht glaubet, der ist schon gerichtet.“ Also giebt es zwischen unvergänglichem Leben und Gericht keinerlei Mittelzustand. Hier können wir noch

vom Tode zum Leben hindurchdringen; dort, dort ist eine große Kluft befestigt, die niemand überschreiten kann. Wir sehen das Feuer von Gottes gerechtem Gericht zwiefach: einmal am Kreuz, da Er Seinen eignen Sohn verlassen, das andre Mal in der Hölle. Sein Blut muß über einen jeden sich ergießen, entweder zur Reinigung oder zum Gericht. Bruder," sagte er, sich zu mir wendend, „wurde das Werk der Sühne am Kreuze vollbracht?"

„Ohne Zweifel," erwiderte ich, „da Er unsre Sünden selbst hinweggenommen hat, sitzt Er nun zur Rechten Gottes als der da ausruht von vollbrachtem Werk."

„Dann," sagte er, indem er forschend seine durchdringenden Augen auf mich heftete, „dann kann's auch kein Fegefeuer geben; das Kreuz ist das einzige Fegefeuer. Für die, welche daran glauben, bedarf es keines zweiten Fegefeuers; für die, welche das erstere verwerfen, ist kein zweites möglich. „So bleibet fürder kein Opfer mehr für unsre Sünden.""

Ich scheute mich, ihn gerade jetzt in eine Debatte zu verwickeln, aus Angst, das Fieber könne wiederkommen, doch beschwor ich ihn, solche gefährliche Betrachtungen jetzt beiseite zu lassen, bis er wieder völlig an Leib und Geist gesund zu nennen sei.

Er lächelte, sagte aber nichts weiter, sondern ersuchte mich nur noch, ihm aus dem 10. Kapitel des Evangeliums Johannis vorzulesen. Als ich das Buch geschlossen hatte, sagte er:

„Er ist sowohl die Thür als der Hirte der Herde, sowohl der Strom als die Quelle des Lebens. Also ist es der Herr, der uns mit der Kirche verbindet, nicht die Kirche mit dem Herrn. Da, wo Er ist, da ist die Kirche; wo Er nicht ist, da ist nichts als der Tod."

„Darauf sagte ich: „Die Kirche ist die Haushälterin über die mancherlei Gnade Gottes."

„Ja," erwiderte er, „von den Haushaltern wird gefordert, daß sie treu erfunden werden. Darum, wenn die Kirche, die Priester, die Sakramente und Heiligen sich zwischen uns und Gott drängen wollen, verdecken sie das Licht und hören zugleich auf zu leuchten. Indem sie verfinstern, werden sie selbst verdunkelt."

9. Juli.

Morgen soll Bruder Konrad zum erstenmal das Hospital verlassen.

11. Juli.

Bruder Konrad hat zum erstenmal nach seiner Krankheit wieder an dem heiligen Meßopfer teilgenommen.

Es war ein hoher Festtag, da es zugleich der Gedächtnistag des heiligen Benediktinus war.

Die silbernen und goldenen Geräte des Altars waren sämtlich abgedeckt. Die Kirche glänzte und schimmerte in ihrem reichen Ausputz und dem buntfarbigen Licht der Fenster. Die Chorknaben sangen wie Nachtigallen oder wie Engel.

Am Nachmittag aber sagte Konrad: „Wieviel von unsrer sogenannten Kirchenmusik muß doch den Wesen des Himmels wie der reine Lärm erscheinen, weil ihr des Herzens Melodie dabei fehlt!"

Wieder spricht er seine Ansicht aus, das Opfer am Kreuze sei vollbracht, folglich sei es Hohn, das Wiederholen desselben zu bekennen, und da es göttlich ist, kann es auch niemand als Gott darbringen. Auch entnimmt er den Schriften St. Petri und Pauli, daß es nur ein zweifaches Priestertum in der Kirche der Christen giebt: das unwandelbare Priestertum dessen, welcher eingegangen ist in das Heilige durch Sein Blut, auf daß Er durch dasselbe uns vertrete, und das Priestertum der ganzen lebendigen Gemeinde der Christen kraft ihrer Gemeinschaft mit Ihm, gesetzet zu opfern geistliche Opfer.

20. Juli.

Bruder Konrad scheint sich in seinen neuen Überzeugungen immer mehr zu befestigen. Er hat eine gefährliche Art, den Dingen bis auf ihren Grund und auf ihre Folgen nachzuspüren, welche Art, fürchte ich, ihn zu Konsequenzen führen kann, an die zu denken mich schon schaudert.

Ich habe nie derartige Versuchungen an mich herantreten gefühlt.

Auch ich glaube an die vollkommene Vergebung durch das vollkommene Sühnopfer. Aber dessenungeachtet nehme ich doch dankbar die Absolution der himmlischen Abgesandten an.

Auch ich glaube an die Genugsamkeit des einen Mittlers. Trotzdem getröste ich mich gern der Fürsprache der Heiligen.

Auch ich glaube an das Hohepriestertum des Sohnes Gottes. Dennoch wage ich die Existenz einer Priesterordnung in der Kirche nicht in Zweifel zu ziehen.

Ich beschwöre Bruder Konrad, daß er solche Sachen nicht offen aussprechen möchte. Er verspricht mir, nichts Unüberlegtes zu thun. „Doch“, sagt er, „ich getraue mir nimmer auch nur die kleinste Lüge zu lehren, seit die Wahrheit mir das Leben ist.“

Auch sagt er: „Jede Wahrheit, die mir gelehret ward, ist ein mir anvertrautes Pfund, womit ich für die Ehre meines Herrn zu wuchern habe. Wenn ich solches verberge, veruntreue ich es.“

Ferner sagt er, daß er dafürhalte, etliche hingen dem Herrn Christo so innig an, daß all ihre Irrtümer wesenlos werden und außerhalb bleiben. Trotzdem versichert er, daß die Lehren nicht die Wahrheit, sondern Falschheit seien, und alle Falschheit sei Verderben, weil sie dazu diene, die Schlummernden noch mehr einzuschläfern und den Ernstgesinnten harte Kämpfe zu bereiten, daß alles, was nicht Waffenrüstung ist, eine uns hindernde, im Laufe hemmende Last sei, daß, wenn Jesus selbst das Gift für uns unschädlich macht, es doch immerhin Gift sei, das wir andern darreichen.

10. August. St. Laurentius.

Otho der Räuber ist verschieden. Er hatte sich von uns das böse Fieber geholt. „Du nimmst die Sünder an.“

20. August.

Wehe mir! Wohin ist mein Bruder Konrad geraten!

Vor einigen Wochen ging er einen Kranken zu besuchen. Der Mann hatte ein sehr lockeres Leben geführt; sein Herz schien allem verschlossen, was Bruder Konrad ihm nahebrachte. Doch als er fortging, rief der Sterbende laut: „Vater, Ihr seid ein heiliger Mann. Wenn Ihr mich wieder besucht, so bringt die Sterbesakramente mit! Dann will ich Euch alles Geld, was ich hinterlasse, dafür geben, daß Ihr Messen für meine Seele leset.“

Konrad war entsetzt über solche Bitte, ging zum Bette des Kranken zurück und sagte: „Gottes Vergebung ist ein Geschenk aus

freier Gnade. Wohl können solche, die da Vergebung begehren und bedürfen, sie durch ihr Bitten erhalten, doch nimmer durch Gold."

Und er lehnte jegliche Bezahlung dafür ab, daß er des Sterbenden Seele aus dem Fegefeuer beten solle, und sagte ihm sogar, Gott ließe uns keinerlei Wahl zwischen Himmel und Hölle, zwischen Gut und Böse, und beschwor ihn unter Thränen, die also teuer erkaufte und so frei geschenkte Vergebung doch ja anzunehmen.

Der Mann aber beharrte dabei und fragte unter Flüchen, wozu denn die Priester da seien, wenn nicht dazu, die Seelen ihrer Herde zu retten.

Und so starb er, ungeweiht und ungesalbt.

Nach seinem Tode kamen seine Verwandten zur Abtei und beklagten sich bei unserm Herrn Abt über Konrads Verhalten.

Anfänglich wollte der Abt, da er die Sachen gern leicht nimmt, obwohl er heftig sein kann, diesen Bericht nicht glauben. Doch als er unsern Bruder Konrad holen ließ und ihn fragte, bestätigte dieser Wort für Wort die stattgefundene Unterredung mit dem Verstorbenen und das ohne jedes Zaudern mit vollem Bedacht.

Da drohten sie ihm, vermahnten ihn, stritten mit ihm, doch umsonst.

Die ganze Verhandlung schien Bruder Konrad nur noch mehr zu befestigen, während sie unsern Herrn Abt sehr erzürnt machte, so daß er zuletzt schwor, wenn Konrad solche seine Irrtümer nicht innerhalb dreier Tage abschwüre, so würde er ihn exkommunizieren und ihn sodann dem Arme der weltlichen Obrigkeit überliefern.

Er sagte hierauf kein Wort und wurde deshalb verurteilt, seine Zelle fortan zu hüten als Gefangener.

Rasch verstrichen jene drei Tage.

Endlich, am Vorabend des festgesetzten Tages, erlangte ich die Erlaubnis, ihn zu besuchen und nochmals um die Rettung seiner Seele mich zu mühen. Aber wahrlich, als ich eintrat und sah, mit welcher wunderbaren, herzgewinnenden Freundlichkeit und Gefaßtheit Konrad da saß und dem andern Morgen entgegenharrte, da erstarben all die kunstvoll aufgebauten Mahnungen fast gänzlich mir auf den Lippen. Doch glaube ich, daß ich trotzdem treu für die heilige Mutter Kirche geredet und ihn daran erinnert habe, daß sie, die ungezählte Scharen von Märtyrern und Heiligen geboren und

großgezogen, aller Ehrfurcht würdig sei, und ich flehte ihn an, sich doch solches nicht anzuthun, daß man ihn aus ihrer Gemeinschaft scheide.

Er aber sagte unter Lächeln: „Mein Bruder, Gott ist es und nicht die Kirche, welcher die Heiligen und Märtyrer gezeugt und aufgezogen hat: „Gezeuget durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, genährt und gepflegt durch den Herrn.“ Dieses äußere Gerüst von Einrichtungen und Gebräuchen ist nicht die Kirche. Es hat mich viel gekostet, dies zu lernen; doch Wahrheit ist alles wert.“

Darauf erinnerte ich ihn an die heiligen Worte, welche ihn innerhalb der Kirche gestärkt und befestigt, an ihre Gottesdienste, die ihn von der Kindheit zum Mannesalter sanft geleitet hätten. Wo Märtyrer gestorben seien, da könnte auch er noch sicher selig werden; doch wenn er sie verließe, welche Sicherheit bliebe ihm dann noch?

„Diese,“ antwortete er: „ „Meine Schafe hören meine Stimme, und sie folgen mir, und niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen.“ Seine Stimme vernehmen wir in der Bibel; daher kann alles, was diese Stimme zum Schweigen zu bringen sucht, nicht von Ihm sein. Die Kirche kann weder das Leben geben noch es nehmen.“

Ich unterließ es, hierüber weiter mit ihm zu streiten, da es doch vergeblich war, doch sind wir beide nochmals niedergekniet und haben gebetet.

Kann der Teufel wohl solche himmlische Ruhe und Fassung geben? Kann irgend etwas andres als Gott solche Gebete ins Herz senken? Kann Konrad doch recht haben?

Heiliger Benediktinus und Bartholomäus und Maria, Mutter Gottes, vergebt mir und betet für uns beide!

Ich kann den Ketzer nicht hassen, aber ich will niemals selbst ein Ketzer sein.

* *
*

Es war Mitternacht; die Lampen am Altar waren angezündet; der feierliche Gottesdienst begann; der Weihrauch, die Kerzen, die

schauerlich ernste Musik, das alles schwebte gleich einem Traume mir vor; nur die eine Gestalt in der Mitte steht wesenhaft und wirklich da, als ob ich sie jetzt noch anfassen könne, der, welchen sie dorthin gebracht, daß er entehrt, verflucht werden sollte und dessen Antlitz doch so ruhig war, so leuchtend verklärt wie das des Stephanus, als er aufsah und schaute die Herrlichkeit des Herrn und Jesum zur Rechten Gottes.

Der Gottesdienst hörte auf; ein Licht nach dem andern wurde ausgelöscht, und durch das Schweigen der von Schauern gebannten Versammlung ertönte nur hier und da das Echo der schrecklichen Worte: „Anathema, Anathema, Anathema!"

Und dann wurde der exkommunizierte Ketzer zurückgeführt in seine Zelle.

Mein Bruder, o mein Bruder Konrad, Du mein Gefährte, mein andres Ich, mein innig vertrauter Herzensfreund! Wie oft berieten wir uns miteinander so lieblich und wandelten im Hause Gottes als treue Freunde!

Wie, wenn der Herr Jesus, während sie Dir ihr Anathema entgegenschallen ließen, Dir zugeflüstert hat: „Komm, Du Gesegneter meines Vaters!"? Wie, wenn —

(Hier ist eine dicht ausgestrichene Stelle und eine Lücke im Manuskripte.)

15. August.

Bruder Konrads Zelle ward heute morgen leer gefunden.

Wir haben allenthalben nach ihm gesucht, doch umsonst; nirgends können wir eine Spur von ihm entdecken.

Im Grund meines Herzens kann ich nicht umhin, mich hierüber zu freuen, und unser Herr Abt ist, das steht mir fest, auch nicht traurig darüber; doch ach, Dich verloren zu haben, mein Bruder, mein Sohn!

Bruchstücke aus Briefen,

die sich unter den verborgenen Papieren der Abtei Marienthal gefunden haben bei deren im Dreißigjährigen Kriege erfolgten Zerstörung. (Solche haben vermutlich nie ihren Bestimmungsort erreicht.)

Bruchstück des ersten Briefes.

Im Namen dessen, der uns berufen hat von den toten Götzen, zu dienen dem lebendigen Gott und zu warten auf Seines Sohnes Zukunft vom Himmel, Gnade und Friede!

Ich, Konrad, schreibe diese Worte an Dich, Bartholomäus, mein Freund und mein Bruder, da ich weiß, Du wirst oft Dich gewundert haben ob meines plötzlichen Verschwindens, Dir zu sagen, daß ich wohl aufgehoben bin, und wie ich fort und fort voll Liebe und Dank an Dich gedenke und Gott danke für Dich in allen meinen Gebeten.

Ich sende dieses Paket zu dem Hause unsrer Freundin Magdalis, daß es Dir durch zuverlässige Hand daselbst übermittelt werde. Solltest Du weiteren Verkehr mit mir, dem armen Verstoßenen, wünschen, so wird die gleiche Hand bereit sein, Deine Botschaft in Empfang zu nehmen, wenn nicht, so führen Dich diese Zeilen wenigstens nicht in Gefahr.

Ich habe dadurch entfliehen können, daß ich die Eisenstangen am Fenster meines Gefängnisses durchfeilte. Ich hege, glaube ich, keine Furcht vor dem Tode, da ich ihm oft schon ins Auge geschaut, und da ich jetzt gelernt habe hindurchzublicken. Dennoch ist das Leben kostbar, wenn wir es unserm Heiland darbringen können, und um den Abt von Blutschuld zu erretten und Dein zartfühlendes Herz von vielem Schmerz, war es mir lieb, entrinnen zu können.

So erreichte ich denn damals im Frühlichtsschein den Gipfel des unser Thal begrenzenden Berges. Im Halbdunkel des Nebels lag das Dorf, der Turm der Abtei ragte hindurch, und des Flusses Stimme dünkte mich wie der Abschiedsgruß eines Freundes; von Dir konnte ich ja leider keinen empfangen. Da sank mir der Mut; schon war ich nahe daran, das letzte Ankertau, das mich ans Ufer glücklicher Tage, an die Geburtsstätte eines neuen Lebens knüpfte, zu durchschneiden, doch ich wendete mich ab. Das Boot war vom Stapel gelassen; die kleine, stille, von den Fluten und Strömungen der großen See fern abliegende Hafenbucht lag dahinten und mit ihr das Klagen um sie.

Es giebt nur eine zweifache Ruhe, die Ruhe des Grabes und die des Himmels, die des Todes und die des zur Vollkommenheit gebrachten Lebens. Vorher ruhen zu wollen, ehe die Fahrt beendet ist, heißt den Hafen verfehlen.

Ich bin Thal für Thal durchwandert, habe mich stets am Saume des Waldes gehalten, und abends, sobald die langen Schatten sich über die Fluren senkten und die Ziegenherden vor ihnen her hüpften im Sonnenschein, schlich ich mich hervor und sprach den Ziegenhirten um ein Stücklein Brotes an und trank aus dem Strom. Mit einem dieser armen Hirten habe ich die Kleider gewechselt und in solcher Verhüllung in Heidelberg Einzug gehalten.

Es war mir eine heiligschöne Freude, so in der Nacht stille dazuliegen und nichts zwischen mir und dem unermeßlichen Sternenhimmel zu haben, nichts zwischen meiner Seele und meinem Gott.

Ein Fest auch war es, am Morgen zu erwachen im weiten, freien Waldrevier, über mir den offenen Himmel, und zu fühlen, ich konnte hingehen, wohin ich wollte, und dennoch zu wissen, daß all mein Kommen und Gehen doch ein Ziel hatte, das Ziel dessen, der uns mit Seinen Augen leitet.

Ich fühlte, ich war nun hinausgetreten aus dem dumpfen, raucherfüllten Lampenlicht hinein ins volle Licht des Tages, aus der beschränkten Welt eines armen Mönchs in die unbegrenzte Gotteswelt, und diese Welt war Sein Haushalt und ich Sein Kind.

Ernstlich habe ich gebetet, daß, so sich in der Welt noch etliche fänden, die ihr Leben einfältig im Lichte des von Ihm geoffenbarten

Lebens fortführten nach der von Ihm uns gegebenen Regel und Richtschnur, ich solche finden möchte, damit wir nicht die gleiche Straße im gleichen Dienste zögen und dennoch einander fremd dahingingen.

Viele Wochen schien es, als ob ich nicht erhört worden wäre.

Das Leben der Großstädte war für mein Ohr gleich einem fremden Mißton; sie dünkten mich den Städten eines Kain zu gleichen; wohl war Musik da und Arbeiter mit allerlei Gerät und allerlei Metall, aber Gott war nicht da. All das Getriebe und Getöse sollte nur die Stimme des Lebensstroms übertäuben, der unterdessen dahinrauschte ihnen zur Seite und sie gar rasch hinübertrug in die Ewigkeit.

Auch gab es Priester daselbst und Kathedralen, und sie sangen von hohen Wahrheiten, die all die Seelen der sie Hörenden zu retten vermocht hätten, aber sie sangen in einer Sprache, welche das Volk nicht verstehen konnte. War dies also nicht auch bloßes Geräusch, die Stimmen der Ewigkeit zu übertönen?

Die Kirchenfenster haben sie um die Mittagszeit dunkel gemacht mit prächtigen Farben, damit die Leute die Kerzen des Altars leuchten sehen könnten.

Und dann sah ich Prozessionen, Prediger, welche den Kreuzzug nach Jerusalem predigten und die Verdienste heiliger Bilder und toter Gebeine aufzählten; doch von der Pilgerfahrt, die ein jeder hier von der Geburt an unternimmt, ob er will oder nicht, von dem lebendigen Gott, von Seiner Liebe, Seinem Licht, von Seinem im Menschen entstellten Ebenbilde und dessen Wiederherstellung durch den „zweiten Adam", der da ist der Herr vom Himmel, von dem Geheimnis, das nun kein Geheimnis mehr ist, dadurch wir aus heimatlosen, sündhaften Vagabunden zu Pilgern werden, die da heimwärts ziehen voller Segen in Herz und Händen, davon habe ich an jenen hohen Stätten kein Wort gehört.

Ach, wüßten es doch nur die Menschen, welche Stimme sie also verwarfen, was für Worte sie hat und welch einen Ton!

Wohl habe ich etlichen begegnet, die sich alles Ernstes bemühten, sich so recht elend zu machen, um nur Gott zu gefallen, als ob Er niemals Seinen Sohn gegeben hätte, sie glücklich zu machen, die

sich gar sehr plagten, als ob niemals aller Himmel Himmel auf die Erde hernieder gekommen wäre zu den Menschen und gesprochen hätte: „Kommt (nicht zum Himmel — das könnt Ihr nicht — aber) zu Mir! Ich bin die Auferstehung und das Leben; in Mir sollt Ihr leben und auferstehen."

Es war alles nur das alte Heidentum mit einem christlichen Namen.

Und wieder flehte ich ernstlich, daß, wenn es noch solche gäbe, die der einst den Heiligen Gottes offenbar gemachten, schlichten, lautern Wahrheit anhingen, ich diese finden möchte. So setzte ich meine Reise fort und sprach von Zeit zu Zeit zu denen, welchen ich begegnete, von der seligen Gottesbotschaft, ob ihre holde Musik vielleicht eine Saite träfe, die für sie ein Echo hätte. Einige waren gleichgültig dabei; andre spotteten; andre nahmen solche gute Botschaft mit Freuden auf, doch so, als ob sie ihnen ganz neu wäre. Keiner schien daraus eine wohlbekannte Stimme zu erkennen.

Endlich traf ich eines Tages, als ich um etwa drei Meilen die Grenzen einer der freien Städte hinter mir hatte, einen Krämer, der neben seinem Maultier dahinschritt. Er sah nicht aus gleich einem Sohne des Nordens; es lag in der ernsten Heiterkeit seines Angesichts und seiner ganzen Haltung etwas, was mich interessierte, und so redete ich ihn an.

Er kramte darauf seine Waren vor mir aus; einige davon waren kostbare Seidenstoffe und Edelsteine für die Schlösser der Herren, doch der größere Teil waren billige Schmucksachen und Wollenstoffe für Landleute.

Dann fragte er mich nach meinem Gewerbe oder Stande, denn mittlerweile hatte ich meinen Hirtenrock mit dem eines Bürgers vertauscht, der durch Abschreiben von Manuskripten sein Brot verdient.

„Auch ich bin ein Handelsmann," erwiderte ich, „doch all mein Eigentum ist in einem einzigen Kleinod beschlossen. Deine Waren schwinden durch den Gebrauch dahin; die meine wächst immer mehr."

Da sah er mich mit einem bedeutsamen, forschenden Blick an und sagte: „Unverwelkliche Güter werden weder gekauft noch verkauft."

„Nein,“ stimmte ich bei, „frei habt Ihr es empfangen, frei sollt Ihr es von Euch geben.“

Da blieb er stehen, heftete voll lebhafter innerer Bewegung den Blick auf mich und sprach im provençalischen Französisch:

„Selig seid Ihr, so Euch die Menschen hassen und Euch absondern und schelten Euch und verwerfen Euren Namen als einen boshaftigen um des Menschensohnes willen!“

Meines Vaters Schloß lag nahe an den Pyrenäen, darum konnte ich den provençalischen Dialekt gut und erwiderte mit der Fortsetzung der eben angeführten Stelle:

„Freuet Euch alsdann und hüpfet, denn siehe, Euer Lohn wird groß sein im Himmel! Denn also thaten ihre Väter den Propheten auch.“

Da streckte er seine Hand mir hin, und wir umarmten uns wie Brüder. Wenn Er dereinst kommen wird in den Wolken, so wird es manch solch seliges Erkennen geben, doch nur bei wenigen wird die reine Freude, welche mein Herz an diesem Tage empfand, noch übertroffen werden können.

„Ich hab's gedacht,“ meinte er, „als Du zuerst mit mir zu reden begannst, daß Du einer der unsern seist, und doch wußte ich kaum weshalb.“

„So giebt es also viele noch gleich Dir?“ fragte ich voll Eifers.

Einen Moment lang sah er mich mit einem halb mißtrauischen Blick an, dann sagte er lakonisch:

„Du mußt es ebenso gut wie ich wissen, daß die Vögel ihre Nester in den Lüften haben.“

Darauf erzählte ich ihm die Geschichte meines Lebens oder doch so viel als nötig war, und nachdem ich geendet hatte, faßte er abermals meine Hand herzlicher noch denn zuvor, indem er sagte:

„Selig die, welche niemals in den Banden Babels gewesen sind, noch seliger diejenigen, welche ihre Bande durchbrochen und sich von ihr getrennt haben.“

Nun gab er mir in kurzen Strichen die Geschichte *seines* Lebens. Sein Name ist Petrus Waldus, sein Geburtsort Lyon. Der plötzliche Tod eines Freundes bei einem Feste hatte sein Herz zuerst zu Gott und Seinem Worte hingewiesen. Indem er dies

las, gewann er gleich mir die Überzeugung, daß die Kirche des Papstes nicht eine von Gott eingesetzte Einrichtung sei, nicht die wahre Kirche, sondern ihr totes Abbild, nicht vom Atem des Lebens, sondern durch Maschinerie in Bewegung erhalten. Weil er glaubte, darum redete er und fand danach, daß viele vor ihm bereits geglaubt und darum geredet hatten. Es war ihm nicht überlassen geblieben, die eine Perle auszugraben; tausende besaßen dieselbe schon. Die Wahrheit hatte, da sie ihn freimachte, ihn nicht isoliert, sondern ihn zum erstenmal in einen Bruderbund von Christen gebracht. Von da an, daß er die Verheißung des ewigen Lebens empfangen hatte, sprach er es offen und fröhlich aus, daß er auf Erden ein Pilgrim und Fremdling sei, welcher nicht sich selber lebe, sondern dem, der für uns gestorben und auferstanden ist. Auf seine Veranlassung wurde eine doppelte Übersetzung der Bibel gemacht in die Volkssprache von Piemont und von Frankreich, indem er seinen ganzen Reichtum darauf verwandte, Abschriften von ihr zu vervielfältigen und den Armen der Gemeinde beizustehen. Darauf ward er von den Priestern und Magistratspersonen Lyons ausgestoßen, und nun verfolgten sie ihn von Stadt zu Stadt; doch allenthalben streut er jetzt köstlichen Samen aus, indem er vergängliche Güter feilbietet, auf daß er ihnen die unvergänglichen darbringen könne. Er predigt das Evangelium vom Reich und bringt die Kinder Gottes zusammen, die zerstreut sind.

Unglaublich ist es, welche Scharen diese Straße jetzt allenthalben ziehen, ganz besonders aber in Böhmen, im Süden von Frankreich und in den Alpen von Norditalien, doch ich enthalte mich der Einzelheiten aus Dir wohl begreiflichen Gründen.

Es giebt auch einige fanatische, zügellose Leute darunter, die von ihren eignen fleischlichen Gelüsten mit fortgerissen werden oder durch Irrlehrer, die sich irre führen lassen von ungeheiligtem Eifer, also daß sie den Obrigkeiten sich widersetzen und die Kirchen niederreißen. Diese mit den wahren Christen in einen Topf zu werfen, lassen sich die Feinde besonders angelegen sein; sie bezeichnen sie alle miteinander als Manichäerketzer; doch sind sie nicht mehr miteinander verbunden als Du, mein Bruder, mit denen, welche solche verbrennen.

Bevor ich schließe, will ich Dir noch einen kurzen Bericht geben über die Art, wie jene Ketzer Versammlungen halten und dem Herrn dienen, auch wie ich von ihnen aufgenommen worden bin, wobei ich indes Dir keine weitere Namensbezeichnung gebe als die: es war eine Stadt in Schwaben, wo ich Aufnahme fand.

Einem armen Weber gehörte das Haus. Peter Waldus führte mich zu dessen Thür, als schon der Abend hereindämmerte. Man ließ uns schweigend ein und verriegelte sodann die Thür hinter uns. Dann schritten wir einzeln durch einen schmalen, dunklen Gang; der Herr des Hauses drückte am Ende desselben seinen Fuß auf den Boden; alsbald that sich eine Fallthür auf, die eine steinerne Treppe sichtbar werden ließ. Hier schritten wir hinab in einen niedrigen, dumpfen Keller, wo zwanzig bis dreißig Menschen, Männer und Frauen, bereits um jemand sich versammelt hatten, den sie als ihren Vorsteher und Lehrer anzuerkennen schienen. Er näherte sich uns, und meinen Gefährten in die Arme schließend, hieß er mich willkommen in ihrer Mitte. Als es ihnen kund gemacht war, daß ich zu ihnen zu gehören begehrte, sagte er:

„So hast Du also erfahren, was es ist um den Frieden Gottes? Denn in der Welt haben wir Dir nichts als Trübsal zu bieten."

„Allerdings," erwiderte ich, „mir sind alle Dinge Unrat und Schaden gegenüber der Erkenntnis meines Herrn Jesu Christi."

„Wohl Dir, lieber Bruder," sagte er, „denn sterben wir mit Ihm, so glauben wir, daß wir auch mit Ihm leben werden; dulden wir mit Ihm, so werden wir auch mit Ihm herrschen. Das Reich Gottes soll noch erhöhet werden unter den Menschen; die hohen Örter der Stolzen werden zu Boden geworfen werden, denn der Tag des Herrn wird uns sein ein Tag der Erlösung."

Dann schloß die ganze Versammlung einen Kreis um mich her, und während ich vor ihm, dem Haupte derselben niederkniete, legte er mir das Evangelienbuch auf den Kopf und sprach mit leiser, eindrücklicher Stimme das Vaterunser und die ersten Verse des Evangeliums St. Johannis.

„Selig bist Du," sprach er dann noch, „denn Fleisch und Blut hat Dir das nicht offenbart, sondern unser Vater im Himmel."

Und als ich mich erhob, begrüßten die Brüder mich alle mit dem heiligen Bruderkuß.

Da dachte ich, teurer Bruder Bartholomäus, an einen andern Gottesdienst bei Mitternacht, an die ausgelöschten Fackeln, die Entehrung, die Verfluchung und fühlte, daß solches mir hier bereits hundertfältig wieder vergolten wurde.

„Denn ich bin gewiß," wie Du auch solches weißt, „daß der keines mich scheiden kann von der Liebe Gottes, welche in Christo Jesu ist, unserm Herrn."

Darauf las der Vorsteher einige Kapitel aus der Bibel, und nach kurzer Erklärung und einem Gebet, in welchem sie auch für ihre Verfolger beteten und für alle Obrigkeit, sodann nach Gesang eines Liedes gingen wir auseinander, innig miteinander verbunden und mit unserm Herrn durch den Geist der Kindschaft und die Gegenwart dessen, welcher nicht hat Wohlgefallen an prächtigem Opfer noch glanzvollen Formen, sondern welcher allezeit ist da, wo zwei oder drei versammelt sind in Seinem Namen.

Jeder, der solcher Versammlung beiwohnte, wußte, es geschah bei Todesstrafe, falls er entdeckt wurde, also daß keine bloßen, glatten Worte uns aufrecht zu erhalten vermocht hätten. Das Wort wurde gepredigt mit Offenbarung des Geistes und der Kraft, denn, mein Bruder, es ist je gewißlich wahr, daß der Geist Gottes gesandt wird aus der Höhe und wohnet fort und fort in dem lebendigen Tempel des lebendigen Gottes, wie in einer jeden zum Leben erwachten Seele.

Die Kirche ist *nicht* verwaist.

Es giebt *einen* Statthalter Christi auf Erden und einen unfehlbaren Lehrer und Führer, den Tröster, den der Herr zu senden verheißen hat. Doch der Papst ist das *nicht*.

Bruchstück des zweiten Briefes.

Obschon ich keine Antwort von Dir erhalte, wage ich es dennoch, Dir nochmals zu schreiben, da ich glaube, man hat Deinen Brief an eine falsche Adresse gebracht, der meinige aber kann Dich in keinerlei Unannehmlichkeiten führen.

Seit ich Dir zuletzt schrieb, bin ich durch so manche Orte gepilgert und habe allenthalben Glieder dieser geheiligten Brudergemeinschaft gefunden, die durch keine geheimen Gelübde oder unter sich verabredete Signale verbunden, noch durch besondere Tracht ausgezeichnet ist und doch genau zu einander paßt wie die Teile eines zerrissenen Briefes, die einander erkennen als die Kinder einer Familie durch das geheimnisvolle Band wahrer Verwandtschaft, die einander lieben mit der Liebe, die da den neugeschaffenen Herzen natürlich ist.

Ich habe solche gefunden unter den gewerbefleißigen Kaufleuten der Handelsstädte, in Languedoc unter den Edlen und Gelehrten, doch hauptsächlich in den verborgenen Thälern und Schluchten der Berge, von je Gottes Festen und Burgen für Seine Unterdrückten. Besonders in den Alpen des nördlichen Italiens, auf der alten Heerstraße der Römer von Italien nach Gallien, da finden sie sich in großen Scharen. Anderwärts kommen und gehen sie im geheimen oder verstreuen sich in den einzelnen Familien oder einzeln; dort aber versammeln sie sich in den Dörfern, und im Sommer versammeln sie sich im Freien und lassen ihre Danklieder ertönen gen Himmel, so laut, wie es ihnen gefällt.

Es giebt keine Kirchen, mein Bruder Bartholomäus, die den ihrigen an Großartigkeit gleichen: Kathedralen, die Gott selber erbaut hat, gigantische Felsen, Berge, gleich Heiligen von weißen Gewändern umhüllt und umgürtet, als Orgel und musikalische Instrumente das Rauschen vieler Wasser, als ihr Opfer das Dankgebet freigewordener, Ihn lobender Herzen.

Ihre Feinde nennen sie ein altes, böses Menschengeschlecht; doch etliche von ihnen sagen, der Apostel Paulus selbst habe ihre Kirche zuerst gepflanzt, und begossen sei sie worden durch die stete

Einwirkung von christlichen Verbannten, die zuerst vom kaiserlichen und seitdem vom geistlichen Rom verfolgt wurden, Männer, welche die Schmach Christi für größeren Reichtum erachteten denn alle Schätze Ägyptens. Es giebt eine apostolische Abstammung, mein Bruder, aber sie setzt sich nicht fort durch Händeauflegen von Menschen.

Viel und mit großer Ehrfurcht reden sie von einem Bischof Claudius, welcher vor ungefähr dreihundert Jahren in Turin starb als eine Säule ihrer Gemeinde. Es ist ein braves, fleißiges Volk, abgehärtet durch viel Mühsal und Gefahr, denn wenn auch einige ihrer Thäler fruchtbar sind, so strengt es ihre Kraft doch aufs äußerste an, ihren Bergeswiesen und -äckern einen Unterhalt abzuringen, und wenn auch bisher noch keine Verfolgung ihre Thäler verheert hat, so leben sie doch in steter Gefahr und halten gleichsam ihr Leben fortwährend in ihrer Hand oder vielmehr in Gottes Hand.

Im Winter pflegen gar viele dieser Leute fünf bis sechs Meilen weit am Sonntag zurückzulegen, entweder durch Flüsse hindurch schwimmend oder Berge erklimmend, um Gottes heiliges Wort zu hören und sich mit ihren Brüdern und Schwestern zu versammeln, und das nicht, weil sie dergleichen Zusammenkünfte für nötig halten, ihre Seelen zu erretten, sondern um der Freude willen, die ihnen daraus erwächst, und weil ihre Herzen ihnen brennen, wenn sich etliche Jünger in Seinem Namen zu einander finden und Er in ihrer Mitte ist. Viel Edelfrauen und Männer von hohem Range gesellen sich zu ihnen; einige geben Reichtum und Vaterland und Verwandtschaft auf, um ihrem Gott in Frieden zu dienen, und andre bewohnen die Burgen, welche die Höhen ihrer Thäler krönen. Das ist eine echte religiöse Ordensgemeinschaft, Gottes Priester, das Erbteil Seiner Heiligen, abseits von der Welt und nicht durch Gelübde noch Gewand gekennzeichnet, sondern durch schlichtes Festhalten an der Wahrheit, welche die Welt haßt, und durch einen lebendigen Wandel in Heiligkeit, welche die Welt verachtet, abgesondert von solchen, die irre gehen, weil sie stracks vor sich ihre Straße ziehen, aus dem Dunkel hervorleuchtend durch ihr Licht, verworfen von den Menschen und auf die Höhe gestellt von Gott.

Es giebt einen heiligen Krieg, doch seine Waffen sind nicht fleischlich, ein Greifen zum Kreuz, doch ist dies kein Zeichen des Ruhmes vor Menschen.

Ich lebe jetzt hier im Hause Henris, eines armen Webers aus Lyon, der Geburtsstadt von Peter Waldus, meinem Freunde. So viele treiben hier diesen Beruf, daß man sie, die schlichten Christen, gewöhnlich „die Weber" schlechthin benennt oder auch „die armen Lyoner". Doch glaube ich, daß ich nicht mehr lange hier werde bleiben können, da der Abt Bernhard von Clairveaux vor kurzem die Stadt gegen uns aufgehetzt hat. Ich entsinne mich, daß Du einst zu mir von ihm sprachst, als sei er ein wirklicher Christ, doch ach, wie viele sogar unter solchen „wissen nicht, was sie thun"!

Unser Leben geht sehr still und ruhig dahin. Ich sorge für meine Erhaltung selbst und unterstütze zugleich die Familie meiner Wirtsleute, indem ich Handschriften der Bibel kopiere und übersetze. Auch hier also säe ich, während ich ernte. In Mußestunden ziehe ich in den benachbarten Dörfern und Städten umher, bisweilen mit dem Kram eines Händlers, doch auch ohne solchen. Das schlichte Volk hört uns zumeist mit Freuden an, und nicht wenige glauben. Unter diesen bleiben etliche nach außen noch dem alten geistlichen System getreu; andre sagen sich offen von ihm los; das überlassen wir dem Gewissen eines jeglichen, da unser Hauptaugenmerk darauf gerichtet ist, Seelen zu Christo zu führen und sie alsdann ihm zu überlassen.

In letzter Zeit gab es Trübsal in unserm Familienkreise, da Henri zufolge von Fieber und Überanstrengung für viele Wochen aufs Lager gestreckt ward.

Sein stilles, so ganz klagloses Daliegen, wobei er oft mitten in seinen Schmerzen selig triumphiert, scheint das Häuslein für uns alle in einen Tempel zu verwandeln. Wie ich so dasitze hier am Schreibpult im andern Eckchen des Zimmers, höre ich, wie er sich ganze Psalmen und Episteln hersagt; denn das ist so unsre Art, uns für den knapp zugemessenen Besitz von Bibeln zu entschädigen.

Bisweilen ruft er uns allen zu, wir sollten Gott mit ihm loben, und dann singen wir, wozu sich auch die Kinder gesellen, ein geistlich Lied an seiner Lagerstätte.

Vor den Mahlzeiten pflegen wir stillschweigend niederzuknieen, etwa so lange wie zwanzig oder dreißig Vaterunser währen, Gott Dank sagend im tiefen Herzensgrunde, oder Bruder Henri spricht selbst ein schlichtes Dankgebet, wie z. B.: „Du, der Du gespeiset hast die fünf Tausend, speise uns jetzt!“ oder: „Du, der Du uns diese leibliche Kost bescherest, o gieb uns aus Gnaden auch Nahrung für die Seelen!“

Henris arme Ehefrau ist meist fast ebenso geduldig und ergeben wie er, obwohl es sehr viel bitterer ist, die, welche wir lieb haben, leiden und siechen zu sehen, als selber zu leiden. Jedoch, so still sie gewöhnlich alles trägt, neulich schien ihr Glaube doch wankend zu werden, ihren Gatten noch immer nicht in der so lang ersehnten Genesung zu sehen, meine Abschriften von keinem Erfolg im Verkauf begleitet, ein kränklich Kindlein auf dem Schoß, das jämmerlich schrie, und die andern halb hungrig, halb nur bekleidet sich um sie drängend, da verbarg sie ihr Angesicht und schluchzte bitterlich.

„O Henri,“ flüsterte sie, „was haben wir gethan, daß unser Beten nicht zum Ohr des Herrn dringt?“

Da nahm er ihre Hand und sagte: „Alette, es ist dennoch zu Ihm gedrungen. Er hält uns die Hilfe nur so lange fern, bis der beste Moment kommt.“

„Aber unsre Not kann kaum größer werden, Henri!“ versetzte sie. „Kann Er uns denn lieben und alles dies sehen und wissen und doch nicht helfen?“

„Er hilft uns schon, meine Alette, Er lehrt uns jetzt eine seiner besten Lektionen, die, welche alle ihrer Zeit zu lernen gehabt haben. Er lehrt uns zu vertrauen und zu w a r t e n. Er schaut uns zu, ob wir und wie wir solches lernen. Laß uns zu Ihm aufblicken, Alette, auf daß wir Seine Stimme hören in dem Sturm! Laß uns Ihn bitten um Seinen Segen in dieser Heimsuchung, und ich bin des gewiß, Er wird uns solchen danach zu teil werden lassen!“

Und dann warfen wir uns auf die Kniee und beteten und wurden erhört.

Ach Bruder Bartholomäus, keine Zucht kommt der unsers Gottes gleich! Wir suchen das Herz dadurch in Zucht zu nehmen, daß wir es hart werden lassen; Er aber schmilzt es. Und kein Trost ist dem unsers Gottes gleich. Unsre Arzneien wirken schwächend auf die Konstitutionen, indem sie dem Übel abhelfen; die Seinen stärken das Herz, während sie die Wunde heilen.

Es ist ein beklagenswerter Irrtum, daß wir uns von der stählenden Luft des alltäglichen Lebens ausschließen, von der sanft uns schulenden Hand des Familienlebens, und uns versenken in das mechanische Getriebe, in die dumpfe, enge Atmosphäre des Klosterlebens, und so unsre tote Maschinerie von Regeln und Enthaltsamkeitsübungen an die Stelle der lebendigen Erziehung unsers Gottes setzen.

Es ist wohl etwas Seliges, so unmittelbar unter der Führung Seiner Hand zu stehen, was es auch koste.

Ich habe meinem jungen „Bruder" und seinem Weibe meine Erkenntlichkeit damit erwiesen, daß ich ihnen ein Neues Testament, welches ich selbst abgeschrieben, zurückließ, und sie versprachen mir es zu lesen.

Dritter Brief. Das Gefängnis in Köln.

Abt Bernhard hat es erreicht, daß er unsre Gemeinde in Lyon zerstört hat, wobei ihn Ausschreitungen, welche etliche in ungezügeltem Eifer begingen, unterstützt haben. Einige sind nach den Alpen geflüchtet, andre nach Ungarn, Böhmen, Österreich und Schwaben. Ich selbst zog noch einmal nordwärts; doch schließlich haben sie mich samt vielen andern gefangen. Also muß dies mein letztes Lebewohl an Dich sein, mein Bruder, denn morgen führt man uns zum Tode. —

Heute abend haben wir mit dem uns gelieferten Brot und Wasser eine heilige Abendmahlsfeier gehalten, uns dessen tröstend,

daß Er, dessen Wort das Wasser in Wein verwandelte, nicht ansehen würde die Unvollkommenheit des Symbols. Durch Seine Gegenwart wurde dies Kerkermahl zu einem wahren Himmelsfest.

Es war das letzte Mahl, das wir auf Erden genießen werden; es dünkte uns schon mehr gleich dem ersten im Himmel. Noch einmal haben wir heute Seinen Tod verkündigt; morgen werden wir bei Ihm sein für allezeit, und dann folgt das lange „morgen" des Auferstehungstages. Morgen sollen wir an dem Schandpfahl sterben.

Das ist Abt Bernhards Werk, wenn ich auch nicht glaube, daß er es bis zu unsrer Tötung hat bringen wollen. Wenn wir uns dereinst droben sehen, erlöst und rein gemacht durch das gleiche kostbare Blut, wie wird er sich wundern über diese Frucht seines Thuns!

Doch wie sollten wir darob ihm zürnen, da wir so bald vor Ihm stehen, vor dem wir nichts für uns vorbringen können als Ihn selbst.

„Du hast uns erlöset, Herr, durch Dein Blut."

Wir haben einen sicheren Anker, der hinreicht in das Inwendige des Vorhangs, nämlich Christus in uns, und „im Himmel die Hoffnung der Herrlichkeit".

Der letzte Sturm ist herangebraust; das Schifflein schwankt hin und her; das Fleisch zittert und bebt, dennoch, lieber Bruder, ist „mein Anker fest".

* * *

Viele Jahre lang sehen wir nichts eingetragen im Tagebuche des Bruders Bartholomäus. Dann fängt es aufs neue an mit schwacher, schwankender Hand und schließt nach dem Berichte von einem Tage plötzlich rasch ab.

Marienthal, 1. November. Alle Heiligen.

Es ist lange her, daß ich irgend etwas geschrieben habe. Seit Bruder Konrad uns verließ, haben die Dinge hier sich geändert. Das ganze Kloster scheint mich mißtrauisch anzuschauen als seinen Freund, vielleicht als Mitschuldigen seiner Flucht. Indem ich mich von dem letzteren Verdachte rein zu sprechen suchte, hat man mich bisweilen dahin gebracht, daß ich mehr gesagt habe, als ich die Absicht hatte, und danach hat mein Herz mir bittere Vorwürfe darüber gemacht. Er ist stets mit mir zusammen gewesen wie ein Sohn mit seinem Vater, und bisweilen befällt mich das Bangen, daß ich ihn irre geleitet habe, und daß ich allzuschnell und anspruchsvoll in meinem Glauben gewesen bin, indem ich der Heiligen Schrift zu vieles und solches zu kühn entnommen und mit zu wenig Ehrfurcht zu den Vätern und Regenten der Kirche aufgeblickt habe.

Und dann kommt mir der versuchliche Gedanke: „Wie, wenn er, Konrad, nun schließlich recht hätte und Du unrecht?" Und in dem Tumult und Wirrwarr all der verschiedenen Stimmen in meinem alten Gehirn vermag ich nicht immer zu sagen, welches die Teufel und welches die Engel sind.

Mutter Magdalis hat wenige Wochen, nachdem Konrad verschwand, das Zeitliche gesegnet, und eine Fremde, der ich nicht traue und nicht gut sein kann, bewohnt nun ihr Häuschen. Sonderbar ist es, daß ich nie wieder etwas von Bruder Konrad gehört habe. Mitunter denke ich, er mag wohl an mich geschrieben haben, aber seine Briefe sind fehlgegangen oder mir vorenthalten worden, denn warum sähen sie sonst mich so argwöhnisch an und leiden es nie mehr, daß ich die armen Bauern rings herum besuche und ihnen predige, wie ich es doch früher gethan habe?

Einmal sagte mir Nannerl — sie hat den Konrad stets lieb gehabt, seit er damals ihren Knaben in Schutz nahm —, daß unter verschiedenen andern Ketzern, Cathari, Paulicianern, Waldensern und Pikarden, welche sie in Köln vor einigen Tagen verbrannt haben, einer gewesen sei von hochragender, gebietender Erscheinung. Es habe geheißen, einst sei er ein spanischer Edelmann gewesen, und daß er das Volk so gerührt habe durch seine ruhevollen,

himmlisch gesinnten Worte, daß manche weinten, und dann habe er ihnen gesagt, sie möchten nicht weinen um ihn, denn er ginge ja nur heim, ob auch auf einem rauhen Wege, sondern um sich selbst, damit Jesus Sich ihrer erbarme und ihnen ihre Sünden vergebe. Das kann wohl Bruder Konrad gewesen sein. Aber es kann auch nur Nannerls Einbildung sein. Jedenfalls sieht es ihm ganz ähnlich. Wie dem auch sei, Gott schenke seiner Seele die ewige Ruhe! Und doch, weshalb bete ich also? Sicherlich ist er, wenn er auf solche Weise starb, nun schon seit vielen Jahren zur Ruhe gekommen. Doch die Gesetze und Aussprüche der heiligen katholischen und apostolischen Kirche und Christi Statthalter auf Erden! Helf mir Gott! Ich bin ein armer, alter Mann, und mein Gehirn schwindelt mir bisweilen ganz arg. Viele der Mönche weisen mitleidig auf mich als auf einen halb Wahnwitzigen. Doch das bin ich nicht, nur so schwer versucht und so müde.

Der neue Herr Abt aber ist ein sehr jovialer Mann, liebt die Jagd, den Wein, das Vergnügen, so daß die Mauern des Klosters öfter widerhallen von der Stimme der Lust als von der des Betens, und für dergleichen Dinge sind meine alten Ohren in keiner Weise mehr empfänglich.

Mein Fleisch zittert; mein Herz bebt; ich bin gar sehr einsam und verlassen. Es ist mir, als ob ich ein armes Wrack wäre, das in sich zerfällt und nutzlos am Strande liegt. Und doch, habe ich nicht zuzeiten Strahlen einer besseren Hoffnung für die Zukunft? Habe ich mich nicht an das Kreuz meines Herrn geschmiegt und geklammert, und lebt Er nicht fort und fort, und besteht Seine Verheißung nicht fest und gewiß?

O mein lieber Herr Jesus, ich bin ein armer, matter Greis, gar so müde von der Last dieses Lebens; willst Du nicht sprechen, bald sprechen: „Komm zu mir!“? Denn Du weißt, ich bedarf der Ruhe.

Buchdruckerei der Schreiberhau-Diesdorfer Rettungsanstalten.
Diesdorf bei Gäbersdorf, Kr. Striegau.

Messerer